



S & L by : der_leser

K : Yffff

June : 2003 : V 1.0

FREEWARE

Nicht für den Verkauf bestimmt

HABE, Hans – Das Netz

ISBN 3-442114640

Buch- Kurzbeschreibung

Mit entschiedenem Engagement verflichtet Hans Habe hier eine Reihe höchstbrisanter Themen. In Rom wird das Callgirl Hetha Enzian ermordet. Jagd nach dem Täter? Jagd nach Erfolg und Ruhm. Acht Menschen machen ihr Geschäft mit dem Tod: Der Reporter, den seine Jugend nicht vor Zynismus schützt, der Illustriertenverleger, der den Mörder deckt, bis dieser seine Memoiren geschrieben hat, der Sohn des Verlegers, Rebell mit Ehrgeiz, der Rechtsanwalt, der das Leben der Toten kauft, der Vater der Ermordeten, der Blumen von Gräbern pflückt, das Luxusmädchen von der Via Veneto, der Kriminalchef, der es vor seiner Pensionierung noch einmal zeigen will und schließlich ein gescheiterter Schriftsteller. Acht Personen berichten, jeder in seiner Sprache. Sie alle sind im gleichen Netz gefangen.

Es ist sicher unmöglich, von dem Roman von Hans Habe nicht gefesselt zu werden. Hans Habe gelingt es, die Mischung aus Habsucht, Leichenfledderei und Sex zum Kochen zu bringen

Hans Habe
Das Netz

Roman

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Walter Verlages, Ölten
und Hans Habe, Ascona
für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
den Europäischen Buch- und Phonoklub Reinhard Mohn, Stuttgart
und die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien
Umschlag- und Einbandentwurf K. Hartig
Foto K. H. Klubescheidt
Gesamtherstellung: Wiener Verlag, Wien
Buch-Nr. 2200'1250

FÜR LICCI

DIE ZEUGEN

<i>Emilio Bossi</i>	31	<i>Reporter</i>
<i>Aurelio Morelli</i>	58	<i>Mörder</i>
<i>Francesco Vanetti</i>	23	<i>Photoreporter</i>
<i>Carlo Vanetti</i>	54	<i>Zeitungsvorleger</i>
<i>Dr. Antonio Zempach</i>	36	<i>Rechtsanwalt</i>
<i>Christa Sonntag</i>	26	<i>Call-Girl</i>
<i>Oskar Enzian</i>	59	<i>Selchermeister</i>
<i>Dr. Italo Canonica</i>	62	<i>Kriminalchef</i>

I

DER JUGENDMÖRDER

Emilio Bossi

Ich hätte ihn schon am Sonntag hängen können, aber ich wollte ihm den Tag des Herrn nicht verderben. Statt zu Morellis Hinrichtung fuhr ich zu Vanetti, unangemeldet.

Ich bin noch nie in seinem Haus gewesen. Vanetti hält Privatverkehr mit seinen Reportern für ansteckend. Zehn Schritt vom Leib. Seine Villa auf den Parioli liegt auf dem Olymp. Im großen Salon hängen Ahnenbilder. Natürlich nicht seiner Ahnen.

Es war noch früh, aber Vanetti hatte schon seinen hochgeschlossenen schwarzen Anzug an, wie ein Priester a. D. Steifer weißer Kragen. Zelluloid ohne Zölibat, Würde aus dem Hinterhalt.

»Ich habe den Mörder der Hertha Enzian«, sagte ich. Er fiel fast vom Renaissancestuhl. Es kann auch ein Barockstuhl sein, jedenfalls ist er unbequem. »Wie haben Sie ihn gefunden?« fragte er. »Reporterglück«, sagte ich.

Glück ist für Vanetti eine Tugend, Unglück ein Verbrechen. Einen Reporter, der Pech hat, soll man fristlos entlassen. Weisheit mit Gebrauchsanweisung.

Eigentlich wollte ich ihm nur sagen: Ich hatte Glück, basta. Aber dann erklärte ich es ihm doch. Meine Schwester Fiorella, zwanzig, war vor zwei Wochen bei einem *Happening* gewesen. Man hatte ein Haus in der Via Cesare Beccaria abgerissen. Statt den Bulldozern hatte der Hausbesitzer das Haus den *Hippies* überlassen. Fiorella ist ein *Hippie*, auf meine Kosten. Sie hatten das Haus im Nu demoliert, ein *Happening*. Dabei hatte sich ein älterer Herr an sie herangemacht, ein Verjüngungs-Hippie. Er bot sich an, sie im Taxi nach Hause zu bringen. Im Wagen versuchte er, sie zu erwürgen, obwohl sie ihm noch gar nicht nein gesagt hatte. Es war auch ziemlich albern, wegen des

Chauffeurs. Sie erzählte es mir am nächsten Tag. »Na und?« fragte Vanetti.

»Fiorellas Beschreibung«, sagte ich. Ungefähr sechzig, hager, Brille, Denkerstirne. Vor allem die Augenbrauen. Buschige Augenbrauen, über dem Nasensattel vollkommen zusammengewachsen. Die Krempe einer Baseball-Kappe aus Haaren. Genauso hatte man mir im Mordhaus den Mörder geschildert. Er hatte sich Fiorella vorgestellt. Zuerst war ich etwas pessimistisch, denn Mörder pflegen nicht ihre richtigen Namen anzugeben. Der Name stimmt: Aurelio Morelli, Schriftsteller.

»Kenne ich nicht«, sagte Vanetti. Als ob er alle Schriftsteller kennen würde. Er liest nur die Schriftsteller, die er verlegt.

Hertha Enzian hatte der *Contessa* erzählt, daß ihr ein »Dichter« nachstellt, ein alter Mann. Und ein Gehilfe im Schuhgeschäft an der Ecke der Via Sicilia hatte von einem »Wald über den Augen« gesprochen. Ein total sinnloser Mord, wie der Mordversuch an Fiorella. »Indizien«, sagte Vanetti.

Was denn? Ich war nicht dabei, als die Enzian erwürgt wurde. Ich hätte Morelli fotografieren und sein Bild herumzeigen können, aber das hätte die Polizei alarmiert. Ich bin nicht dazu da, die Arbeit der Ordnungshüter zu besorgen. Geschlechtsverkehrsregelung. Die waren zuerst auf einen Zuhälter aus. Wenn ein Call-Girl ermordet wird, muß es ein Zuhälter gewesen sein. Es gibt zu viele komplizierte Verbrecher und zu viele primitive Polizisten. Jetzt sind sie hinter einem Filmproduzenten her. Weil es viele alte Produzenten und wenige alte Zuhälter gibt. »Sie wollen ihn natürlich anzeigen«, sagte Vanetti. Er wußte ganz genau, daß ich keine so edlen Absichten hatte. Edle Absichten können bis Montag warten. Vanetti ist nicht schwer von Begriff. Er wollte den Plan aus meinem Mund hören. Er hatte moralische Bedenken. Er saß unter dem Ahnenbild und hatte einen Vorschuß-Katzenjammer. Unmoral läßt Vanetti von anderen besorgen. Unmoral kostet Geld. »Ich kann damit zu jeder

anderen Illustrierten gehen«, sagte ich. »Das können Sie nicht«, sagte er.

Ich nannte mein Honorar, ein vollkommen unmoralisches Honorar. Für Pech wird man gefeuert, Glück muß bezahlt werden. »Und selbstverständlich Beteiligung an den Weltrechten«, sagte ich.

»Und wenn er inzwischen verhaftet wird?« sagte Vanetti. »Meine Sache«, sagte ich. »Schließlich wird man noch einen Schriftsteller mit der Niederschrift seiner Memoiren betrauen dürfen.« »Sie betrauen ihn«, sagte er.

»Sie zahlen«, sagte ich. »Bei der Verfilmung machen wir *fifty-fifty*.« Vanetti Bedingungen zu stellen war für mich ein erotischer Genuss.

»Sechzig-vierzig«, sagte er. »Ich trage die Spesen.« »Sobald wir das Manuskript haben, zeigen wir ihn an«, sagte ich.

»Sie zeigen ihn an«, sagte Vanetti. Er ist bei Pontius Pilatus in die Schule gegangen.

»Wenn die Polizei die Memoiren zu früh beschlagnahmt, wissen wir nicht, was drinsteht«, sagte ich. »Wir sind überrascht.«

»Ja, sehr«, sagte er.

»Von seiner Verbindung mit dem Mord haben wir natürlich erst nach Ablieferung des Manuskriptes erfahren«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte Vanetti.

Wir stritten noch eine Weile über unseren Vertrag. Und die Spesen. Vanetti spart immer am falschen Platz.

Er begleitete mich bis ans Gartentor, wie der Pater superior einen Klosterbesucher. Im Büro steht er nicht einmal von seinem Schreibtisch auf. Ich weiß nicht, was ihm mehr imponierte: daß ich den Mörder gefunden oder daß ich Prozente verlangt hatte.

Montag, drei Uhr, fuhr ich zu Morelli. Es regnete. Es paßte zur Stimmung. Etwas zu gut, wie in schlechten Reportagen, in denen alles stimmt.

Morelli wohnt am Stadtrand. Eine dieser Super-Siedlungen, die der Duce gebaut hat. Wirken schon wieder so alt wie Pompeji. Glockentafel aus Marmor, das einzige Luxuriöse im ganzen Haus. Die luxuriösen Grabsteine in den sizilianischen Dörfern. Dorf. *Aurelio Morelli*, Tatsächlich: Er ist Doktor. Was sehr brauchbar ist, für einen Call-Girl-Mörder.

Ich habe ihn zwei Wochen lang beobachtet. Trotzdem war ich überrascht. Geboren am achten August 1909. Ein Löwe. Eventuell astrologisch zu gebrauchen. Ich habe es festgestellt, ich lege Wert auf Genauigkeit. Fiorella hat ihn für sechzig gehalten, aber das war wegen des *Happenings*. Jeder, der über zwanzig ist, wird bei einem *Happening* mindestens sechzig. Er sieht nicht aus wie jemand, der ein Call-Girl killen müßte. Verhungerte Eleganz. Bei Intellektuellen kann man nie wissen, ob sie sich hinauf- oder hinunterhungern. Graue Schläfen, starke Nase, eine ungefaßte Brille, wie zwei Monokel. Und die Augenbrauen zusammengewachsen, als sagte das Gesicht: Strich drüber. »Emilio Bossi, von der Illustrierten *Quest’Ora*«, sagte ich. »Ich lese keine Illustrierten«, sagte er. Das war idiotisch. Auf einem Tisch lagen mindestens sechs *Playboys*, antiquarisch. Busen haben Ewigkeitswert. Der läßt sich keinen nackten Busen entgehen. Zwei Zimmer. Das Wohnzimmer mit Gartenmöbeln eingerichtet, hauptsächlich Bambus. Sogar ein Liegestuhl, gestreift, grün-weiß-rot, ein nationaler Strecksessel. An der Wand ein Riesenaquarium, mit lauter winzigen Fischen, die nach Wasser schnappen.

»Signor Morelli«, sagte ich höflich, »ich komme zu Ihnen, weil wir wissen, daß Sie Hertha Enzian ermordet haben.« »Ich kenne keine Hertha Enzian«, sagte er. Dafür allein könnte man ihn hängen. Ich erinnere mich an den Eisenbahnmörder, der bei

seiner Verhaftung gesagt hat: »Ich kann es nicht gewesen sein, ich hatte keine Fahrkarte.« Seit acht Wochen schreiben die Zeitungen täglich von Hertha Enzian. Die Enzian hat Vietnam verdrängt. Wer unschuldig ist, der sagt: »Ich habe niemand ermordet«, der versteift sich nicht auf eine bestimmte Person. Viele haben die Enzian gekannt. Sie war ein Telefonbuch mit Beinen. Nur einer hat sie ermordet. »Ich wünsche nicht, belästigt zu werden«, sagte er, etwas spät.

»Ich bin nicht von der Polizei«, sagte ich. »Ich bin der Weihnachtsmann in Verkleidung.«

Aber mit dem Weihnachtsmann ließ ich mir noch Zeit. Ich mußte ihn überzeugen, daß er in der Falle sitzt. Ich bin für Aufrichtigkeit. Wenn man aufrichtig ist, wirkt die Lüge wie Wahrheit. Das ist das Gute an der Aufrichtigkeit.

Ich begann mit Fiorella, ganz aufrichtig. Verbrecher sind unglücklich, daher abergläubisch. Wenn ihnen der Autobus vor der Nase wegfährt, fällt ihnen vom kleinen Pech das größere ein. Er sollte sehen, daß er Pech gehabt hat. Je detaillierter die Lüge, desto mehr sieht sie nach Wahrheit aus. »Ich habe Sie vergangenen Mittwoch«, sagte ich, »vor dem *Cinema Royale* fotografiert.« Dort war er wirklich, er hat sich *Blow up* angesehen. »Herthas Nachbarn haben Sie erkannt. Sie sollten sich die Augenbrauen rasieren lassen.« Ich gab ihm noch andere freundschaftliche Ratschläge.

Zum Beispiel, Gummihandschuhe zu verwenden. »Zugegeben«, sagte ich konziliant, »- die Mordkommission verfolgt falsche Spuren. Aber sie muß pflichtgemäß jeder Anzeige nachgehen. Ich brauche nur zu sagen: Aurelio Morelli – und man wird Ihre Fingerabdrücke prüfen. Sie waren nicht vorsichtig, das muß Ihnen der Feind lassen. Die Chance, daß zwei Menschen die gleichen Fingerabdrücke haben, steht vierundsechzig Milliarden zu eins. Sie haben ganz schön zugeschrückt, *dottore*.« Er versuchte, seine Hände zu verbergen, wie ein

Kind, das sich mit Tinte beschmutzt hat. Kleine Hände, aber ziemlich sehnig. Er stammt von Bauern ab, wenigstens mütterlicherseits. Seine Mutter ist achtzig. Ich werde sie zur gegebenen Zeit interviewen.

»Warum zeigen Sie mich nicht an?« fragte er. »Wenn in einer ohnedies sodomitischen Gesellschaft jeder seine Bürgerpflicht vernachlässigte ...«

Was sodomatisch ist, weiß ich nicht: Vielleicht kommt es von Sodom. Er drückte sich gespreizt aus, wie viele Schriftsteller, die Angst haben, anders zu sprechen, als sie schreiben. Ich wurde ungeduldig. »Belehren Sie mich nicht über meine Bürgerpflicht«, sagte ich. »Ich habe kein Geld«, sagte er.

»Ich bin kein Erpresser, sondern der Weihnachtsmann«, sagte ich. »Sie werden Ihre Memoiren für *Quest’Ora* schreiben. Mit allen Einzelheiten. Ich werde Ihnen an die Hand gehen.«

Er sagte: »Nachdem ich meine Memoiren zu Papier gebracht habe, werden Sie mich anzeigen.« »Denken Sie logisch«, sagte ich. »Wenn wir Sie anzeigen, geben wir zu, daß wir unsere Bürgerpflicht vernachlässigt haben. Sie bekommen einen Freiflug – wohin Sie wollen.« »Es gibt ein Rechtshilfeverfahren«, sagte er. Ich wunderte mich, daß er so schnell gestand. Vielleicht dachte er, daß er nichts zu verlieren hat. Oder daß er später doch alles ableugnen könne. Oder er gehört zu den Verbrechern, die schon beim Mord an das Geständnis denken. »Nicht jedes Land hat Auslieferungsverträge mit Italien«, sagte ich. »Und man muß Sie erst finden. Sie lassen sich die Nase ändern. Denken Sie an die Naziverbrecher, die man nie gefunden hat.« Das beruhigte ihn.

Immerhin sagte er: »Wenn Sie meine Memoiren veröffentlichten, wird man wissen, daß Sie es vorher gewußt haben.«

»Wir haben sie eben erst gekauft, als Sie schon über alle Berge waren«, sagte ich.

»Die Nachbarn gehen zur Polizei«, sagte er. »Man erfährt, daß Sie mich fotografiert haben.«

»Das habe ich erledigt«, sagte ich. »Sie sind eine teure Investition.«

Er stand am Fenster und blickte hinaus. Ich dachte: Das ist der unerfreulichste Mörder, der mir je untergekommen ist. Er wirkte weder brutal noch krank. Eher wie ein Anatomielehrer, der lieber Lebende seziert. Der Hochmut der Intellektuellen überlebt alles, auch ein ermordetes Call-Girl. Es war, als zählte er die Regentropfen. Mein Irrtum. Er wandte sich um und sagte: »Drei Millionen.«

Ich weiß nicht, warum ich für Vanetti Geld spare, aber ich sagte: »Zwei Millionen und die Spesen. Sie müssen aufs Land, wo Sie ruhig arbeiten können. In Rom laufen zu viele Polizisten herum.«

»Was ist mit meiner Nase?« sagte er. »Gehört zu den Spesen«, sagte ich.

»Ohne meinen Namen sind meine Memoiren wertlos«, sagte er. »Die anonymen Geschichten sind allesamt erfunden.«

Das war unverschämt, aber kollegial. Kaum schreibt einer seine Memoiren, fühlt er sich als Kollege. »Ihr Name bleibt ungenannt«, sagte ich. »Sie unterschätzen das Publikum. Es braucht keine Namen. Es hat einen unfehlbaren Instinkt für die Wahrheit.« Ein Vanetti-Zitat. »Daß Aurelio Morelli der Mörder ist, interessiert höchstens die Tageszeitungen. Unsere Leser wollen etwas lernen. Sie wollen wissen, warum Sie die Enzian ermordet haben. Aus Habgier. Oder aus reiner Freude an der Sache. Ob Sie, zum Beispiel, verrückt sind.« »Nur die Mörder sind normal«, sagte er. »Je mehr Psychologie, desto besser für uns«, sagte ich. »*Quest’Ora, die Illustrierte mit Niveau*. Wahrscheinlich haben Sie Ihre Mutter gehaßt.« »Ich liebe meine Mutter«, sagte er. »Macht auch nichts«, sagte ich. »Die Leser wollen wissen, was Sie für ein Mensch sind. Wie Sie die Enzi-

an kennengelernt haben. Was die Enzian für ein Mensch war. Man fragt sich, wieso Christa Sonntag, nebenan, nichts gehört hat. Sparen Sie nicht mit Einzelheiten. Was nicht für jugendliche Ohren bestimmt ist, können wir immer noch streichen.«

»An meinem Manuskript wird nichts geändert«, sagte er. »Nicht einmal Feltrinelli würde es wagen, eine Zeile von mir zu streichen.«

Damit hat er sich als Schriftsteller ausgewiesen. Keiner will streichen, jeder streicht. Die Jungfernschaft währt nur bis zur Setzmaschine.

»Wir rechnen mit fünfzehn Folgen zu rund achtzehn Seiten«, sagte ich. »Auf den Mord können Sie gut und gerne vier Folgen verwenden. Dreißig Zeilen zu dreißig Anschlägen auf einer Seite. Wir bezahlen Sie wie Ernest Hemingway.« »Ich schreibe mit der Hand«, sagte er beleidigt.

Er stand am Aquarium und betrachtete seine Fische so liebevoll, als wäre er der alte Prinz von Monaco. »Mein Aquarium nehme ich mit«, sagte er. Warum nicht? Seit wann reist ein Mörder mit einem Aquarium? *Der Mörder reist mit Fischen*, wird eine hübsche Zwischenzeile geben.

»Ihren Kloakenstil treffe ich nie«, sagte er. »Ich habe meine Doktorarbeit über den Ostrakismos verfaßt.« »Ostrakismos hin, Ostrakismos her«, antwortete ich, »... schreiben Sie nieder, was Ihnen durch den Kopf geht.«

Die Sache mit dem Kloakenstil fand ich ganz schmeichelhaft. Er muß meine Reportagen gelesen haben. Ich habe nichts von ihm gelesen. Einem Autor, von dem man nichts gelesen hat, ist man immer überlegen. »Wann bekomme ich die zwei Millionen?« fragte er. Er wirkte lüstern.

»In drei gleichen Raten«, sagte ich. »Die Fahrkarte und die Spesen«, sagte er. »Und die Nase«, sagte ich großzügig. Darauf einigten wir uns.

»Das Aquarium nehme ich mit«, wiederholte er. Die Fische freuten sich. Sie scheinen ihm sehr zugetan zu sein.

Aurelio Morelli

Daß der Ort, den der junge Reporter, Emilio Bossi mit Namen, mir anbefohlen hat und wo mir Wochen oder gar Monate des Exils zu verbringen bestimmt sind – ach, die Verbannung hat ja in der Geschichte des Altertums, ich denke nur an Alkibiades, Coriolanus, Aristides und Themistokles, stets eine fragwürdige Rolle gespielt, sei es, daß man sich scheute, Todesurteile auf simplere und würdigere Art zu fällen, sei es, daß man die Abwesenheit von der heimatlichen Scholle für tödlicher als die Todesstrafe hielt –, daß der Ort also, wohin mein junger Freund mich gebracht hat, meinen Wünschen entspräche, meinem Schaffensdrang förderlich wäre, kann ich mit gutem Fug nicht behaupten. Foce Verde heißt der Ort, die Grüne Mündung, und insofern steht der Name ihm an, als der Fosso Mascarello ins Mittelmeer sich ergießt, doch kann von einem Erguß eigentlich nicht die Rede sein, vielmehr verläuft sich das artige Flüßchen, als hätte es, von einem langen Lauf vollends erschöpft, keine Kraft mehr, weiterzufließen, bescheiden in den Schoß des Meeres; ganz und gar aber ist nichts Grünes hier wahrzunehmen, oder doch nur ein Grün, das sich seiner Natürlichkeit zu schämen scheint. Der weite Sandstrand, der sich, angefangen bei der Brücke über besagten Fosso Mascarello, dem Städtchen entlangzieht, ist von Gesträpp und Halden durchsetzt; die Farbe des Sandes haben sie angenommen, so daß Gleichgültigkeit, Verwahrlosung, eine hoffnungslose Tristesse den Meeressaum kennzeichnen. Daran ändern auch die bunt angestrichenen Badekabinen nichts, die der nach dem Süden führenden Haupt- und Verkehrsstraße ihre Zebrarücken zukehren und jetzt, im übrigen – es ist Anfang Oktober –, verwaist dastehen. Sie sprechen von den Vergnügungen der Armen, einem *riposo* auf Bewährungsfrist-Wochenend-Illusionen der kleinbürgerlichen Familien, nochdürftiger als die Wirk-

lichkeit ihrer mühsamen Tage. Es ist kein freies, kaum ein unbebautes Stück Land entlang der Asphaltstraße zu entdecken, die, leicht überhöht, den Strand neben und unter sich läßt, und die Häuser wieder, Villen, Wohnbauten, Cafes und Kaufläden, scheinen nach dem Meer gedrängt zu haben und von der Straße aufgehalten worden zu sein; an ihrem Rand stehen sie nun wie Bettler, denen der Zutritt zu einem noch so zweifelhaften Paradies versagt bleibt.

Mag sein, daß ich bei näherer Bekanntschaft einen fröhlicheren Ausblick werde entdecken können, doch muß ich das vorerst bezweifeln: Ungünstig stehen die Zeichen fürwahr, denn alsogleich, bei der Überquerung der Stadtbrücke, fiel mir ein bunter Haufe von Fischern auf – hinterhältige Burschen, die mit ihren Mordgeräten, Angeln und Netzen, auf unschuldige Opfer lauern. Vor den Fenstern meines Hotels befindet sich, zu allem Überfluß, ein steinerner Spielplatz, zwischen Straße und Strand, jedoch auf Straßenhöhe gelegen, wo zu abendlicher Stunde die Jugend des Ortes dem Basket- oder Korballspiel frönt, und wenn ich, wie ich es mir zuweilen nicht versagen kann, hinausblicke, werde ich Zeuge eines ebenso ärgerlichen wie törichten Wettkampfes, an dem sich, so will es wohl das Gesetz des baumelnden Korbes, just die kräftigsten, am höchsten aufgeschossenen Recken des Dorfes beteiligen. Des Nachts ist die aufreizende Reklameankündigung meines Gasthofes – *Pizzeria, Bar Ristorante, spedalità marinare sempre vivo* – in grünen Neonzeichen erleuchtet, und da die Vorhänge alles andere als dicht sind, erwache ich mehrmals in einem Bad von gespenstischem Licht. Das Hotel gehört unseligerweise zu jenen, die sich rühmen können, »das ganze Jahr geöffnet« zu sein, und in der Tat versammeln sich in dem mit maritimen Fresken geschmückten Speisesaal die Notabilitäten von Foce Verde allabendlich zu Kartenspiel, Klatsch und politischem Gespräch. Einzige Labsal in dieser Widrigkeit, daß mein Aquarium die Reise ohne nennenswerten Schaden überstanden hat;

mit Ausnahme von zwei Seepferdchen und meinem geliebten Riesenmuschelkrebs – *Gigantocypris Agassizi* –, die sich der Verbannung entzogen haben, bin ich von meinen schwimmenden Freunden umgeben.

Nicht zufällig, so will es mich jetzt dünnen, habe ich meine Doktorarbeit, ein beachtliches Werk über den Ostrakismos, das athenische Scherbengericht, verfaßt: Schon den jungen Studiosus empörte die plebejische Gerichtsbarkeit, der sechstausend Stimmen – oder Scherben, sollte man sagen – genügten, um einen Unliebsamen, mag er noch so unschuldig gewesen sein, für zehn, zwanzig Jahre, für Lebenszeit gar, aus der Heimat zu verbannen. Wenn ich auf der Terrasse meines Gasthofes ruhe, muß ich des edlen Themistokles gedenken, der, sich von Seele und Leib, an den fremden Gestaden Persiens gesessen hatte und den erst der ach so begreifliche Selbstmord durch vergiftetes Stierblut von seinen Qualen befreite. Ich hatte keine Wahl. Mögen die Beweise, die mir der junge Bossi – ein vierschrötiges Kerlchen mit einer winzigen Schnuppernase, einem neapolitanischen Boxer nicht unähnlich und dabei von abstoßendem Rotblond – ins Gesicht schleuderte, nur Indizien gewesen sein, so ist doch die Qualität der Schnur, an der man gehenkt wird, von geringer Bedeutung: In behördlicher Hand hätten sich, was man Indizien nennt, sehr bald zu henkerischem Beweis verdichtet. Lebenslängliches Zuchthaus oder gar das Irrenhaus wären mein Teil geworden – möglicherweise das Irrenhaus, da man ja die Anwälte kennt, die ihren Mandanten den Narren zu spielen raten, und Richter genug gibt es, die, fortschrittlich und human zu wirken bestrebt, dem Angeklagten eine goldene Brücke ins Irrenhaus bauen. Nicht als ob ich meine Chancen allzu hoch einschätze, auch heute nicht, keineswegs. In dem Volksmärchen *Hansel und Gretel*, von den Brüdern Grimm aufgezeichnet, doch zweifellos dem Gehirn eines sadistischen Psychopathen entsprungen, läßt es die böse Hexe an nahrhaften Bissen für die gefangenen Kinder nicht ermangeln, wie es ja

menschliche Art ist, das Schlachtvieh mit besonderer Liebe zu mästen. Ach ja, Signor Bossi und sein unsichtbarer Chef wollen mich auf die Schlachtbank treiben – einmal, weil die Geschichte mit dem Namen eines so prominenten Autors weit ansprechender ist als eine bloß anonyme, zum anderen, weil am Ende, hat man nur genug profitiert, das staatsbürgerliche Pflichtgefühl erwacht und sein Unrecht fordert. Indes tröstet mich der gute Ausgang, das *happy ending*, wie man sagt, des gruseligen Märchens, in dem die Redlichkeit dennoch obsiegt; auch habe ich Zeit gewonnen – »*Le temps est un grand maître; il régle bien des choses*« -: In relativer Muße kann ich meine Vorkehrungen treffen, um der Hexe, die mir heimtückisch grinsend die Leckerbissen zusteckt, ein Schnippchen zu schlagen. Gestehen muß ich fürderhin, daß mich der Gedanke, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen – nicht alles freilich, was ich niederschreibe, ist für die luftige Zeitschrift namens *Quest’Ora* bestimmt –, mit einer gewissen Fröhlichkeit erfüllt, einmal, weil ich endlich für meine Sache zu plädieren vermag, zum anderen, weil doch nichts schöner sein kann, als sich vergangener Taten zu erinnern: »*Forsan et haec olim meminisse iuvabit.*« Vergangener Taten, sage ich und sage es im Plural, denn so tüchtig wie der fuchsrote neapolitanische Boxer zu sein glaubt, ist er mitnichten: Die liebliche Wienerin, Hertha Enzian, war nicht das erste Opfer meiner gerechten Entrüstung, vielmehr habe ich vier Jahre zuvor – genauer: am achten August des Jahres 1963 – die Gymnasiastin Lucia Chiesa und vor mehr als zwei Jahren – am achten August 1965 – das Bauernmädchen Vera Pisenti von der Kümmernis eines würdelosen und lasterhaften Daseins befreit. Daß beide Fälle nur geringes Aufsehen erregten und im Morast der lokalen Neuigkeiten erstickten, ist bezeichnend für die hierarchische Heuchelei unserer Gesellschaft: Eine Studentin der Oberschule, ein Mädchen vom Lande haben keinen Anspruch auf Mitleid, während eine Dame mit weißem Telefon und gekacheltem Badezimmer der

plebeischen Sentimentalität gewiß sein darf. Ich meinerseits bin demokratischer gesinnt und kann zwischen meinen Taten, die, in Unkenntnis der Motive, als Untaten bezeichnet werden, keine nennenswerte Differenz entdecken: Der Wert des Menschenlebens, an den ich wenigstens im Sinne der Subsumtion glaube, ist vom weißen Telefon unabhängig. Aber ich muß meinen Phantasien Einhalt gebieten. Zwar werde ich das sanfte Ende von Lucia, Vera und Hertha, unabhängig von den hanebüchenen Wünschen der ominösen Zeitschrift, mit der mir eigenen Gewissenhaftigkeit schildern, aber als Lösegeld habe ich der bösen Hexe eine Lebensbeschreibung versprochen, was bei dem Schriftsteller ohnedies dem Verkauf seiner Seele gleichkommt. Und wenn ich auch nicht mit der trivialen Phrase: »Ich wurde geboren am ...«, beginnen möchte, so muß ich wohl des Tages gedenken, an dem ich mich entschloß, als Rächer meiner mißgeborenen, mißachteten, mißhandelten Generation, sozusagen als ein neuer Graf von Monte Christo, aufzutreten.

Schuldig fühle ich mich keineswegs, weniger denn je. Die gesamte Gerichtsbarkeit, das römische Recht, der *Code Napoleon*, die amerikanischen *Blue Laws*, und was es sonst noch geben mag an juristischem Kruppzeug, beruhen auf der absurden Voraussetzung, daß der Mörder wegen dieser oder jener Tat bestraft werden muß, wo er doch in Wirklichkeit der Taten halber, die er nicht beging, geprisesen werden müßte. Wir alle sind willens, täglich, in jeder wachen Stunde – von den Träumen unserer Nächte nicht zu sprechen – einen Mord zu begehen, sei es, daß uns ein Freund betrügt, ein Mann im Autobus den uns gebührenden Platz einnimmt, ein schnellerer Autofahrer uns brutal abdrängt, eine Geliebte uns hintergeht, auf dem Postamt eine lästige Reihe sich vor uns formt, ein besserer Gesellschafter uns in Verlegenheit bringt, ein Konkurrent unsere Leistungen in den Schatten stellt oder auch nur ein Kellner zu der Rechnungssumme sein Geburtsjahr frech hinzuzählt. Ich kenne Hunderte junger Männer und Frauen, die den Tod von

meiner Hand verdienten, und nur humanitäre Rücksichten, bettnässerische Schwäche, vielleicht auch, was die Männer betrifft, Mangel an Gelegenheit und eine gewisse Scheu vor physischen Auseinandersetzungen haben mich zu einer gnädigen Zurückhaltung bewegen. Aber zurück zu meiner Autobiographie, zurück zu jenem Zeitpunkt, als ich mir der Gefühle bewußt wurde, die eine unverständige Wissenschaft als Mordinstinkte bezeichnet. Von den sieben Büchern, die ich zwischen meinem siebenundzwanzigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahr veröffentlichte, hat zwar nur der Roman *Du bist Aldbiades* die Gunst des breiten Publikums errungen, doch hat sich die Kritik mit ihnen samt und sonders aufs anerkennendste auseinandergesetzt, und meine bescheidenen Mittel – ich gelte als anspruchslos – genügten mir schließlich, mich meinem Lebewerk, dem Roman *Signora Angelotti*, in Muße zu widmen. Mehr als drei Jahre brannte ich an diesem Roman, der es – ich darf es ohne Eitelkeit behaupten – mit den Meisterwerken eines Dostojewski aufzunehmen vermag. Der Zufall – oder war es keiner? – wollte es so, daß ich just am Tage der fünfzigsten Wiederkehr meiner Geburt, einem feuchtheißen, meinen Nerven ganz und gar nicht zuträglichen Augusttag, in das Büro meines Verlegers beschieden wurde.

Daß mich Signor Bernasconi nicht persönlich empfing, mußte ich nicht nur als eine grobe Ungehörigkeit, mußte ich als ein bedenkliches Vorzeichen des Kommenden empfinden. Nicht minder bedrückend wirkte auf mich das Verhalten der Sekretärin, die mir, kurz angebunden, einen Warteplatz anwies. Sie war, wie man wohl mit unfreiwilliger Ironie sagt, die »Schreibkraft« des mir unbekannten jungen Lektors, eines gewissen Paolo Canova. Diese Person ließ mich nicht nur schlecht eine halbe Stunde warten, sondern würdigte mich auch keines Blickes: Sie war damit beschäftigt, ihre Fingernägel mit einer roten, gell riechenden Flüssigkeit zu lackieren. Sekretäinnen sind ein pestilenzialisches Übel, da sich in ihren Mie-

nen, Gesten, ja in ihrer Stimme die Launen ihrer Vorgesetzten unter einem Vergrößerungsglas spiegeln; besonders ärgerlich sind sie aber, da sie nicht mehr nach Fähigkeiten, sondern nur noch nach der Länge ihrer Beine, der Biegsamkeit ihrer Hüften und dem Umfang ihrer Brüste ausgewählt werden. *Fassons!* Ich saß endlich einem jungen Mann von nicht mehr als dreißig Jahren gegenüber, einem Glasgesicht mit enganliegenden, über der Stirn in Fransen glattgeschnittenen, im Nacken gleichwohl krauslangen Haaren, der von seiner Pfeife nicht abließ und mir unentwegt den Rauch in die Augen paffte. Hätte er mir mein Manuskript, das abgegriffen und in einem zerrupften Haufen vor ihm lag – und welche Sorgfalt verwende ich doch auf die Niederschrift meiner Gedanken! –, einfach zurückgegeben, ja, meinethalben, zornentbrannt ins Gesicht geschleudert: Es wäre, wer weiß, noch ein erträglicher Geburtstag geworden. Nichts dergleichen. Der vorne kurz-, hinten langhaarige Inquisitor erklärte mir mit der inappellablen Autorität seiner Unreife, daß »derlei Literatur«, wie ich sie schreibe, nicht mehr »gebraucht« wird; meine Sprache sei »antiquiert«, entbehre jeder Originalität und entspräche, wie ich wohl »selbst zugeben« müsse, keineswegs dem nach Neuem drängenden Zeitalter; meine Probleme seien dem jungen Leser unverständlich und hätten nur noch musealen Wert, doch sei auch dies zweifelhaft, da man ja »heute keine Renaissancekirchen bauen« könne; auf über sechshundert Seiten stumm, sei ich zugleich taub und verstünde den Donner der Zeit nicht zu deuten; die Liebe meiner Heldin, der Signora Angelotti, wirke, da sie erst auf Seite vierhundertelf – er blätterte – ins Bett gehe, und noch dazu mit ihrem eigenen Gatten, romantisch und infolgedessen ridikül; ich hätte offenbar den Kontakt mit der Welt verloren, wisse mit ihr, wie der legendäre Ripp van Winkle, nichts anzufangen – weit davon entfernt, mich zu neuen Taten zu ermutigen, legte er mir nahe, meinen schriftstellerischen Ehrgeiz an den Nagel zu hängen, mich nach einer ande-

ren Beschäftigung, eventuell einer Lehrstelle, umzusehen, mit heiterer Resignation zu begreifen, daß die Jahre über mich hinweggegangen seien. Schließlich riet er mir unverfroren, die Bühne, auf der ich »immerhin« eine »ehrenwerte Rolle« gespielt, anderen, Jüngeren zu überlassen. Er hieß mich, in dem Grab, das ich mir selber geschaufelt hatte, milde zu verenden.

Das aber geschah am achten August 1959, dem ominösen fünfzigsten Geburtstag, den ein Mann mit einiger Selbstachtung ohnedies kaum verwinden könnte, würde die Alternative nicht der Tod sein, der Tod, nur deshalb so unpopulär, weil der Weg zu ihm über das Sterben führt. Nachdem ich, die Arbeit von drei opferschweren Jahren unter dem Arm, Signor Canova verlassen hatte, ließ ich mich vor dem Cafe Doney auf der Via Vittoria Veneto nieder, um bei einem Gläschen Grappa mein Leben vor meinem geistigen Auge Revue passieren zu lassen. Was ich erschauernd erblickte, war jedoch nicht mein eigenes Dasein, war vielmehr just das, wovon das selbstgefällige Männchen mit dem Glasgesicht gesprochen hatte. Der Abend war über die Borghese-Gärten gefallen und hatte die Jugend Roms auf die Straße gelockt. Da stolzierten diese jungen Männer vor mir auf und ab, in engen Hosen, wie die Balletttänzer, die ihre Hoden zur Schau stellen oder ihre Genitalien künstlich aufbauschen, und wäre mir dabei nicht die Phallusparade eingefallen, welche die Zarin, so geht die Fama, unter ihren Gardeoffizieren abzunehmen pflegte, gebräche es mir beileibe an jeglicher Phantasie. Eine kichernde, zweideutige Heiterkeit herrschte unter den jungen Leuten, und ich dachte an meine eigene Jugend, die solcher Fröhlichkeit ermangelt hatte, nicht etwa weil die jugendliche Seele ohne glückliche Ingredienzien gewesen wäre, sondern weil kein Stückchen Brot, geschweige denn eine klingende Münze auf dem Pflaster gelegen hatten, weil uns Zucht und Ordnung eiserne Fesseln auferlegten, weil die Atombombe noch nicht erfunden war, deren rauchender Pilz die Menschheit keineswegs, wie man annehmen möchte,

bedroht, sondern sich im Gegenteil einer schützenden Hand gleich über sie ausbreitet – da jedermann weiß, daß sie das Ende bedeutet, wehrt sie den Anfängen. Was sich vor meinen sehend gewordenen Augen vollzog, dafür hätten ehedem reisende Voyeurs in Marseiller Freudenhäusern einen hübschen Batzen Geld bezahlt: die Nacktheit der Mädchen mit ihren Dekolletés bis zur Brustknospe, die hohen, erhobenen Fingern der Lüsternheit gleichenden Frisuren, das kokette Geschnatter, die feuchten, einladenden Augen, die wippenden Hintern, die unverschämten Umarmungen, das ganze Vorspiel zum Beischlaf, dieses ganze hündische Verhalten, dem die Straßenecke zum Bett wird.

Solche Gedanken deuten nun, zu Papier gebracht und angesichts der späteren Ereignisse, nach der vorgeschrivenen, mit Klischeevorstellungen gepflasterten Straße des Sexual- und Lustmordes – Sie werden, *Signore e Signori*, noch ihre Wunder erleben! Schon damals, an meinem fünfzigsten Geburtstag, wurde es mir klar, daß es nicht meine schwindende Potenz, das »Nachlassen der besten Kräfte« war, wie es in den Aphrodisiaka-Inseraten heißt, die mich zum Mörder machen würde; die Herausforderung war es, die ich in den jungen Augen las und die ich allein, in dem zwanzigsten Jahrhundert der Impotenz, gebührend zu beantworten bestimmt war. Es war kein Respekt für den alternden Mann in ihren Blicken zu lesen, nicht einmal Mitleid ob des erlittenen Verlustes – in ihren Augen war ich kein alternder Mann, der die Jugend verloren hat, sondern ein alter Mann, der nie jung gewesen, da ich offenbar niemals *ihre* Freiheit, *ihre* Zügellosigkeit, *ihre* schamlose Offenheit, *ihre* anarchistische Lebenslust, *ihre* bestialische Selbstverständlichkeit geübt oder genossen, mich niemals wie ein urinschnuppernder, paarender Rüde an der Straßenecke verhalten hatte. In keinem dieser Augenpaare entdeckte ich die Frage: »Wer bist du?« – da es ja in der Tat gleichgültig ist, wer ich bin, so gleichgültig wie die Frage nach Wesen, Talent, Schönheit,

Häßlichkeit, Tugend, Untugend, ja sogar dem Geschlecht der Toten. Wie an einem Toten, den man zu begraben vergessen, zogen sie an mir vorbei, blickten sie durch mich hindurch; als wäre ich ein Gespenst, erwiesen sie mir nicht einmal die Ehre, mich mit ein paar Fußtritten ins Grab zu stoßen. Ich blickte mich um. Nach Verbündeten hielt ich Ausschau, und nun, da ich meiner Altersgenossen gewahr wurde, ja auch weit älterer Männer und Frauen, ergriff mich die zornige Verzweiflung. Verbündete hatte ich gesucht, und von Verrätern war ich umgeben. Der Sehende ist einsamer unter den Blinden als der Blinde unter den Sehenden – einsam war ich ganz und gar. Eingeschüchtert saßen sie da, meine blinden Verbündeten, ein halb bewunderndes, halb ängstliches Lächeln auf den Lippen; ihres Alters schämten sich die einen, stolz auf ihre Henker waren die anderen; die einen duckten sich unter den Blicken der Homunkulus-Geschöpfe, die sie doch selbst aus der Retorte gezaubert hatten, die anderen betrachteten voll staunenden Neides, was ihnen ihrer eigenen Feigheit halber entgangen war; die einen verfielen und vergreisten, zu lächerlicher Imitation ließen die anderen sich verleiten.

In dieser Stunde war es wohl, daß der Wille zum Mord in mir erwachte, den indes kein Gerichtspsychiater begreifen würde, da diese Leute im Pfuhl der Sexualität wühlen, wo sie doch in Wirklichkeit, wenigstens was den Mörder Aurelio Morelli betrifft, zu den Höhen der sozialen Revolution emporblicken müßten. Millionen sind in der russischen Revolution, beim spanischen, finnischen oder indonesischen Massaker ums Leben gekommen, und doch sind alle diese Revolutionen, Gegenrevolutionen, Rebellionen und Aufstände von geringer Bedeutung neben der notwendigen Erhebung des Alters gegen seine dräuenden Todfeinde. Würde jeder über vierzig – denn man kann beileibe nicht früh genug beginnen – auch nur, wie ich es tat, drei junge Menschen ins Jenseits befördern: Wir könnten einer Diktatur entgehen, mit der verglichen die Dikta-

turen Hitlers, Stalins, Mussolinis und Mao Tse-tungs ein bloßes Kinderspiel anmuten.

Ich würde mich jedoch unnötig belasten, der Anklage wegen »vorsätzlichen Mordes« überflüssigerweise Schützenhilfe leisten, wenn ich behaupten wollte, schon an jenem schwülen Augustabend einen bestimmten Plan gefaßt oder auch nur meine Gedanken zu Ende gedacht zu haben. Es vergingen vier Jahre und es bedurfte der empörendsten Provokation, ehe das Mädchen Lucia Chiesa unter meinen Händen verendete.

Francesco Vanetti

Mein Vater ist Carlo Vanetti, das ist schlimm genug, daß Carlo Vanetti mein Vater ist, lieber hätte ich einen anderen Vater, am liebsten hätte ich gar keinen Vater, hätte ich keinen Vater, wäre ich kein Samen gewesen, oder ich wäre ein verstreuter Samen gewesen, wenn ich ein verstreuter Samen gewesen wäre, hätte ich einer Frau Freude bereitet, aber meiner Mutter habe ich nur Schmerzen bereitet, oder auch nicht, meine Mutter empfindet keinen Schmerz, wenn sie Schmerz empfände, hätte sie meinen Vater getötet, und ich wäre der Sohn einer Mörderin, ich hätte keinen Vater und ich liebte meine Mutter, eine Mörderin. Ich bin Francesco Vanetti, vielleicht möchte jemand, der nicht Francesco Vanetti ist, Francesco Vanetti sein, er wüßte nicht, daß ICH nicht Francesco Vanetti bin, ich bin nicht ICH. Ich bin Fotoreporter bei den Zeitschriften meines Vaters, mein Vater hat viele Zeitschriften, acht oder elf, mein Vater hat eine Wirtschaftszeitung, in der falsche Bilanzen stehen, und eine Hausfrauenzeitschrift, in der falsche Rezepte stehen, und eine Kinderzeitung mit *Mickey Mäuse* und *Superman*, und eine Illustrierte für die Dummen und eine politische Zeitung für die Dümmlsten. Ich bin Fotoreporter bei der Illustrierten *Quest’Ora*, weil ein Fotoreporter höchstens den Film verderben kann, ich habe kein Gehirn, ich habe ein Auge, und ein Auge habe ich auch nicht, die Kamera hat ein Auge, und es macht nichts, wenn ich den Film verderbe, die Filme sind eingerechnet in die falsche Bilanz. Wenn ich nicht Filme verderbe, schreibe ich Gedichte, ich ziehe meine eigene falsche Bilanz, meine Gedichte sieht niemand, die Gedichte der Dichter sieht niemand, die Dichter liegen in einem Massengrab, es gibt kein Monument für den unbekannten Dichter, die Dichter sind verscharrt.

Bei *Quest’Ora* bekomme ich nicht die großen Aufgaben, so

nennt sie mein Vater, er glaubt, es schmerzt mich, daß ich nicht die großen Aufgaben bekomme, ich pfeife auf die großen Aufgaben, mein Vater glaubt, daß man ohne Ehrgeiz nicht leben kann, mein Vater ist vollgepumpt mit Ehrgeiz, er hat Ehrgeiz in der Lunge, sein Blut ist dickflüssig von Ehrgeiz, er wird an einem Ehrgeizinfarkt sterben, ich lebe ohne Ehrgeiz, kein Ehrgeiz und kein Infarkt. Jetzt habe ich die große Aufgabe bekommen, nicht weil mein Vater MIR vertraut, Francesco Vanetti vertraut er, seinem SOHN, er hat keinen anderen Sohn, nur eine Tochter, er ist unglücklich, weil seine Tochter kein Sohn ist, es ist eine Aufgabe, die er nur dem SOHN anvertrauen kann, der Sohn heißt Vanetti, also kann er ihm eine große schmutzige Aufgabe anvertrauen, der SOHN wird den Vater nicht verraten, er heißt Francesco Vanetti. Ich werde nach Foce Verde geschickt, dort sitzt Aurelio Morelli, der ist ein Mörder, er darf nie erfahren, daß ich in Foce Verde bin, ich muß im Hinterhalt liegen, als Heckenschütze liege ich im Hinterhalt, Kameraguerilla, ich schieße Filme, er darf es nicht bemerken, die Fotografien sind für später bestimmt, wenn mein Vater ihn anzeigt, wenn er eingesperrt wird, er wird eingesperrt, lebenslänglich. Ich fahre nach Foce Verde, dem Meer entlang oder landeinwärts, ich fahre meinen Alfa Romeo, meinen eigenen, ich werde bezahlt, als ob man mir vertraute, als ob man mir große Aufgaben anvertraute, ich bin der Sohn, S-O-H-N, mein Wagen hat hundertsiebenundsechzig PS, ich bin glücklich in meinem Wagen, er fährt zweihundert, in meinem Wagen bin ich nicht Francesco Vanetti, wo ich bin, bin ICH schon nicht mehr, wenn man Francesco Vanetti ist, muß man irgendwo sein, und ICH bin nirgends. Ich fahre nach Foce Verde und lege mich auf die Lauer, aber Morelli kommt nicht aus seinem Hotel, der Mörder kommt nicht aus seinem Hotel, also gehe ich auf und ab, auf und ab, von der Brücke zum Hotel, vom Hotel zur Brücke, auf und ab. Bei der Brücke ist eine Kneipe, bei der Brücke ist keine Kneipe, am Ende der Landzunge an der Brü-

cke ist eine Kneipe, dort gehe ich hin und setze mich in die Sonne, es ist Herbst, es ist eine Kaltekuchensonnen, unten fischen die Kinder und fangen nichts, ich bestelle Coca-Cola, sie haben nur Pepsi-Cola, die Neger trinken Pepsi-Cola, ich trinke Pepsi-Cola. Die Kinder fangen nichts: sagt der Wirt, denn das Wasser ist vergiftet, das Meerwasser ist nicht vergiftet, aber das Wasser des Fosso Mascarello ist vergiftet oder das Wasser des Fiume Astura ist vergiftet, ich weiß nicht, es ist vergiftet vom Atomwerk, hinter Foce Verde liegt das Atomwerk, der Wirt zeigt es mir, es ist ein Geheimnis, das Geheimnis ist schmutzigweiß und drohend hoch, es hat kein Fenster, es ist ein blindes Atomwerk, ein mächtiger Blinder. Ich trinke mein Pepsi-Cola und beginne zu gehen, in der Richtung des blinden Atomwerks, in der Richtung des Geschehnisses. Ich stoße auf Stacheldraht, auf einer Tafel steht *Divieto di eseguire Fotografia e dnema-tografie e rilievi anche a vista Art. 250-250 o L.P.*, es ist verboten zu fotografieren oder zu filmen, man wird eingesperrt, nach Paragraph 250-250 o, also lege ich mich mit meinen Kameras ins Gras, ich habe einen Fotoladen um den Hals, und es ist kalt und das Gras ist naß. Wenn ein Carabiniere kommt, werde ich verhaftet und meine Kameras werden konfisziert und ich bin ein Spion, ich spionierte für die Kommunisten, für Mao würde ich spionieren, aber Mao würde mir keine großen Aufgaben anvertrauen, es glaubt niemand, daß ich für *Quest'Ora* spionierte, man glaubt, daß ich gegen die NATO spionierte, ich heiße Vanetti und man ruft meinen Vater, man entwickelt die Filme und auf den Filmen ist nichts, Sonnen-glaszelluloid, nicht einmal der Mörder ist auf dem Film, mein Vater weiß nichts, vielleicht spioniert mein Sohn doch für Mao: sagt er.

Es kommt kein Carabiniere, ich liege im Gras und ich denke nach und ICH beschließe, zur Polizei zu gehen und Aurelio Morelli anzuzeigen, Dottore Aurelio Morelli, Mörder und Schriftsteller, er hat Hertha Enzian erwürgt, am achten August

1967, im Haus Ecke Via Veneto und Via Sicilia hat er sie erwürgt, zweiter Stock, Tür einundzwanzig, und ich weiß, daß ich nicht hingehen werde, daß ich Morelli nicht anzeigen werde. ICH bin entschlossen, aber ich habe keine Beine, ich hatte nie Beine oder sie wurden mir amputiert und ich gehe nirgends hin. Ich warte auf die Polizei, die es mir abnimmt, auf die Polizei zu gehen, ich werde dem Polizisten sagen: daß ich kein Spion bin, ich bin Francesco Vanetti, der Sohn des Carlo Vanetti, der der Komplice eines Mörders ist, der Mörder sitzt im Hotel Palma und erinnert sich, er arbeitet an dem Mord, für *Quest’Ora*. Es kommt kein Polizist, ich liege im Gras am Kanal, sie haben einen Kanal gebaut, das Wasser fließt aus dem Meer ins Atomwerk, reines Wasser, Salzwasser, aus dem Atomwerk fließt das Wasser in den Fluß, schmutziges Wasser, Atomwasser, die Kinder können keine Fische fangen, die Fische sind kaputt. Der Kanal stinkt, der Nebel schneidet dem blinden Geheimnis den Kopf ab, das Gras ist feucht und mein Arsch ist naß, die Kameras liegen auf meinem Bauch wie Blumen auf einem Toten, die Kameras werden nicht naß, nur mein Arsch wird naß.

Ich gehe zum Hotel zurück. Ich gehe, das heißt ich setze ein Bein vor das andere, warum setze ich ein Bein vor das andere, ich betrachte meine Füße, ich beobachte meine Schuhe, warum tut man das Selbstverständliche selbstverständlich, niemand denkt darüber nach, niemand denkt nach. Vor dem Hotel steht mein Alfa Romeo, mein Alfa Romeo ist rot und steht im Hinterhalt. Ich lasse meine Kameras auf den Sitz fallen, da kommt der Mörder aus dem Hotel, vor dem Hotel, auf einer Balustrade, stehen sechs Figuren, Liliputaner aus Stein, Kaiser und Feldherren, winzig, vielleicht sind auch Götter dabei, ich habe keine Zeit, mich mit den Liliputanern zu beschäftigen, der Mörder spricht mit einer Kellnerin, sie hat einen Atombusen. Er sieht sich nicht um, er hat keine Angst, der Mörder ist ohne Argwohn, er hat sich die Augenbrauen rasieren lassen, ich

könnte ihn fotografieren, aber es ist dunkel, das nächste Mal.

Es wird kein nächstes Mal geben, ICH beschließe, den Mörder anzusegnen. Ich setze mich in meinen Wagen, ich tue das Selbstverständliche, mit eingeknicktem Arsch setze ich mich in den Wagen, ich fahre nach Rom, ich habe es nicht eilig, die Polizei ist die ganze Nacht geöffnet, ich fahre am Meer entlang, die meisten Hotels sind geschlossen, die meisten Häuser sind geschlossen, sie warten auf den nächsten Sommer, Rom wird sich über sie erbrechen, sommernagenkrank. Ich bin zufrieden mit mir, manchmal bin ich zufrieden mit mir, je länger der Weg, desto besser, ICH fahre, ich weiß, daß ich das Ziel nie erreichen werde. Vor dem Polizeipräsidium sitze ich im Wagen, Gehirninvalid sitzt im Wagen, ich denke an Sofia, Sofia lacht über alles, was ich tue, sie lacht und ist zornig, sie verachtet mich, weil ich Francesco Vanetti bin, der Sohn des Carlo Vanetti, Sofia hat Examenaugen, Sofia prüft mich, sie verachtet mich, weil ich nicht glaubwürdig bin, ich bin nicht glaubwürdig. Ich bemerke, daß ich den Motor nicht abgestellt habe, ich will Morelli nicht anzeigen. Ich habe nichts gegen Morelli, er wird wissen, warum er die Enzian umgebracht hat, ihr Geld hat man unberührt gefunden, zweihundert-zweiundvierzigtausend Lire, vielleicht hat sie sich lustig gemacht, weil er einen zu weichen Penis hat, so sieht er aus, wie jemand, der einen zu weichen Penis hat, er wird seine Gründe gehabt haben, vielleicht ist sie nur nach Rom gekommen, um sich umbringen zu lassen. Meinen Vater werde ich anzeigen, aber dazu ist es zu früh, er würde sagen: Ich habe nie etwas von Aurelio Morelli gehört, und Morelli würde ihn decken, er würde sagen: Ich weiß nichts von Memoiren, wer Memoiren schreibt, ist im Unrecht. Wenn ich Morelli jetzt anzeigen, wird man fragen: Warum, und ich muß sagen: Ich will die Gesellschaft gegen einen Mörder verteidigen, aber ich will die Gesellschaft gegen keinen Mörder verteidigen, die Gesellschaft mordet Kinder, warum nicht Call-Girls, ich verteidige kein

Call-Girl gegen die Mördergesellschaft, ich verteidige die Gesellschaft nicht gegen Call-Girls und Mörder, am Ende geben sie mir eine Lebensrettungsmedaille, eine Hundemarke, die sie guten Schwimmern umhängen, ich will keine Medaille, ich will niemand retten.

Der Motor läuft immer noch, ein Alfa Romeo stirbt nie ab, ich gebe Gas, ich fahre wie der Teufel, ich schneide die Kurven, ich will meinen Vater noch treffen, auf der Redaktion. Es ist Nacht, die Lichtreklamen fressen die Häuser, die Häuser sind aschrot, Coca-Cola hat die Menschen verbrannt, Pirelli hat die Menschen verbrannt, die Menschen verbrennen in Schokolade, ich fahre wie der Teufel. Am Dienstag und Freitag ist mein Vater bis elf in der Redaktion, meiner Mutter sagt er: bis eins, er ist ein schäbiger kleiner Betrüger, er betrügt nur um zwei Stunden. Ich benütze nicht den Paternoster, was soll das überhaupt heißen, *Vater unser du bist*, Pater noster der du bist, in den Himmel geht es nicht, höchstens durch den Dachboden, Vater unser sitzt im dritten Stock, ich stürze die Treppe hinauf in sein Zimmer.

Er ist allein, schade. Ich sage ihm, was ich von dem ganzen Schwindel halte, ohne mich: sage ICH. Er lässt sich nicht aus der Ruhe bringen, den wickle ich noch lange um den Finger: denkt er, er lobt mich, mein sittliches Empfinden, er ist stolz auf mich: sagt er, mein Sohn. Ich sage nichts, wenn ich ihn sehe, hasse ich ihn nicht, ich hasse nur die, die ich nicht sehe, wenn ich sie sehe, ist mein Gehirn leer wie ein leerer Zylinder, ICH sage: ich wollte Morelli anzeigen. Er beginnt, von meiner Undankbarkeit zu sprechen. Er hat mich nur gezeugt, damit ihm jemand dankbar ist, er hat seinen Samen verspritzt, damit der aufgehe in Dankbarkeit, er hat mich immer bestochen, als ich in der Wiege lag, hat er mich mit einer silbernen Klapper bestochen und später mit einer Spritze gegen Diphtherie und noch später mit einem Alfa Romeo. Der Mörder wird der irdi-

schen Gerechtigkeit nicht entgehen: sagt er, wann lebenslänglich beginnt, ist gleichgültig, wenn es nur l-e-b-e-n-s-l-ä-n-g-1-i-c-h ist, deshalb die Fotografien, du bist die Kamera der Gerechtigkeit: sagt er, die Memoiren sind als abschreckendes Beispiel gedacht, für Eltern, für Kinder, Morelli muß ein Psychopath sein, sonst hätte er die Zweihundertzweiundvierzigtausend nicht liegengelassen, und wenn Quest’Ora nicht auf die Idee verfallen wäre, wäre *Lui e Lei* todsicher darauf verfallen, die veröffentlichten jetzt die Memoiren der Claretta Petacci *Der Duce als Liebhaber*, Quest’Ora ist zu spät gekommen, man hätte sich vielleicht den Morelli ersparen können. Ich sollte mich durch den Mißerfolg nicht entmutigen lassen: sagt er, er kennt keine andere Währung als Erfolg oder Mißerfolg, wir stehen am Fenster, die Druckerei ist erleuchtet. Unternehmer träumen in Neon. Ich bin nicht mehr der jüngste: sagt er, wenn du einmal die Last der Verantwortungträgst, er will mich bestechen, er weiß nicht, daß ich lieber achtzehn wäre oder acht oder dreizehn, ich will keinen Sohn haben, Söhne sind bestechlich, Söhne liegen im Hinterhalt. Ich fahre nach Hause, meine Mutter ist noch auf, sie wird auch noch um zwei auf sein, wenn er von der Sacchi kommt, frisch gewaschen, ohne Lippenstift. Sie fragt, was es in der Redaktion Neues gegeben hat, ich sage: es hat nichts Neues gegeben, an der jordanischen Grenze wird wieder gekämpft, Papa ärgert sich über die Petacci, wenn man sie schon gehenkt hat, mit dem Kopf nach unten, hätte sie wenigstens keine Papiere hinterlassen sollen, jedenfalls nicht für *Lui e Lei*. Mama versteht nicht, hast du Papa gesehen: fragt sie, ich habe ihn gesehen: sage ich, er arbeitet sicher bis eins, der erste auf, der letzte zu Bett: sagt sie, und ich sage: ja, der erste auf, der letzte zu Bett. Ich gehe in mein Zimmer, ich stolpere über die Ordnung, wenn ich fort bin, wird immer Ordnung gemacht, ich muß wieder Unordnung machen, ich mache Unordnung und setze mich an meinen Tisch und beginne, ein Gedicht zu schreiben, *Opus*

XXIII, fürs Massengrab.

Carlo Vanetti

Ich fuhr zu Claretta. Das Gespräch mit Francesco hatte mich erregt, aber ich ließ mir nichts anmerken. Ich muß auf der Hut sein. Francesco ist ein Schwächling, und ich, wie alle Starken, fürchte die Schwachen. Francesco hatte mit fünfzehn seine erste Gonorrhöe, mit siebzehn seinen ersten Wagen, mit achtzehn seinen ersten moralischen Kater, mit zwanzig wurde er Kommunist. Ich habe ihn verwöhnt. *Man verwöhnt jene, für die man keine Zeit hat.* Er hat alle Fehler, und Beatrice hat keinen, außer daß sie ein Wesen weiblichen Geschlechtes ist. Ich denke mit Schaudern daran, daß ich die Last der Verantwortung bis in mein hohes Alter auf meinen Schultern werde tragen müssen. Beatrice wird heiraten, und Francesco wird nie fähig sein, die Verantwortung für das väterliche Unternehmen zu übernehmen. Er kann nicht einmal begreifen, was meine Zeitungen bedeuten.

Meine Zeitungen bekämpfen die Langweile, die schlimmste Geißel der Menschheit. Aus Langweile betrügen die Menschen ihre Brüder, begehen sie Missetaten, zeugen sie Kinder, mit denen sie nicht verwandt sind. Je reicher die Menschheit wird, desto mehr langweilt sie sich – reiche Kinder haben zuviel Spielzeug. Sogar die Armen langweilen sich. Die Reichen sorgen für sie; sie gönnen den Armen nicht einmal mehr den Spaß einer Revolution. Neben einem Fernsehgerät hat jeder auch eine Antwort. Fragen und Antworten, wie im Katechismus. Wer früher einen Minderwertigkeitskomplex hatte, dachte nach, was ihm eigentlich fehle. Jetzt weiß er, daß er einen Minderwertigkeitskomplex hat. Wer nicht? Die Krankheit gehört zur Seele wie die Nase zum Gesicht. Es ist langweilig, eine Nase zu haben. Wen es aber stören sollte, eine Nase zu haben, der wird mit dem Schnupfen gleich auch die Nase los. Wir leben in einer Rezept-Gesellschaft. Wenn man oben eine Münze einwirft, fällt

unten ein Rezept heraus. Da alles sichtbar ist, kann man sich nichts mehr vorstellen. Die Phantasie zieht herum wie eine zerlumpte Bettlerin. Meine Zeitungen sind barmherzig, sie geben der Bettlerin ein Almosen. Ich zerbreche mir ständig den Kopf, wie man die Menschen von ihrer Langweile befreit. Die Genies bauen Bahnen, damit die Talente fahren können. Ich baue Bahnen. Es ist nicht einfach. Mit Reisebeschreibungen kann man die Leute nicht mehr amüsieren; sie kaufen sich statt einer Zeitung eine Flugkarte. Mit Skandalen kann man sie nicht amüsieren; wo alles erlaubt ist, gibt es keinen Skandal. Abenteurer von gestern sind Spießer von heute. Ein Striptease wäre nur noch amüsant, wenn man sich die Haut über den Kopf zöge. Auch für die Zukunft interessieren sich die Leute nicht mehr; sie haben schon genug Spielzeug. Da kein Mensch einen Pfennig mehr verdienen, weniger Eifersucht empfinden oder auch nur einen Monat jünger bleiben wird, wenn wir den Mond erobern, langweilt ihn der Mond. Wenn ein Astronaut aus dem All zurückkehrt, fragt man nicht, was er gesehen hat, sondern wie alt seine Frau ist. Wir haben seit Jahren keine größere Pleite erlebt als mit der Serie über die sechs Astronauten. Fernseh-Appeal: Das Leben geht weiter. Wir mußten alle sechs bezahlen, aber der sechste ist nie erschienen. Wenn die Astronauten geschrieben hätten, daß sie oben fürchteten, ihre Frauen könnten sie betrügen – schließlich kann kein Astronaut seine Frau überraschen; sie weiß immer, wo er ist—: Die Serie hätte noch ein Erfolg werden können. Utopien lassen sich nicht verkaufen. Kinder sind nur so lange interessant, als sie keine Zukunft haben. Bis jetzt war Identifikation mein Prinzip, ich bin damit nicht schlecht gefahren. Kriege sind interessant, weil man im Krieg stirbt oder Lebensmittelkarten eingeführt werden. Mörder sind interessant, weil man nie weiß, ob nicht einer an der nächsten Ecke lauert. Krankheiten sind interessant, weil niemand gegen sie gefeit ist. Huren sind interessant, weil auch niemand gegen sie gefeit ist. Politik zieht nur, wenn sie mit

Kriegen, Mördern, Krankheiten oder Huren zusammenhängt. Leider ist der Rohstoff jedem zugänglich. Kriege, Mörder, Krankheiten und Huren fallen sogar Lui e Lei ein, wenn auch nicht in der richtigen Mischung. Da man die erotischen Positionen bald in der Schule unterrichten wird, werden nur noch Perversitäten gefragt sein. Ich bin ein moralischer Mensch; Perversitäten lehne ich ab. Ich muß mit dem vorhandenen Rohstoff operieren. Wenn man aber den Mörder im Fernsehen, in den Tageszeitungen, in den Illustrierten gesehen, im Rundfunk gehört hat, dann ist der Mörder langweilig. Wer sich langweilt, kommt auf abwegige Gedanken, vielleicht wird er selbst zum Mörder. Mit Unterhaltungsmaterial ist der Langweile nicht mehr beizukommen, da die Menschen nichts so langweilt wie die Unterhaltung. Eher kann man Affen mit Haselnüssen davon abbringen, sich in ihrem Käfig zu paaren, als daß man Menschen mit Zirkusspielen davon abbringt, sich unanständig zu benehmen. Man muß den Leser fesseln, nicht unterhalten. Exklusivität, sage ich meinen Redakteuren. Meine Vorläufer hatten es leicht. Sie erfanden falsche Nachrichten. Erstens hatten sie die allein, und zweitens hatten sie das Dementi. Jetzt ist jede Meldung kontrollierbar. Die Exklusivität muß auch noch authentisch sein, belehre ich meine Redakteure. Man kann sich keine Lügen ausdenken, man muß die Wahrheit erfinden. Der Mörder ist nicht exklusiv, aber seine Memoiren sind es. Sie sind nicht unmoralisch, sie sind die erfundene Wahrheit. Die Militärs wissen ganz genau, was sie tun, wenn sie dafür sorgen, daß die Soldaten immer etwas zu tun haben. Wer dem gelangweilten Menschen etwas zu tun gibt, dient der Moral. Ich beseitige die Langweile, die Quelle des Übels. Ich diene der Moral.

Leider hinkt das Erlaubte dem Akzeptierten nach. Das Interessante ist auch immer gefährlich – Kriege, Mörder, Krankheiten und Huren, zum Beispiel. Wenn uns *Lui e Lei* die Papiere der Claretta Petacci nicht abgejagt hätte, ich hätte mich auf die

Geschichte mit Morelli nie eingelassen. Übrigens sind die Petacci-Memoiren widerlich: Ich habe Beroglio aufgetragen, in *Positivismo* etwas darüber zu schreiben. Mussolini war der einzige, der die historische Mission Italiens erkannte; er hat den Tafari besiegt und die ligurischen Sümpfe trockengelegt, nur mit Hitler hätte er sich nicht einlassen sollen. Die Veröffentlichung seiner Bettgeheimnisse zerstört den Respekt vor diesem großen Patrioten.

Auf dem Weg zu Claretta – daß sie Claretta heißt, stört mich ein wenig; ich habe gewisse Ähnlichkeiten mit dem Duce und bin abergläubisch, wie er es gewesen ist –, auf dem liebgewor denen Weg dachte ich an die Vorwürfe Francescos und an das Unheil, das er anrichten könnte. Solche Gedanken sind meiner Potenz nicht zuträglich. In meinem Alter soll man sich auf die Liebe konzentrieren, noch ehe man sie genießt. Francescos Vorwürfe! Er ist stolz auf seine Kompromißlosigkeit. *Kriege, Prozesse, Ehekonflikte werden einzig und allein durch Kompromisse beigelegt. Kompromiß ist daher etwas evident Moralisches. Dagegen wird das Adjektiv »kompromißlerisch« nur im abfälligen Sinne gebraucht, was ebenso unsinnig ist, wie wenn man »gütlich«, von Güte kommend, verächtlich anwendete.* In meiner Jugend lernte man schon frühzeitig, Kompromisse zu schließen. In der Gesellschaft, in der Francesco, dank dem verlorenen Krieg und meinen wirtschaftlichen Erfolgen, aufgewachsen ist, glaubt niemand, einen Kompromiß schließen zu müssen. Mit den Kompromissen der Väter kauft man den Alfa Romeo, und wenn man im Ledersitz sitzt, sitzt man auf dem hohen Roß. Morelli ist ein Kompromiß. Ich gebe es zu, ich belüge mich nie. *Quest’Ora* hatte im letzten Monat eine verkaufte Auflage von einer Million und sechzigtausend, *Lui e Lei* verfügt über eine solide Verkaufsziffer von einer Million und dreihunderttausend. Wenn wir sechzigtausend verlieren, sinken wir unter die Millionengrenze, wir verlieren elf bis neunzehn Prozent der Inserenten, nicht zu sprechen von dem neuen, billi-

geren Inseratentarif, an den ich nicht denken darf, schon gar nicht auf dem Weg zu Claretta. Wenn . wir dagegen in der Weihnachtsnummer, die sich zur beschaulichen Lektüre besonders eignet, mit *Ich habe Hertha Enzian ermordet!* beginnen, können wir bei einigem Glück, der richtigen Werbung – und falls uns Vietnam keinen Strich durch die Rechnung macht – *Lui e Lei* spätestens zu Ostern überflügeln. Die scheinen nichts im Köcher zu haben, sonst würden sie die Petacci nicht so strecken, die sechzehnte Folge enthielt keinen einzigen Beischlaf. Meine Spione melden, *Lui e Lei* will Weihnachten mit den Memoiren *des Staatsanwalts* beginnen, der angeblich die Kennedy-Verschwörung aufgedeckt hat. Zweimal Politik hintereinander ist ganz falsch, auch wenn sie einmal mit Sex, ein andermal mit Mord zusammenhängt. Überdies halte ich Kennedy für einen alten Hut. Claretta kennt mich wie sonst niemand. Ich sähe bekümmert aus, meinte sie – »du hast Dackelfalten«, so nennt sie es. Wir tranken ein Glas Champagner und gingen ins Bett. Ich liebe Clarettas schöne Sachlichkeit. Nichts von den ermüdenden Gesprächen, die ich mit Luisa vor jeder Liebesbezeugung führen mußte. Nachher blieben wir noch lange im Bett – im allgemeinen stehe ich schon bald auf, und wir unterhalten uns im Salon; es ist nämlich ungesund, aus den warmen Kissen gleich in die kalte Nachtluft hinauszueilen. Sie hatte das Radio auf leise gestellt, und ich erzählte ihr von Morelli.

»Hoffentlich hast du nichts Schriftliches aus der Hand gegeben?« sagte sie mit wohltuender Sorge. »Ich schließe doch keinen Vertrag mit einem Mörder«, entgegnete ich.

»Ist er darauf eingegangen?« fragte sie und strich mir kosend über die Brusthaare.

»Er hat einen Vertrag mit Bossi«, erklärte ich, »und Bossi hat einen Vertrag mit mir. Natürlich steht im Vertrag zwischen Bossi und mir nichts von Morelli. Bossi verkauft mir einfach

exklusiv die komplette *Enzian-Story*.« Sie stand auf, um Zigaretten zu holen. Sie ist eine imposante erotische Erscheinung, auch nachher. »Was hindert Bossi daran, die Morelli-Memoiren *Lui e Lei* oder *Familiarità* zu verkaufen?« fragte sie. »Bossi weiß, daß ich ihn sofort anzeigen würde«, sagte ich. Ich zog die Bettdecke über den Bauch, während sich Claretta auf der Bettdecke ausstreckte. Sie liebt es, mit dem Kopf am Fußende des Bettes zu liegen und mit ihren Zehen meine Nase zu kitzeln. Es ist ihr nie kalt. Sie ist ja auch erst vor wenigen Wochen vierzig geworden. Sie sieht wie fünfunddreißig aus.

»Ich kann diesen Bossi nicht leiden«, bemerkte sie. Sie kennt ihn, denn er kauft seine Blumen immer in ihrem Blumenladen. »Ich glaube, er mag dich nicht«, fuhr sie fort.

»Du weißt, ich kenne mich aus. Wie steht es mit den Filmrechten?«

Claretta ist eine großartige Person, und jetzt hat sie wieder bewiesen, daß unsere Beziehungen nicht ausschließlich sexueller Natur sind.

Der Film bereitet mir Kopfzerbrechen. Wir könnten von Hollywood ohne weiteres dreihunderttausend Dollar für die Morelli-Story bekommen, während die italienische Filmindustrie, die ohnedies nur *Nouvelle-vague-Flausen* im Kopf hat, gewiß nicht mehr als fünf Millionen Lire aufbringen würde. Aber es gibt natürlich keine *Morelli-Story* ohne die *Enzian-Story*. Die große Frauenrolle ist schließlich die Enzian. Und die Amerikaner, die sonst nicht so heikel sind: In rechtlichen Fragen kennen sie keinen Spaß. Ohne die Autorisation der Familie Enzian zahlen sie keinen Pfennig. Eine Klage der Familie kann eine ganze Filmgesellschaft ruinieren.

Claretta ist ein halber Rechtsanwalt. Sie sprach nur die Bedenken aus, die auch mein Justitiar hatte laut werden lassen, als ich ihm andeutete, daß wir eine *Enzian-Story* planen. »Du mußt dir die Persönlichkeitsrechte sichern«, sagte Claretta und steckte mir, wie es ihre Art ist, die angezündete Zigarette in

te mir, wie es ihre Art ist, die angezündete Zigarette in den Mund. »Am besten schickst du deinen Anwalt nach Wien, zur Familie der Enzian.« »Das habe ich mir schon überlegt«, sagte ich. »Ich schicke aber lieber den Doktor Zempach aus Zürich. Ich kenne ihn zwar nicht persönlich, aber ich habe gute Geschäftsverbindungen mit ihm. Er soll eine Tessiner Mutter haben und spricht fließend Italienisch.«

»Mit einem Schweizer würde ich vorsichtig sein«, mahnte Claretta. »Meistens sind sie sehr korrekt, zumindest äußerlich.«

»Es ist eine vollkommen korrekte Angelegenheit«, entgegnete ich. »Du glaubst doch nicht, daß ich Zempach in die Sache Morelli einweihe! Er kauft von der Familie das Leben der Toten für *Quest’Ora*, das ist alles. Ein Glück, daß die Enzian keine Deutsche war. Die Deutschen haben amerikanische Begriffe. Eine österreichische Familie sollte sich mit vierhundertfünfzigtausend Lire, zwanzigtausend österreichischen Schillingen, begnügen.« Es ging auf eins, als ich zum Aufbruch rüstete. Gewöhnlich sage ich schon um halb eins, daß ich gehen muß, dann lasse ich mir noch eine halbe Stunde abbitten. Claretta ist eine vernünftige Frau – mit zwei Ausnahmen. Sie möchte sich unbedingt mit mir öffentlich zeigen. *Mehr als die Männer lieben es die Frauen, ihren Besitz oder vermeintlichen Besitz zur Schau zu stellen.* Da beißt sie bei mir allerdings auf Granit, da ich ein makelloses Privatleben nicht nur meiner Stellung in der Öffentlichkeit, sondern auch meiner Frau und meinen Kindern schulde. Das zweite Tabu verletzte sie diesmal zehn vor eins – ich war gerade dabei, mir die Socken anzuziehen.

»Ich werde den Laden doch verkaufen«, sagte sie. »Morgen kommt ein Interessent aus Florenz.« »Ich versteh dich nicht«, sagte ich, wie gewöhnlich, »- es ist ein blühendes Geschäft, in jedem Sinne.« Sie zog ein Mäulchen und betonte, wie gewöhnlich, daß sie mir nicht zur Last fallen würde – »Das Haus behalte ich.« »Und du wirst in einem Haus wohnen, in dem sich

ein fremder Blumenladen befindet?« wandte ich ein und streifte meine Hosen über. »Ich bin nicht sentimental«, sagte sie. Wie soll ich ihr erklären, daß es mir nicht um Geld geht – ich bin großzügig, und sie ist wohlhabend. Nicht mit Geld, mit meiner Zeit gehe ich knausrig um. Ich stehe im harten Konkurrenzkampf, in einem Kampf auf Leben und Tod, möchte ich sagen. Der Bau der Druckerei hat Unsummen verschlungen; was die Werbung betrifft, muß man ständig auf dem Quivive sein; *Positivismo* möchte ich noch ausbauen; *Positivismo* ist mein Schmerzenskind, vorderhand lebt es noch von den Gewinnen, die *Quest’Ora* abwirft, eine reine Prestigeangelegenheit; den Traum von einer politischen Tageszeitung kann ich mir noch immer nicht erfüllen. In einer solchen Situation ist eine berufstätige Geliebte gerade das Richtige – Luise war Chefsekretärin in einer Papierfabrik –; eine Frau, die schon vormittags an einen denkt, kann man sich nicht leisten. Auf der langen Heimfahrt habe ich immer solche düsteren Gedanken. Maria ist eine gute Frau, ein sorgende Mutter; wir haben uns einfach, wie man sagt, auseinandergelebt. Mit den Wechseljahren ist die Arme nie fertig geworden. *Weil mir nichts Menschliches fremd ist, verstehe ich sie besser, als sie mich versteht.* Die Natur treibt ein grausames Spiel mit den Frauen. Sie nimmt ihnen die Schmerzen, über die sie geklagt haben, und gibt ihnen Schmerzen, über die sie nicht klagen können; sie demütigt sie und stellt sie unversehens an eine Grenze, wo man sie brutal entkleidet, als ob sie etwas anderes hätten schmuggeln wollen als ein bißchen Jugend. Ich bin ein Mensch, der sich fortwährend entwickelt, und Maria ist stehengeblieben. Am liebsten möchte sie jeden Abend zu Hause sitzen und Fotos von unserer letzten Ferienreise – wie hasse ich sie, diese Ferienreisen! – in ihr Album kleben. Sie kann die neueste Nummer von *Quest’Ora* kaum erwarten, im geheimen liest sie sogar *Lui e Lei*. Ich bin verdammt, mit einer Frau zu leben, die *Quest’Ora* liest! Ist es mein Fehler, daß ich unaufhaltsam vor-

wärtsschreite und nicht altere? Ich bin sogar jünger geworden in den letzten Jahren, es läßt sich statistisch nachweisen. Vor vier Jahren war es so weit, daß ich mit Maria höchstens einmal in der Woche schlief, meistens am Samstag, obwohl mein Vater noch mit neunundsechzig – dann rührte ihn der Schlag, der Herr sei seiner Seele gnädig! – nach jeder Siesta, zwischen zwei und drei Uhr, seine eheliche Pflicht erfüllte. Jetzt besuche ich Claretta jede Woche zweimal, am Dienstag und Freitag, nach Redaktionsschluß, oft erschöpft, und eine halbe Stunde später sind wir im Bett. Das letztemal, als ich Claretta auf eine Geschäftsreise mitnahm – das Ausland ist etwas anderes –, schlief ich mit ihr zweimal in der Nacht, drei Tage hintereinander, insgesamt sechsmal in der Woche, ich werde jünger, es ist statistisch erwiesen, niemand versteht mich. Morgen werde ich Zempach anrufen.

Antonio Zempach

Yvette brachte mich nach Kloten zum Wiener Flugzeug. Sie war anders als sonst, schweigsam, die Lippen schmal. Wie eine Blume, die sich geschlossen hat im Regen. Herbheit nannte ich das in der Zeit, in der ich um sie geworben habe; ich habe lange um sie geworben. Herbheit, damals, sehr reizvoll, es könnte sich ändern, man wartet. Herbe Weine, saure Weine: Nur der Kenner kann sie unterscheiden. Es ist keine Herbheit mehr, es ist Bitterkeit. Es sollte nicht so sein, nach bloß zwei Jahren. Sie winkte, bis das Flugzeug verschwunden war. Die Stewardes brachte den dünnen Kaffee, die Hygiene-Sandwiches. Ein hübsches Mädchen; aus Thun, sagte es. Stewardessen haben etwas für mich übrig, ich habe den Junggesellenlook, auch mit dem Ehering. Stewardessen sehen sich das zuerst an, noch ehe sie schauen, ob man angeschnallt ist. Meistens flirte ich mit ihnen, ohne Hintergedanken, Yvette ist mein Hintergedanke. Ich sagte danke, wie ein Schweizer, der schlafen will. Ich wollte nicht schlafen, ich wollte nicht flirten, ich hatte den Ärger in den Knochen.

Yvette kann mich doch nicht im Stich lassen, bei der ersten Gelegenheit! Ihr Vater: Bitte, wenn du es unbedingt übernehmen willst, du bist ein selbständiger Anwalt – aber nicht im Namen der Kanzlei! Der übliche Ton: halb Volksschullehrer, halb Ratsherr. Sonst lachen wir darüber, Yvette und ich. Plötzlich kriechen atavistische Gefühle zwischen den Steinen hervor, wie Eidechsen. Der Patriarch und seine Tochter. So hatte Yvette die Rebellion offenbar nicht gemeint, »... nämlich wie man revoluzzt und dabei doch Lampen putzt«. Was werden die Nachbarn sagen? Wir haben gar keine Nachbarn, der Garten ist zu groß, die Tannen zu hoch. Auf dem Dolder hat jeder Nachbarn, unsichtbar, hinter den Tannen.

Yvette: Man kauft einem Vater nicht seine tote Tochter ab. Ich, unwillig: Es gibt sogar Väter, die ihre lebenden Töchter verkaufen. Faust ist ganz in Ordnung, meint Yvette, aber Mephisto ... Sie sagt: Man macht keine Geschäfte mit dem Verleger von *Quest’Ora*. Wieso nicht, eigentlich? Man hat schon Geschäfte mit ihm gemacht, im Namen der Kanzlei. Weil er Antiquitäten kauft, die sich dann als Novitäten herausstellen. Aber dann ist er eben im Recht, sagt Yvette. Ich dachte, man verteidigt auch Raubmörder, sage ich. Zugegeben: Wir haben mehr Millionäre als Raubmörder in der Schweiz, die heile Welt. Der reine Zufall. Mein Buch hat Doktor von Helis mächtig imponiert. *Kriminalität im Lichte der Presse*. Eine wahre Bereicherung der juristischen Literatur, mein Sohn. Sie können meine Tochter haben. Sehr liebenswürdig, aber der Lohengrinsche Hochzeitsmarsch ist keine Hymne auf die Kanzlei Doktor von Helis. Lern schön schwimmen, aber spring nicht ins Wasser. Baden erlaubt, Schwimmen verboten. Die Stewardess räumte den Kaffee ab. Hat es nicht geschmeckt? Heute nicht. Sie sei aus Thun, versicherte sie. Fliegt nach Bombay und bleibt in Thun. Mein Vater ist auf den Galapagos-Inseln gestorben, vom Baum gefallen, beim Fotografieren einer Eule. Es kann sein, daß ich auch vom Baum falle, aber dann wenigstens auf den Galapagos, nicht im Garten, auf dem Dolder. Yvette: Du bist ehrgeizig. Ich muß einmal im enzyklopädischen Wörterbuch nachsehen, was das bedeutet, es hat zu viele Bedeutungen. Die Kanzlei Doktor von Helis übernehmen, ist ein guter Ehrgeiz, den Antrag Vanettis akzeptieren, ein schlechter Ehrgeiz.

Persönlichkeitsrechte sind Persönlichkeitsrechte, ein juristischer Begriff. Eltern haben Persönlichkeitsrechte, die Eltern von Call-Girls nicht ausgenommen. Man kann sie behalten oder verkaufen, das liegt im Wesen der Rechte. Man spricht auch bei uns vom Mord in Rom. Kriminalfällen legen unsere Zeitungen die moralische Entrüstung bei, wie einen Liefer-

schein. In der Welschschweiz heißt ein Kinderschänder nicht Kinderschänder, sondern *un triste sire*. Häßlich, daß man Hertha Enzian ermordet hat, aber eigentlich noch häßlicher, daß sie ein Call-Girl war. Kinderschänder sind traurige Herren, und Call-Girls gibt es nicht, in einer heilen Welt, zwischen Bahnhofstraße und Dolder. Wir haben eine Polizeistunde für die Sünde: *C'est l'heure, Messieurs.*

Es war neblig, das Flugzeug kreiste über Schwechat. Das Mädchen aus Thun lächelte beruhigend, nebelgefeit, unfallsicher. Natürlich Rauchverbot. Die meisten Katastrophen ereignen sich bei der Landung. Es kann sein, daß nichts dabei herauschaut. Der Selchermeister Oskar Enzian, Joseph-Kainz-Gasse acht, Wien siebzehn, nimmt zwanzigtausend Schilling, verkauft die tote Tochter, Vanetti sagt danke, schickt den Scheck, man ißt zu Mittag im Grill von Baur au Lac, man fährt übers Wochenende nach Ascona. Yvette sagt: Ein italienischer Tschitschikow, er handelt mit toten Seelen, wie bei Gogol.

Kriminalität im Lichte der Presse. Ich bezweifle, ob Doktor von Helis das Buch je gelesen hat. Ein seriöser Verlag, das genügte, zweite Auflage. Sie können meine Tochter haben. Wahrscheinlich hat er das Buch mit einer Doktorarbeit verwechselt. Man interessiert sich für Kriminalität, selbstverständlich, aber auch für die Presse ...? Ich möchte Vanetti kennenlernen, mein Interesse ist nicht theoretisch, die *Edizioni Vanetti* kümmern sich nicht nur um Call-Girls. Yvette pflegte stundenlang zuzuhören, wenn ich ihr aus dem *Pitaval* vorlas. Darin geht es nicht sehr vornehm zu, aber wir waren ja nur verlobt. Antiquitäten sind etwas Feines, auch die falschen. Yvette: Du weißt nicht, auf was du dich einläßt. Meinetwegen, wenn ich nur oben im Baum sitze. Wir landeten ohne Zwischenfall.

Ich deponierte meinen Koffer im Hotel, rief Yvette an. Guter Flug, etwas Nebel. Sie hatte zu Hause auf meinen Anruf gewartet.

Joseph-Kainz-Gasse, in dem übel beleumundeten Peripheriebezirk Hernals. Wenn Kainz gewußt hätte, was für eine schäbige Vorstadtstraße die dankbare Nachwelt in seinem Namen taufen würde, hätte er lieber den Hamlet bis zu seinem hundertsten Jahr gespielt. Großstadtgrau: Bei uns, wo auch die Großstädte Kleinstädte sind, beinahe unbekannt. Schmutzige Kinder, ein kleiner Junge jagte einen räudigen Hund. Der Laden – *Wurst- und Selchwaren Oskar Enzian* – war geschlossen; es war kurz nach sechs. Die verwitterte Geschäftstafel ist mit der Zeichnung von zwei Enzianblüten geschmückt, wirken wie die Orangen im Maul eines Neujahrsschweinchens. Das Haus roch sauer nach den Abfällen einer nicht ganz reinlichen Metzgerei. Wer von hier nach der Via Veneto strebte, mußte glauben, einen guten Tausch gemacht zu haben.

Der Selchermeister war auf mein Kommen durch einen Expressbrief von *Quest’Ora* vorbereitet. Er empfing mich im Wohnzimmer. Das Raumschiff von H. G. Wells fiel mir ein – statt nach vorne, war ich in der Zeit nach rückwärts geflogen. Herzliche Grüße aus dem neunzehnten Jahrhundert. Nur der Fernsehapparat war von heute; er spreizte sich mitten im Zimmer, wie ein zu großer Hund auf dem Teppich. Übrigens hatte er sich dem neunzehnten Jahrhundert gefügt: dem roten Plüschsofa mit Löwenköpfen aus Messing, der altdeutschen Kredenz mit Säulen, Aufsätzen und Porzellan, den Stühlen aus gepreßtem Leder, den hellblauen Heiligenbildern und den Gobelinkissen, Handarbeit, mit Wollknäuel spielende Katzen. Der Selchermeister überraschte mich. Hertha Enzian war dreiundzwanzig gewesen, der Selchermeister sah wie sechzig aus. Knochig, beinahe wie hungrig, mit einem spitzen Kopf, schüttere Haare, weiße Haut: Abgesehen von dem eckig gestutzten Schnurrbart ähnelte er bis zur Lächerlichkeit der Foxterrierhündin, die während der ganzen Unterhaltung zu seinen Füßen liegenblieb und den Fernsehapparat beobachtete. Den Ton hatte man bei meiner Ankunft ausgeschaltet, aber das Bild flimmerte

weiter; manchmal taten wir wie Hexi und starnten auf den Schirm. Hexis »Herrli« überraschte mich; Frau Enzian glich meinen Erwartungen. Eine Dame von beträchtlichem Umfang, höher als mittelgroß, jünger als ihr Mann, mit kugelrunden, dunklen, feurigen Augen, eine fesche Person, sagt man in Wien. Sie versuchte, nicht immer erfolgreich, über ihren Busen hinweg auf den Boden zu blicken, das heißt auf den schwer atmenden Foxterrier zu Füßen von Herrli. Herrli plagte sich, ein gebildetes Hochdeutsch zu sprechen. Fremdwörter wie Pailletten auf einer Lederhose, Gemeinplätze zum Aufputz wie die Silberschale auf der Kredenz. Mit dem urwüchsigen Wienerisch Frau, Enziens tat ich mich leichter. Er sprach sehr viel und schüchtern, sie wenig und sicher.

»Also wegen unserer armen Hertha ...«, sagte Frau Enzian und blickte nach der kolorierten Fotografie über dem Spitzkopf ihres Mannes. Familienbild: Vater, Mutter, drei Kinder, ein Junge und zwei Mädchen. Ich erkannte Hertha sofort. In einem weißen Kleidchen mit rosa Schärpe, höchstens fünfzehn, in der Mitte. Schon damals der Mittelpunkt. Man hätte ihr eine große Zukunft prophezeien können. Wer früh stirbt, der sieht auf alten Fotos aus, als hätte er eine große Zukunft – abgestürzte Piloten oder ermordete Call-Girls, egal.

»Ja, wegen der armen Hertha«, sagte ich. »Sie werden den Mörder nie finden, die Italiener«, sagte Herr Enzian. »Sie selber sind ja Schweizer, Herr Doktor« – es klang halb entschuldigend, halb anerkennend. »Und die Zeitung will helfen, ihn zu finden«, sagte Frau Enzian.

»Vielleicht auch das«, sagte ich vorsichtig. Zu meinem Erstaunen waren die beiden über ihre Rechte vorzüglich informiert. Herrli Enzian sprach wie ein Altwagenhändler, der keinen Wagen kauft, ohne ihn vorher herunterzumachen. »Schauen Sie, Herr Doktor«, sagte er, »angenehm ist mir die Sache nicht, das nicht. Mein Name ist sowieso schon zuviel durch den

Kot gezerrt worden. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so war es. Wir haben geglaubt, die Hertha ist bei einer Tanztruppe. Jetzt heißt es, sie war ein Call-Girl.«

Er sprach das Wort aus, wie es geschrieben wird, mit »i«. »Wenn jetzt die Illustrierte auch noch anfängt ...« »Sie war ein gutes Kind, die Hertha«, sagte Frau Enzian und betrachtete traurig den Foxterrier. »Wer hätte geglaubt ...«

»So etwas weiß man nie im voraus«, sagte ich tief sinnig. Allerdings würden die Tageszeitungen kaum aufhören, sich mit dem tragischen Fall zu beschäftigen; da sei es immerhin besser, das Leben der Hertha mit den liebenden Augen der Familie zu schildern.

»Schon, schon«, sagte Frau Enzian, »aber da kennen Sie die Wiener nicht, Herr Doktor. Was ich mir den ganzen Tag anhören muß, und mein Sohn auch, er arbeitet im Geschäft ...«

»Unsere Tochter, die Mizzi, ist zum Glück verheiratet, mit einem Polizeirat«, unterbrach ihn Frau Enzian. »Mit Herrn Polizeirat Bauer von der Wirtschaftspolizei.« »Sie würden nicht glauben«, betonte Herr Enzian, »wie viele Kunden weggeblieben sind, sogar alte Kunden, und wenn jetzt die Hertha wieder jede Woche abgebildet wird ...«

»*Quest’Ora* wird ja in Wien kaum gelesen«, wandte ich ein. »Der Herr, der uns geschrieben hat ...«, sagte Herr Enzian.

»Ein gewisser Herr Vanetti«, ergänzte Frau Enzian. »Er hat von Weltrechten gesprochen«, sagte Herr Enzian. Dabei sah er mich nicht an. Er blickte unverwandt auf den Fernsehschirm, auf dem lautlos feuерnde Cowboys einen lautlos über Stock und Stein dahinrollenden Reisewagen verfolgten.

Ich dachte: Weltrechte – ganz schön sind die informiert, in der Joseph-Kainz-Gasse, Wien siebzehn. Aber ich wollte die finanzielle Angelegenheit hinter mich bringen. *Quest’Ora* sei bereit, zwanzigtausend Schilling zu zahlen, sagte ich – wenn

Herr Enzian auf alle seine rechtlichen Ansprüche verzichte. Weitere zehntausend für alle Einzelheiten über den Werdegang seiner Tochter: Ein Reporter der Zeitschrift, wahrscheinlich Herr Bossi, würde nach Wien kommen, Bilder des Mädchens, Familienfotos, ja sogar Aufnahmen, die *Quest’Ora* hier, an Ort und Stelle, anzufertigen gedenke, würden gesondert honoriert werden. Noch ehe Herr Enzian antworten konnte oder wollte, war Frau Enzian aus dem Zimmer geeilt. Sie kehrte mit einer grünen Samtschatulle zurück. Ein wahrer Schatz für den italienischen Tschitschikow. Frau Enzian hatte Tränen in den Augen, dicke Tränen, dicke Tränen einer dicken Frau. Sie fielen auf die rührenden Konfirmationsbilder Herthas, Lilie in der Hand. Badephotos in Bikini, Oberkörper verrenkt. Eine Aufnahme aus dem Wiener Prater. Die kleine Hertha – keine andre, versicherte Frau Enzian – auf einem Karussellpferd reitend. Bilder von einem Schulausflug – »sie hat immer gut gelernt, die Hertha« –, von einer weinseligen Silvesterfeier, vom Skilaufen im Wiener Wald. Ansichtskarten schließlich – »fleißig geschrieben hat sie, das schon« – aus Rom, Venedig, von der Insel Capri.

Herr Enzian hatte sich an dieser Exkursion in »bessere Tage« nicht beteiligt. Entweder fürchtete er, von Rührung übermannt zu werden, oder er wollte die Wild-West-Jagd wenigstens sehen, wenn er das Hufgetrappel der Pferde schon nicht hören konnte. Erst seine Bemerkung: »Das kommt aber gar nicht in Frage, Herr Doktor«, lenkte mich von der Schatzkiste ab. Ich begriff, daß Herr Enzian nicht in Zehntausenden von Schillingen, sondern in Hunderttausenden dachte. Vielleicht hätte die Sache Doktor von Helis doch interessiert. Übrigens war es gar nicht so impertinent. Eine deutsche Filmgesellschaft hatte nämlich – noch nannte er sie nicht – von solchen Summen gesprochen. Daß sie gleichfalls auf die Weltrechte – einschließlich der Rechte auf literarische Verwertung – Anspruch erhebe, bezeichnete Herrli als »selbstverständlich«. »Alles, was

uns von unserer Kleinen geblieben ist, sind diese paar Bilder«, lamentierte Frau Enzian, indem sie die Kassette zuklappte. Endgültig. Keine Hunderttausende, keine Bilder.

»Nicht einmal die paar lumpigen Kleider und das bißchen Schmuck haben sie uns zurückgegeben«, sagte sie.

»Na ja, was wollen Sie, die Italiener, Herr Doktor«, bemerkte Herr Enzian. »Das Geld haben sie auch behalten, zweihundertzweiundvierzigtausend Lire.« Ich handelte vorsichtig. Beiträge, wie Herrli sie sich vorstellte, konnte ich ihm nicht zusagen. Yvette: Siehst du, du hättest dich nicht darauf einlassen sollen. Ich dachte nicht daran, geschlagen zurückzukehren. Was man nicht kaufen kann, darauf erwirbt man eine Option. Ich täuschte, höflich, aber unmißverständlich, Zweifel an der Existenz des Filmantrages vor und erfuhr, daß es sich um einen Herrn Hermann Vorneweg handle, im Auftrag der Berliner *Kronos-Film*.

»Dem Herrn Vorneweg ist es sehr darum zu tun«, sagte Herr Enzian.

»Das hätte die Hertha nie haben wollen, daß man sich wegen ihr streitet«, sagte Frau Enzian. »Zehntausend Schilling«, sagte ich, »und Sie bleiben mir drei Tage im Wort. Schließen Sie dann mit Herrn Vorneweg ab, bekomme ich das Geld zurück, schließen Sie mit uns ab, wird es von der Endsumme abgezogen.« Herrli streichelte Hexi. Möglich, daß ich kein Menschenkenner bin, Yvette behauptet es, übrigens liebevoll: Nur argwöhnische Menschen erwerben sich Menschenkenntnis. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, daß es der Selchermeister nicht gewohnt war, Entscheidungen ohne seine Frau zu treffen. Kecker Schnurrbart, sonst furchtsam. Ich wandte mich der Betrachtung eines Öldruckes der *Madonna del Granduca* zu: Sollen sie tuscheln, die beiden. Ich hatte in Frau Enzian eine Verbündete gefunden, wahrscheinlich hatten mich die Bilder gebührend beeindruckt. Herr Enzian erklärte sich bereit, zehntau-

send Schilling als Option in Empfang zu nehmen. Auf einem etwas zerknüllten Briefpapier, *Oskar Enzian, Wurst- und Selchwaren, Wien XVII.*, setzte ich eine kurze Urkunde auf, die Herr Enzian mit seiner schnörkelreichen Unterschrift besiegelte. Ein Graphologe hätte in dem Schriftbild ganze Kränze von Knackwürsten und Wienerlis entdeckt. Ich zählte zehn hellblaue Tausender auf den Tisch.

Frau Enzian begleitete mich in das Vorzimmer, wo sich der Geruch von Wurst- und Selchwaren mit dem der pausbäckigen Äpfel auf einem langgestreckten Kleiderschrank vermengte. Sie versicherte, daß es ihr einzig und allein darum zu tun sei, so zu handeln, wie es Hertha gewollt habe. Nicht ganz klar, in diesem Zusammenhang. Im Wohnzimmer hatte unterdessen Herr Enzian dem Fernsehapparat die lang vermißte Stimme wiedergegeben, doch hatte anscheinend der Nachrichtensprecher die kühnen Reiter abgelöst. Die Kämpfe in Vietnam gehen weiter.

Christa Sonntag

Kaum ist der Engländer weg, kommt der Canonica einher. Der Kerl wird allmählich eine richtige Pest. Der Engländer ist das größte Schwein, wenigstens für mich. Einmal im Monat ruft er an, aus dem *Haßler*. Muß ein ganz feiner Herr sein. Da weiß ich schon, was kommt. Punkt drei betritt er meine Gemächer. Schreitet einher wie von der Leichenbestattung. In der Hand trägt er eine Ärztetasche, eins von den Dingern, die sich nach zwei Seiten aufklappen lassen. »Now, how about it, dear?« sagt er, sonst nichts, ich verstehe nämlich *perfettamente* Englisch. Ich habe einen Schlaufrock an, mit drunter nichts. Ich ziehe ihn aus und nehme auf der Couch Platz, nackert wie von Geburt. »Wo ist mein Kittel?« sagt er. Der hängt im Badezimmer. Er legt den weißen Ärztekittel an. Den hat er bei Deinem ersten Besuch mitgebracht. Das Badezimmerhockerl bringt er herein. Er nimmt zu meinen Füßen Platz, setzt die Hornbrille auf, öffnet das Köfferchen. Ich lege meine Beine auf seinen Schoß. Er beginnt, mich zu pediküren. Bitte, er arbeitet tadellos, mit Nagelschere, Hautschere, Nagelreiniger, Nagelhautentferner. Manchmal wählt er fünf Minuten zwischen seinen Instrumenten herum, man könnte glatt aus der Haut fahren. Aufblicken tut er nicht, kein Wort sagt er auch nicht. Von körperlicher Berührung keine Rede, jedenfalls nicht über dem Knie. Braucht beiläufig fünfundvierzig Minuten. Dann stöhnt er wollüstig, packt seine Siebenzwetschken wieder sorgfältig zusammen, hängt den Kittel an den Nagel im Badezimmer. »Thank you«, sagt er höflich, aber das »dear« spart er sich diesmal, der verdächtige Krampfbruder, der verdächtige. Er legt zwanzigtausend Lire auf den Tisch, nickt und entschwebt. Kein Geld ist leichter verdient. Ein Schwein ist er trotzdem.

Dann kommt der Canonica.

Eigentlich habe ich ihn ganz gern, das heißt, er ist mir nicht unsympathisch. Man soll nicht voreilig urteilen. Wie eine Zitrone mit Zähnen sieht er aus, kleinwinzig ist er. Ich möchte ihn einmal jenen Idioten vorführen, die zu den James-Bond-Filmen laufen. Zweifacher Doktor soll er sein. Er ist nämlich stellvertretender Chef von der Mordkommission. Zweiundsechzig ist er – das hat er mir selbst erzählt – und ein Verbrecher kann ihn glatt wegblasen. Ich habe schon einmal gedacht, ich sollte ihn in die Arme nehmen, natürlich nicht sexuell.

Seit Hertha tot ist, hat er sich an mich gewöhnt. *Ich hab' mich so an dich gewöhnt* – ist einmal ein Schlager gewesen, bei uns zu Hause in München. Eine rege Phantasie hat er, der Canonica, er bildet sich ein, ich weiß was von dem Mord. Weil die Hertha neben mir gewohnt hat und weil wir – angeblich – befreundet waren. Bitte, ich habe es ihm hundertmal erzählt. Am achten August, um halb fünf, ist die Hertha herübergekommen. Ich bin gerade aus süßem Schlummer erwacht. »Hast du einen Grappa?« hat sie gefragt. Natürlich hat sie eine ganze Flasche gemeint. Sie hat sich mit Leidenschaft etwas ausgeliehen, auf Nimmerwiedersehen. Ich habe ihr mein Wohlwollen bekundet, durch eine Flasche Grappa. »Du bist ein Schatz«, hat sie gesagt. Das war das letzte, was ich von ihr gehört habe, »du bist ein Schatz«. Bis zum Schrei, um fünf nach sechs.

Bitte, es stimmt, daß ich das der Polizei nicht an die Nase gebunden habe. Ich habe gesagt: »Ich habe fest geschlafen, bis die Polizei unsanft an der Tür gerüttelt hat.« Das ist eine Dummheit gewesen, deshalb läßt mich der Canonica nicht in Ruh'. Aber erstens ist es kein »Todesschrei« gewesen. Wie soll man das auseinanderhalten? Die Hertha hat oft geschrien. Zweitens habe ich Angst gehabt. Und drittens habe ich nicht in die Geschichte verwickelt werden wollen. Es ist nämlich leichter, in eine Geschichte hineinzukommen als wieder heraus. *Big deal*, wenn ich jetzt der Polizei sage: »Ich habe sie schreien

gehört.« Gesehen habe ich nichts. Ich habe auf meinem Bett gesessen, und gezittert wie Espenlaub habe ich, bis die Polizei unsanft Eintritt begehrt hat. Dreimal habe ich sie läuten lassen, die Polente. Die Hausmeisterin hat den Mörder gesehen. Und Lilio, der Gehilfe im Schuhgeschäft, wahrscheinlich auch. Aber das sind natürlich Stützen der Gesellschaft, die sind der Polizei Wurst.

Der Canonica bildet sich ein, daß ich mit der Hertha befreundet war, weil wir beide »*Nachtfalter aus dem Norden*« waren, sie aus Wien, ich aus München. Das haben sie in *Genie* geschrieben, schwarz auf weiß. *Big deal!* Für die Polizei ist ein Call-Girl ein Call-Girl, was wissen schon die Zaungäste! Ich habe zwei Nerzmäntel, einen dunklen und einen hellen, und die Hertha hat nicht einmal einen Fohlen gehabt. Ich habe ein Haus mit Garten, gleich bei Anzio, natürlich geht das die Welt einen großen Dreck an. Bitte, arrogant bin ich deshalb noch lange nicht. Aber die Hertha hätte es nie zu etwas gebracht, weil nämlich ein Call-Girl noch lange kein Call-Girl ist, und befreundet mit ihr war ich nicht, weil man sich nämlich mit einer Pleite anstecken kann wie mit einem Schnupfen. Sie hat keine Freude am Beruf gehabt, und der Kunde spürt das. Es ist nicht immer das reine Vergnügen, zum Beispiel der Engländer. Diesmal hat er bei der achten Zehe aufgehört. Aber die meisten Männer sind nicht schlecht, sie können einem leid tun, und im Bett sind sie wie dressierte Affen. Ich gebe jedem eine Chance, denn ich habe ein Einsehen. Wenn sie es zu Hause gut hätten, würden sie nicht die Wahlscheibe bemühen, irgendwo muß sich der Mensch zu Hause fühlen. Deshalb kommen sie auch wieder. Auf Laufkundschaft lege ich keinen Wert, da hätte ich ja gleich weiter auf den Strich gehen können, zu Hause. Kleiner Umsatz, großer Nutzen: das wird bei mir groß geschrieben. Dafür gestalte ich dann meine Freizeit, wie es mir paßt. Die Mädchen, die jammern, daß sie »nichts dabei empfinden«, lassen sich von einem Zuhälter ausbeuten, einem ausgeschämteten.

Wenn man »nichts dabei empfindet«, kann man gleich heiraten. Ich kann an jedem Finger einen Ehemann haben, ich brauche keinen Zuhälter. Das Ganze ist psychologisch begründet. Wenn ein Mädchen ein schlechtes Gewissen hat, dann führt es die Marie einem Zuhälter ab. Ich habe kein schlechtes Gewissen, und wenn ich Lust habe, mit einem zu schlafen, der keine Marie hat, dann soll er sich geschmeichelt fühlen, es ist eine Auszeichnung, gezahlt wird nicht, sonst wäre ich ja genau wie meine Kunden. Der Hertha habe ich ein Loch in den Bauch geredet, aber bei ihr ist das nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Weil sie nämlich ganz falsch angefangen hat. Sie hat geglaubt, man fängt als Call-Girl an. Wenn einer angerufen hat, daß er nämlich vom Film ist und Probeaufnahmen machen will, hat sie geglaubt, sie ist schon die Sofia Loren. Dabei gibt es in der ganzen Welt nicht so viele Proleten-Leikas wie da Filmproduzenten auf der Via Veneto herumlaufen. Bitte, ich bin in meiner Heimatstadt auf den Strich gegangen, man muß jeden Beruf von der Pike auf lernen. Der Strich, das ist ein Sprungbrett. Ein Appartement in der Via Sicilia ist kein Sprungbrett, das ist die Endstation. Da gibt es höchstens noch ein Haus bei Anzio. Ich kaufe mir vielleicht noch das Nebengrundstück, da kann ich am Abend im Garten sitzen und dem Rauschen des Meeres lauschen. Die Melodie des Meeres ist das Schönste, was es gibt. Wer damit nicht zufrieden ist, der hat einen unglücklichen Charakter. Zum Beispiel die Hertha. Anfangs habe ich sie noch zu Partys mitgenommen, aber da hat sie sich aufgeführt wie ein Kind am Heiligen Abend. Ich gehe doch nicht zu einer Party, um mich zu unterhalten: da bleibe ich lieber im Bett und lese ein gutes Buch. Man soll sich nämlich nicht von seinem eigenen Beruf beeindrucken lassen, sonst bringt man es zu nichts. Die Hertha hat bei den Partys ihr Lächeln verteilt; ich konnte mir den Hals wund reden, daß man bei Partys seine Telefonnummer verteilt. Wenn ich an sie denke, treten mir manchmal Tränen in die Augen. Aber eine dumme *Ziege* war

sie schon, Ruhe ihrer Asche. Der Canonka kommt also herein, schnuppert. Eines muß ich ihm lassen: ein falscher Hund ist er nicht. Keiner von den Kieberern, die einem schöntun und einem dann zwei herunterhauen. Solche gibt es nämlich genug. Er ist weder freundlich noch unfreundlich, sachlich ist er. Er verspricht einem nichts, und mit Ausweisung droht er auch nicht. Und gebildet ist er. Ein Doktor. Je gebildeter einer ist, desto eher läßt es sich mit ihm reden. Mit Frauen ist es dasselbe. Die Hausmeisterin, die Vosti, die mißt mich mit verächtlichen Blicken, die Bißgurn, die alte. Aber bei einer Dame bin ich ein Mitglied der Gesellschaft. Bitte, ich mache mir über den Canonica keine Illusionen. Wer keinen Charakterfehler hat, der wird nicht Polizist. Aber der Canonica hat ein paar hundert Kieberer unter sich. Nur, warum muß er sich persönlich bemühen, das verstehe ich nicht. Und seine Hartnäckigkeit wächst mir zum Hals heraus. Man muß auch einmal aufgeben können, wenn nichts mehr zu holen ist. »Es riecht gut bei Ihnen«, sagt er. »Was kochen Sie?« »Spaghetti«, sage ich. »Lassen Sie sehen«, sagt er.

Wir gehen in die Küche. Er bekommt Stielaugen. So eine Küche hat er wahrscheinlich noch nie gesehen, bei seinen Bezügen. Da fehlt nichts, das kann ich ohne Unbescheidenheit sagen. Ich habe einen Kühlenschrank mit Tiefkühler, eine Waschmaschine, einen Tellerwaschapparat, einen Grillapparat, einen Mixmaster, einen Toaster, einen elektrischen Gemüseschneider, ein Waffeleisen, der elektrische Herd hat ein Sichtglas. Im Excelsior können sie sich eine Scheibe davon abschneiden, Ehrenwort. Ich habe mir das alles selbst angekauft, man muß ein Ziel im Leben haben. Eingebaut ist natürlich nichts, es kommt später alles nach *Pace*, so heißt mein Haus bei Anzio, die Tafel habe ich schon bestellt.

»Nicht schlecht für den Anfang«, sagt Canonica. »Was heißt für den Anfang?« sage ich. »Versuchen Sie einmal Spaghetti

alla tellina«, sagt er und leiert gleich das Rezept herunter. Muscheln auslösen, gut kochen. Etwas Zwiebel, mit Butter angeröstet. Einen großen Haufen Petersilie, klein gehackt, ein wenig Tomatenmark dazu. Pfeffer, Gewürze nach Belieben. Die Muscheln mit den Spaghetti gut vermischen, reichlich Butter darauf, viel *parmigiano*, noch im heißen Topf. »Sie sollten es sich aufschreiben«, sagt er.

»Ich zeige Ihnen, wie man in München eine Kalbshaxe macht«, sage ich.

»Ist dasselbe wie Ossobuco«, sagt er – was sich so ein Mann einbildet!

Wir gehen in den Salon.

»Was gibt es Neues, *Contessa?*« sagt er – das ist so eine saublöde Gewohnheit, auf der Via Veneto, daß sie mich Gräfin nennen wegen meinen feinen Manieren. »Nichts«, sage ich.

Er steuert gleich auf den Gegenstand los wie Blücher. »Hat sich bei Ihnen jemand nach dem Mord erkundigt, seit wir uns nicht gesehen haben?« fragt er. »Jeder«, sage ich, wahrheitsgemäß. »Ich glaube, ich habe nur noch Freunde, die das Gruseln lernen wollen.« »Sie haben Humor«, sagt er. Er ist eben ein Herr. »Ich spreche nicht von Ihren Freunden«, sagt er. »Hat sich ein Außenstehender nach der Enzian erkundigt? Einer, der nur deshalb zu Ihnen gekommen ist?«

»Aha«, sage ich, »es treibt den Täter an den Ort seines Verbrechens.« Dabei wird es mir ziemlich kalt, am Rücken. »Das meine ich nicht«, sagt er. »Höchstens Reporter«, sage ich. »Reporter?« fragt er. »Immer noch?« Wenn es geht, bin ich immer für die Wahrheit. »Der kleine Bossi, von *Quest’Ora*«, sage ich. »Ist fast so lästig wie Sie.« »Hat er Ihnen Geld angeboten?« fragt Canonica. »Gratis spreche ich nur mit der Polizei«, antworte ich wahrheitsgemäß.

»Für was hat er Ihnen Geld angeboten?« bohrt er. »Für

nichts«, sage ich. »Er will mir etwas zahlen, wenn ich mit keinem anderen Reporter spreche. Auch nicht mit Filmleuten. Wer es glaubt, wird selig, und wer es nicht glaubt, kommt auch in den Himmel.« Der Canonica ist ganz aufgeregt, ich weiß nicht, warum.

»Machen wir ein Geschäft, *Contessa*«, sagt er. »Ich kann Ihnen nichts bezahlen. Aber Sie können mich brauchen. Erzählen Sie Bossi, was Sie wollen. Und mir erzählen Sie, was er wissen will.« Er lacht, so gut er es kann, mit seinem Zitronengesicht. »Wenn Sie mir helfen«, sagt er, »können Sie meine besten Kochrezepte haben.« »O.K.«, sage ich.

Beim Abschied läßt er mich noch einen heiligen Eid schwören, daß ich Bossi nichts von unserer Abmachung erzähle. Ist mir recht. Wenn es geht, soll man sich mit der Polente vertragen. Und mit dem Canonica habe ich manchmal richtig Mitleid. Er ist zweieundsechzig und würde wahrscheinlich lieber im Garten sitzen und dem Rauschen des Meeres lauschen. Vielleicht ist seine Frau gestorben, oder er hat nie eine Frau gehabt, oder sie ist ihm davongelaufen. Ich weiß nicht, ich habe Mitleid mit Männern, die für sich selber kochen.

Oskar Enzian

Am Dienstag bin ich in den Sparverein gegangen, in das *Auge Gottes*. Wer gewinnt, der muß seinen Obolus dem Sparverein stiften. Ich habe nur verloren. Ich habe gar keine so schlechten Karten gehabt, nur Obacht gegeben habe ich nicht. Die Paula hat sich ein paarmal zu mir gesetzt. »Sie sind ja in den Wolken, Herr Enzian«, hat die Paula gesagt, weil wir uns ja nicht duzen können, vor den Leuten. Wie sie das Bier gebracht hat, habe ich ihr an den Hintern gegriffen, damit sie weiß, daß es noch nicht aus ist. Denn seit die Hertha tot ist, bin ich kein einziges Mal bei ihr geblieben. Sie muß das verstehen, ich habe jetzt keinen Kopf auf die Liebe. Ich habe vier Seidel Bier getrunken, das ist genau die richtige Portion. Bei drei spüre ich nichts, und bei fünf kriege ich einen Rappel. Aber bei vier kriege ich einen klaren Kopf, und da sehe ich auch, was ich sonst nicht sehe. Auf dem Weg nach Hause habe ich die ganze Strategie überblickt.

Ich muß meine Entscheidung treffen. Der Vorneweg ist mir lieber. Erstens ist er ein Deutscher. Er erinnert mich an meinen Vorgesetzten im Krieg, den Herrn Major Schumpeter, mit dem habe ich mich auch erstklassig verstanden. Die Schweizer sind hinterfotzig. Von einem Idealismus ist bei denen keine Spur, nur auf das Geld sind die aus. Wie er hereingekommen ist, der Zempach, war er mir gleich verdächtig. Gut sieht er aus – und wissen tut er es auch. Wie ein Tennisspieler im Fernsehen. Gebügelt und geschniegelt, direkt herablassend. Und ölig hat er dahergeredet, direkt wie ein Jud. Aber die Juden haben leider überall ihre Hand im Spiel. »Wie heißt er denn, Ihr Chef?« habe ich den Vorneweg gefragt. »Kohn«, hat er geantwortet, natürlich zögernd. *Kronos-Film* war mir gleich verdächtig, früher wahrscheinlich Kohn. Wie man es macht, ist es falsch. Wenn ich mit dem Vorneweg abschließe, kriegt der Jud die

Rechte. Wenn ich mit dem Schweizer abschließe, kriegen es die Katzelmacher. Die Katzelmacher machen sich nämlich auch breit, als Fremdarbeiter. »Wer die Wahl hat, hat die Qualk«, hat einmal ein berühmter Mann gesagt. Sie hat mir schon Fürchterliches angetan, die Hertha. Es stimmt schon, ich sollte jetzt nicht Karten spielen. Aber in den Sparverein muß ich, es ist sowieso mein einziger Heimaturlaub, jeden Donnerstag. Der Sparverein ist mein einziger Trost. Und die Paula. Zu Hause ist es die Hölle. Wenn es nach der Franziska geht, bin ich an allem schuld. Sie hat mir schon immer die Schuld aufgebürdet. Ich hätte mich eben früher vom Joch der ehelichen Verpflichtungen befreien sollen, die Paula sagt es immer. Jetzt ist es zu spät.

Nicht daß die Franziska schlecht wäre, eine schlechte Frau ist sie nicht, im Geschäft hilft sie tüchtig mit. Bis ich gesund war, ging es ganz gut, da war es noch klar, wer Herr im Hause ist. Und der jüngste bin ich auch nicht mehr. Die Fleischhauerei ist nichts für mich, weshalb ich mich auch auf die Selcherei verlegt habe. Die toten Viecher zu schleppen, ist zuviel, und Blut kann ich absolut nicht sehen. Aber aufgebaut habe ich das Geschäft, das muß mir der Neid lassen, vervierfacht habe ich den Umsatz, seit mein Vater tot ist. Da hat der Mensch Anspruch auf Respekt von Frau und Kindern. Die Verhandlung mit dem Schweizer habe ich nicht schlecht geführt, da kann die Franziska keppeln, soviel sie will. Aber sie hat doch gleich wieder angefangen. Weil ich das Kind so verwöhnt habe, sagt sie. Die Hertha war mein Augapfel, das schon. Sie war nicht von dieser Welt, sage ich immer. Bei Franziska stoße ich aber auf taube Ohren. Wie ein Engel hat die Hertha ausgesehen, und jetzt ist sie ein Engel, auch wenn sie ein Call-Girl war. Ich muß immer daran denken, wie wir zusammen spazierengegangen sind. In Neuwaldegg sind wir spazierengegangen, und einen Ausflug auf den Kahlenberg haben wir gemacht, an der Hand hat sie mich gehalten. »Kaufst mir ein Kracherl, Papa?« hat sie

immer gesagt, und ich hätte ihr eine ganze Kiste Kracherln gekauft; sie hat mich nur anschauen brauchen mit ihren himmelblauen Engelsaugen. In den Prater sind wir immer allein gegangen, nur zu zweit, im Kasperltheater waren wir, auf der Hochschaubahn sind wir gefahren; ich darf gar nicht daran denken. Wir haben noch die ganzen Puppen, die sie gehabt hat, mindestens ein Dutzend Puppen habe ich ihr gekauft, trotzdem das Geschäft damals gar nicht gut gegangen ist, gleich nach dem Krieg. Ich darf die Puppen gar nicht anschauen, sonst fange ich zu heulen an; es ist schon verflucht, daß ich so leicht weine; schon meinem Vater sind gleich die Tränen gekommen, und dabei war er der stärkste Mann von ganz Hernals. Früher war ich auch so stark wie ein Ochs, nur seit zehn Jahren geht es abwärts, seit ich es auf der Lunge erwischt habe. Das habe ich mir alles überlegt, auf dem Weg nach Hause, auf der Hernalser Hauptstraße. Es war ein richtiges Sauwetter, genieselt hat es, in die Knochen ist es einem gefahren. Aber ich habe nachdenken müssen, und zu Hause kann ich nicht nachdenken, die Franziska redet fort wie ein Wasserfall, oder der Hans hält bolschewis-tische Reden, das schnappt er alles in der Volksschule auf, da geben sie richtige Kurse für Bolschewisten. Ich sollte einen Sohn haben wie der Hödelmoser, aber das kann man sich nicht aussuchen, da gibt es nichts.

Der Mensch muß ehrlich mit sich sein, sage ich immer. Wie ich da über die Hernalser Hauptstraße gegangen bin, da hat mich die Angst gepackt, ich gebe es ehrlich zu. Sogar vor den Straßenlampen bin ich zusammengezuckt, und einmal bin ich direkt an einer Hauswand stehengeblieben, Weil ich Schritte hinter mir gehört habe; dabei habe ich nur vier Seidel getrunken.

Es ist nämlich scheißegal, wem ich die Rechte verkaufe, dem Vorneweg oder dem Schweizer. Bis jetzt ist es noch ziemlich gut gegangen, außer mit der Mizzi. Die Mizzi mit ihrem Poli-

zeirat! Jeden Morgen rennt er in die Kirche, ein richtiger Kerzlpolizist ist das. Franziska nennt ihn den heiligen Bonifatius, ein Scheinheiliger ist das, ein depperter Scheinheiliger. Bei der Hochzeit hat mich der Herr Polizeirat keines Wortes gewürdigt. Nur zahlen habe ich dürfen, und in der Kirche am Kalvariberg mußte es sein und fünfundzwanzig Gäste hat er eingeladen, ins *Auge Gottes*. Man hat schließlich auch seinen Stolz, wenn man auch nur ein einfacher Selchermeister ist. Wenn der Herr Schwiegersohn in die Kirche geht, dann betet er nicht sein Vaterunser, »gib, daß ich Oberpolizeirat wird'«, betet er. Seit die Sache mit der Hertha aufgekommen ist, kommt die Mizzi nur noch ganz im geheimen. »Bitte, wenn sich dein Mann schämt ...« habe ich gesagt. »Es ist ja nur wegen der Beförderung«, hat die Mizzi gesagt, und die Franziska war natürlich gleich für sie, weil nämlich Frauenzimmer keinen Stolz im Leib haben. Wenn jetzt die Sache in die Illustrierten kommt oder im Kino gezeigt wird, läßt sich der Herr Polizeirat von der Mizzi todsicher scheiden, so katholisch ist er nicht, und wer ist dann wieder schuld, natürlich ich. Mich kann der Herr Polizeirat am Arsch lecken, habe ich gedacht, wie ich so an der Straßenbahnremise vorbeigegangen bin. Direkt stehengeblieben bin ich bei der Remise, die rangieren die ganze Nacht. Ich habe zugesehen wie ein kleiner Bub. »Na, haben Sie was gewonnen, Herr Meister?« hat einer von den Straßenbahnschaffnern gefragt; die kennen mich alle, in der Remise. Es hat mir direkt gutgetan, daß jemand mit mir gesprochen hat. Es ist nicht wegen der Mizzi, und wegen dem Geschäft ist es auch nicht, das geht eigentlich besser, weil die Leute neugierig sind. Es ist wegen dem Judenbuben in der Taborstraße und wegen der Villa vom Pollack in der Braungasse. Die Fragebogenfälschung ist verjährt, sagt der Doktor Habichl, »da brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, Herr Selchermeister«, sagt er. Schuld war ich nicht, daß der Judenbub hingefallen ist auf den Stein, einen zu weichen Schädel hat er halt gehabt. Der Doktor Habichl

würde mich todsicher herauskriegen, er sagt es selbst, aber vorher stecken einen die in den Hefen, und das würde ich nicht überleben, erstens wegen der Ehre und zweitens wegen meiner Gesundheit.

Ich könnte ja das Ganze ablehnen, den Vorneweg und den Schweizer. Bei dem Gedanken hat es mich direkt hingehauen, ich bin stehengeblieben, schon ganz in der Nähe von meinem sogenannten Heim, vor der Tabak-Trafik.

Aber das geht nicht. Ich stehe nun einmal im »Mittelpunkt des Interesses«, das hat in der *Kronen-Zeitung* gestanden. Und das Theater mit der Franziska würde ich nicht überleben. »Nur so ein Trottel wie du würde das Geld verschenken«, würde sie sagen. Ich könnte ihr nicht einmal unrecht geben. Lange genug haben wir geschuftet, das schon. Ich könnte den Schusterladen nebenan kaufen, der Hintermeyer ist sowieso stier. Ich könnte den Fleischerladen wieder aufmachen, da hätte der Hans mehr zu tun. Müßiggang ist nämlich aller Laster Anfang. Jetzt steht er den halben Tag im Geschäft herum; wenn ich mich ausbreite, das würde ihm schon Respekt beibringen. Und einen neuen Fernsehapparat brauchen wir auch, jetzt kommt bald das Farbfernsehen. Und eine neue Couch brauchen wir; ich weiß ganz genau, daß unsere Möbel nicht mehr modern sind, Geschmack habe ich schon; direkt genieren muß man sich, vor so einem Schweizer. Weihnachten steht auch vor der Tür; wenn ich der Mizzi einen Pelz kaufe, natürlich einen kurzen, würde sie nicht nein sagen – darauf können Sie Gift nehmen, Herr Polizeirat. Ich brauche nichts, ich war mein Leben lang bescheiden, das müssen mir meine Feinde lassen, aber wenn man eine Familie hat, muß man an die Zukunft denken. Sie hätte es so gewollt, die Hertha. Sie war die einzige, die einen Familiensinn gehabt hat. Man kann von einem blühenden dreißigjährigen Geschöpf nicht verlangen, daß es ein Testament macht. Aber die Kleider, die sie nicht mehr gebraucht hat, hat sie alle der

Mizzi geschickt, sie waren wie neu: das wird jetzt natürlich vergessen. Ich sehe sie direkt vor mir, mit ihren himmelblauen Engelsaugen – das kann ich ihr nicht antun, daß ich das Geld einfach verschenke, das hat sie uns hinterlassen.

Ich sage es ehrlich, fürchten tue ich mich schon, aber übers Ohr lasse ich mich nicht hauen, nicht vom Juden und nicht vom Katzelmacher. Die Franziska ist wütend, weil ich dem Schweizer vom Vorneweg erzählt habe, aber herausgestellt hätte es sich doch, »die Sonne bringt es an den Tag«, heißt es. Zweimal kann man dieselben Rechte nicht verkaufen, das wäre unanständig. Der Vorneweg geht mit dem Preis nicht hinauf, »mehr zahlt Berlin nicht«, sagt er. Die Illustrierte würde mit dem Preis schon hinaufgehen, aber über den Film wollen sie auch verfügen. Was die Italiener bieten, kann ich ja nicht einfach zum Fenster hinauswerfen, da hätte die Franziska schon recht. »Doppelt genäht hält besser«, sage ich immer. Ich bin immer für einen vernünftigen Kompromiß. Etwas anderes kann ich mir gar nicht leisten. Wenn ich dem Juden nein sage, beginnt der todsicher zu bohren, und so Zeitungsschreiber können auch gefährlich sein, wenn sie auf Rache sinnen. Die beiden sollen sich einigen, das wäre das einfachste.

Es war doch gescheit, daß ich zu Fuß nach Hause gegangen bin, mit den vier Seidel im Kopf. Sogar vor dem Haus bin ich noch eine Weile auf und ab gegangen, weil mir das Gescheitest- te erst vor dem Haus eingefallen ist. Der Doktor Habichl! Der war auch ein Illegaler vor dem Anschluß. Wenn die jetzt die sogenannten »Kriegsverbrecher« vor Gericht zerren, holt sie der Doktor Habichl wieder heraus. »Der weise Mann baut vor.« Vor dem Doktor Habichl brauche ich kein Geheimnis zu haben, der hat ein Verständnis, sogar für die Taborstraße. Absicht war es ja nicht, das kann ich beschwören. Einen Freundschaftspris macht mir der Doktor Habichl sicher, wir waren ja beide bei der Partei, und beim Sparverein ist er auch. Er soll

sehen, wie er die beiden zusammenkriegt, ohne daß ich in den Mittelpunkt des Interesses gerate. Die Franziska wird Augen machen, wenn die neue Couch angefahren kommt, am Heiligen Abend.

Italo Canonica

Freitag, 27. Oktober. Nochmals Lilio Negri, 28, verhört, Gehilfe im Schuhgeschäft. Ich rekapituliere. Das Haus hat zwei Eingänge, einen von der Via Sicilia, einen von der Via Vittorio Veneto. Das Schuhgeschäft liegt an der Ecke. Der Eingang von der Via Veneto befindet sich zwischen Blumenladen und Handschuhgeschäft. Im Hof hinten der Night-Club. Wird erst um einundzwanzig Uhr geöffnet, von dort kam der Mörder also nicht. Könnte ihn aber zu anderen Zeiten besucht haben. Logisch wäre, daß er das Haus durch das Tor Via Veneto verlassen hat. Negri ist aber sicher (?), daß er ihn in der Via Sicilia gesehen hat. Bestätigt meinen Verdacht, daß es sich um einen Amateur handelt. Ein Berufsverbrecher hätte sich in das abendliche Gewimmel der Via Veneto gestürzt. Man kann nicht oft genug rekapitulieren. Um sechzehn Uhr dreißig hat sich die Enzian bei der »Gräfin« eine Flasche Grappa ausgeliehen. Sie hat Besuch erwartet. Flasche gefunden, war ungeöffnet. Die Hausbesorgerin Ada Vosti, 64, hat den Schrei um achtzehn Uhr fünf gehört. Sie war beim Stiegenreinigen im dritten Stock. Sagt, der Schrei kam »von unten«, ohne nähere Angabe des Stockwerkes. Entschloß sich erst nach zwei oder drei Minuten (?), hinunterzugehen. Traf den Mann im dunklen Anzug im ersten Stock. Er hat nicht den Fahrstuhl benutzt. Beschreibung stimmt mit der Schilderung Negris überein. Ungefähr sechzig, etwa ein Meter fünfundachtzig groß, schlank, Haare gelichtet, starke Nase, Brillengläser, Augenbrauen auffallend dicht. Ein »richtiger Herr«. Die Vosti hat ihn gefragt, ob er etwas gehört hat. Kein Wort, Kopf schütteln. Zeitpunkt der Tat steht fest: zwischen sechzehn Uhr dreißig und achtzehn Uhr fünf. Neige jedoch zu der Ansicht, daß der Täter ganz kurz bei der Enzian war, höchstens von siebzehn Uhr dreißig bis achtzehn Uhr fünf.

Grappa war offenbar sein Lieblingsgetränk, denn die Enzian hatte sieben andere Getränke im Hause. Sie hat ihn also ziemlich gut (?) gekannt. Flasche ungeöffnet: Wahrscheinlich ging er schnell zu Werk. Das Opfer hatte einen Schlaufrock an, war aber darunter komplett mit einem einteiligen Slipper bekleidet, weiße Spitzen. Strumpfbandhalter, zwei Knöpfe, am rechten Bein geöffnet – kann Zufall sein. Keine Gewalttätigkeit, kein Geschlechtsverkehr. Wenig oder kein (?) Widerstand. Opfer war vollständig überrascht. Da die Leiche auf der Couch lag, Gesicht nach oben, ist es wahrscheinlich, daß sich der Täter über die Enzian gebeugt hat. Lippenstift verschmiert, möglicherweise vom Zugriff. Vorspiel zum Beischlaf? Zweihundert-zweiundvierzigtausend Lire zwischen Wäschestücken im Schlafzimmerschrank führen zur Annahme, daß kein Raubmord vorliegt. Möchte mich darauf nicht festlegen. Die Alibis sämtlicher Verdächtigen sind nunmehr überprüft, lückenlos. Fingerabdrücke, keine Spur im Archiv. Ich habe nie geglaubt, daß der Täter unter den regelmäßigen »Gästen« zu suchen ist. Halte auch Straßenbekanntschaft für unwahrscheinlich. Grappa. Eher ein »Freund«, bei solchen Mädchen nicht selten. Angesichts des von Ada Vosti und Negri angegebenen Alters schließe ich auf einen »Seelenfreund« aus besseren Kreisen. Echter oder falscher Filmproduzent? Rekapitulation mit magrem Resultat. Die Zeit arbeitet gegen mich.

Samstag, 28. Oktober. Gestriges Eintragung durchgesehen. Muß bei dem letzten Satz innehalten. Ich wollte natürlich sagen, die verstreichende Zeit erschwere die Aufklärung der Tat. Aber der Satz ist verräterisch: Ich möchte ihn am liebsten durchstreich. Er entlarvt meine Angst vor der Zeit. Wenn ich mich, wie es mir zustand, vor zwei Jahren hätte pensionieren lassen, könnte ich jetzt vor dem Cafe Doney sitzen und die Geschichte in den Zeitungen lesen.

Nur wäre ich wahrscheinlich tot. Der Ruhestand ist das Vor-

zimmer des Todes, und ich habe die Vorzimmer immer gehaßt. Beinahe wäre ich nie Polizist geworden, weil mich der Polizeioffizier, der über meine Bewerbung entscheiden sollte, zwei Stunden warten ließ. Unter allen Demütigungen ist Warten die schlimmste, das Warten auf den Tod nicht ausgenommen. Ich gerate ins Philosophieren und weiß, daß es mit Philosophie nichts zu tun hat. Ich wollte philosophische Bücher schreiben und schreibe nur Tagebücher. »Sie, als Doktor jur. ...«, sagen die Leute, dabei bin ich Doktor phil. Es ist kein Wunder, daß ich es nicht weitergebracht habe; die Verbrecher haben mich immer mehr interessiert als die Verbrechen. »Der Herr Professor«, sagen sie auf dem Präsidium. Ich weiß nicht, ob es anerkennend gemeint ist. Wahrscheinlich denken sie: der geschwätzige alte Mann! Warum habe ich mich in den Fall Enzian verbissen, den einer meiner Untergebenen ebenso gut erledigen könnte? Für eine ernste philosophische Arbeit ist es zu spät, für das Detektivspiel reicht es noch. Dem Täter droht lebenslänglich Kerker, mir lebenslängliche Ruhe. Nicht als ob ich davon träumte, Chef der Mordkommission zu werden. Ich bin der geborene Stellvertreter. Es gibt diesen Typus: Menschen, die mehr Talent und weniger Persönlichkeit haben als ihre Vorgesetzten. Als ich vierzig war, hat man mir einen älteren Mann vor die Nase gesetzt, als ich achtundfünfzig war, einen jüngeren. Ich hatte zu jeder Zeit das falsche Alter. Der Charakter ist wie die Stimme eines Solisten, die, mag sie noch so schön sein, falsch klingt, wenn sie sich nicht dem Orchester anpaßt. Der Charakter, den man mit zwanzig gehabt hat, ist mit dreißig unbrauchbar, und der Charakter eines Dreißigjährigen ist mit fünfzig beinahe eine Schande. Mit sechzig zieht man sich an, mit siebzig verhüllt man sich; daß auch der Charakter seine Nacktheit hat, wissen nur wenige. Es ist für einen alten Mann nicht weniger schändlich, seinem eigenen Charakter als einem jungen Mädchen nachzurennen. Ich schweife schon wieder ab und wollte doch nur sagen, daß ich mit vierzig zu-

wenig Ehrgeiz hatte, mit sechzig habe ich zuviel. Mein Charakter hat sich meinem Alter nicht angepaßt. Ich werde als Stellvertreter in den Ruhestand treten – und an der Ruhe nicht sterben; man glaubt das nur –, aber ich werde mich nicht mit einer Niederlage verabschieden. Er ist fleißig, *il professore*, sagt man. In Wirklichkeit sind wir alle faul; es gibt nur Leute, die beenden wollen, was sie angefangen haben. Ich werde das letzte Kapitel der *Enzian-Story* schreiben, es nicht dem jungen Signor Bossi überlassen. – Habe heute wieder mit der *Contessa* gesprochen. Münchnerin, 26, vollschlank, weiße Haut, Sommersprossen, echtes brandrotes Haar. Ehemalige Prostituierte, trotzdem von gewisser, natürlicher Eleganz. Seit drei Jahren in Rom. Obwohl sie mich belogen hat – natürlich hat sie den Schrei gehört, eventuell den Mörder auch gesehen –, habe ich etwas für sie übrig. Bossi, der tüchtigste Polizeireporter Roms, wenn auch ein Ekel, scheint eine ganz bestimmte Vorstellung zu haben. Auf einmal (?) erinnert sich die Sonntag, daß die Enzian von einem »Dichter« oder »Schriftsteller« gesprochen hat, der sie, die Enzian, »verfolgte«. Die Sonntag behauptet, daß sich Bossi nur für diesen »Dichter« interessiert. Auf meine Frage, warum sie mir gegenüber nie etwas von einem »Dichter« erwähnt hat, erklärt die Sonntag, sie hätte es vergessen, was bei dem Umsatz der Enzian nicht unmöglich ist: Wir haben hundertdreizehn Adressen im Notizbuch gefunden. Übrigens keinen »Dichter«. Nur Bossi, sagt die *Contessa*, hat ihr den »Dichter« ins Gedächtnis gerufen. Wenn das wahr ist (?), suchte Bossi weniger eine neue Spur als die Bestätigung eines alten Verdachtes. Ich werde mich mehr um diesen Lümmel kümmern.

Sonntag, 29. Oktober. Zum Mittagessen bei Alfredo. Es war wieder die Reihe an ihm. Am Sonntag, dem fünfzehnten, war ich bei Flaminio, am vergangenen Sonntag bei Pia. Wahrscheinlich habe ich die gelungensten Kinder der ganzen Welt. Wenn es wahr ist, daß Kinder die Unsterblichkeit des einfachen

Mannes sind, bin ich dreifach unsterblich. Mein Verdienst daran ist gering. Ein Kriminalist, der an die Erbmasse glaubt, sollte gleich in Pension gehen. Mein einziges Verdienst ist, daß ich die Erziehung der Kinder ganz Adele überlassen habe, und als sie starb, war Pia zweiundzwanzig. Immerhin scheine ich nichts verdorben zu haben – nichts zu verderben, scheint mir, ist der Ruhm der Mittelmäßigkeit. Es war wieder ein wohltuender Sonntag mit Alfredo, Bianca und den drei Enkeln. Das neue Haus in der Via Capo d’Africa ist entzückend, man kann über die Dächer hinweg das Kolosseum sehen. Bianca kocht ausgezeichnet – es gab *Spaghetti Bolognese*, *Bollito misto* und *Zabaione*. Es genügt nicht, Glück mit seinen Kindern zu haben, die Schwiegertöchter – oder Schwiegersöhne – sind ebenso wichtig. Beim Abschied flüsterte mir Bianca zu, daß mir in ihrem neuen Haus immer ein Zimmer zur Verfügung stehe. Was kann sich ein alter Mann wünschen als eine Dreizimmerwohnung: bei jedem seiner Kinder ein Zimmer! Natürlich werde ich von dem freundlichen Angebot nie Gebrauch machen. Im Gegenteil: Ich habe schon vor Jahren davon abgeraten, daß sich die Kinder am Sonntag gegenseitig einladen; solange mich jedes von ihnen nur einmal in drei Wochen sieht, bleibe ich populär. Auf jeden Fall populär bleibe ich bei den Enkeln: Den stellvertretenden Chef der Mordkommission zum Großvater zu haben, bedeutet für sie mehr, als wenn ich ihnen das Vermögen eines Onassis hinterließe. Es macht auch mir Spaß, mit ihnen Detektiv zu spielen. Ein Spielauto ist immer noch schöner als der teuerste Ferrari: Die Phantasie hat mehr als zweihundert PS. Wenn ich mit den Kindern Detektiv spiele, bilde ich mir ein, ein Detektiv zu sein. So war das in meiner Jugend: Während ich schon längst Detektiv war, spielte ich Detektiv. Es ist traurig, daß man mit der Zeit aufhört, den Beruf zu spielen, den man ausübt.

Mittwoch, 1. November. Auf dem Friedhof gewesen, bei Adele. Das zehnte Allerheiligen seit ihrem Tod. Es hat sich

nichts geändert.

Donnerstag, 2. November. Habe mir eine ausgezeichnete Geschichte der Küche gekauft. Finde immer noch Neues. Zum Beispiel, daß auch Speisen ihre Hierarchie haben. Im vierten nachchristlichen (!) Jahrhundert erließ Kaiser Gratianus ein Dekret, wonach es Leuten »niedrigen Standes« bei Todesstrafe (!) verboten war, »vornehme« Speisen zu genießen. Einige solche Frevler sollen öffentlich hingerichtet worden sein. Auch Augustinus erwähnt, daß der Genuß von Leckerbissen, den höheren Ständen vorbehalten, für Plebejer eine »Todsünde« sei. Es ist ein Glück, daß ich im zwanzigsten Jahrhundert zur Welt kam.

Freitag, 3. November. Bossi in meinem Büro. Ob wir nicht einzelne Bilder, die wir bis jetzt zurückgehalten haben, für *Quest' Ora* freigeben wollen. Denke natürlich nicht daran. »Die Sache ist ohnedies im Eimer«, sagt Bossi. »Warum wollen Sie sie dann wieder aus dem Eimer holen?« frage ich. »Wir wollen noch einmal die ganze Geschichte aufrollen«, sagt er, »als Abschreckung. Ich habe mir die besten Mitarbeiter gesichert.« Dabei schaut er mir nicht in die Augen – er ist unfähig, einem in die Augen zu blicken. »Was ist Ihre Version?« sage ich. Er behauptet, es habe sich bei dem Täter um einen Prominenten gehandelt, den die Enzian erpreßt hat. Ich werde den Verdacht nicht los, daß er mehr weiß, als er zugibt. Immerhin würde er es kaum wagen, die Polizei auf eine falsche Fährte zu setzen. Prominenz ist ein weiter Begriff.

... Im Grunde sind Bossi und seine ganze Brut nur Repräsentanten des fotogenen Zeitalters. Ich überlege es mir jedesmal, wenn ich die abstoßendsten Polizeifotos freigeben muß. Je mehr ermordete Mädchen abgebildet werden, desto mehr Mädchen werden ermordet. Das Abschreckende ist durch die Vervielfältigung anziehend geworden. Da Unglaubliches geschieht, muß es bewiesen werden, Indizien, die immer Andeu-

tungen sind, genügen nicht: Das Auge herrscht über alle Sinne. Der Mensch will ein Analphabet bleiben: Zum Lesen und Schreiben gezwungen, ersetzt er sowohl Bildung wie Erfahrung durch Anblick. Der Bauer, der sich Gott als einen Mann mit weißem Bart vorstellt, besitzt mehr Phantasie als der Gebildete; der glaubt nur daran, was er sieht. Daran aber glaubt er unbedingt. Die Optik ist der Aberglaube der neuen Analphabeten. Politiker messen ihre Popularität an der Zahl ihrer eigenen Bilder in den Gazetten, wie die eitlen Götter, die prüften, wie viele Standbilder man ihnen errichtet hatte; Schriftsteller reisen von Vortrag zu Vortrag, denn sie werden erst glaubwürdig, wenn sie sichtbar sind; Maler stellen statt ihrer Bilder sich selbst aus. Man glaubt, Physik sei die Wissenschaft des Zeitalters; in Wirklichkeit ist es die Anatomie. Alles Sichtbare hat seine Schrecken verloren, das Unsichtbare ist unglaublich geworden – Gott sollte sich vielleicht an eine Illustrierte wenden.

... Konnte nicht weiterschreiben, mußte mir das Abendessen bereiten. Habe es mir leichtgemacht. *Spaghetti alla Carbonara*. Nur mit Schinken und Rohspeck, Champignons sind am Abend zu schwer.

... Wahrscheinlich tue ich Bossi unrecht. Ich hätte kein Philosoph werden können, weil ich das Unsichere nicht für sicher halte. Empirische Philosophie? In meiner Jugend haben mich Mill, Bacon, Locke angezogen – bis ich mich fragte, was eigentlich Erfahrung ist. Ist die Erfahrung bewiesen? Es ist gar nicht sicher, daß die Bossis ein Bedürfnis schaffen, vielleicht dienen sie nur dem Bedürfnis. Der Mensch hat immer die Einsamkeit gefürchtet, aber sie ist ihm, solange zu den Bergdörfern keine Straßen führten, solange man die entferntesten Städte nicht »durchwählen« konnte, solange einem die »große Welt« nicht ins Wohnzimmer geliefert wurde, selbstverständlich gewesen. Einsamkeit ist der Irrglaube, daß andere nicht

einsam sind. Robinson Crusoe konnte mit der Einsamkeit fertig werden, weil er das Fernsehen nicht vermißte. In der Mitteilungswelt ist der einzelne einsamer als Robinson auf seiner Insel; er sieht alles, hört alles, aber niemand sieht ihn und niemand hört ihn. Ich muß an die Opfer von Verkehrsunfällen denken, die ich in meiner Lehrzeit bei der Polizei oft gesehen habe: Sie lagen auf der Straße, hörten alles, sahen alles und konnten nicht einmal sagen, was ihnen weh tut. Lauter stumme Verkehrsopfer, verwundet, vielleicht tödlich. Allerdings geben sie sich der Täuschung hin, die Bossis könnten sie aus ihrer Einsamkeit befreien. Die liefern die Konfektionsseele in die fernsten Dörfer. Keiner fragt sich, wer er ist; er glaubt, sich in den anderen zu erkennen, dabei tragen alle eine Tarnkappe. Es gibt Seelen für alle Größen, alle Bedürfnisse, alle Preise, man muß sie nur vom Bügel hängen. Man schlüpft in die präfabrizierte Seele: Keine Seele nach Maß kann so bequem sein. Man sucht sich seine Vorbilder nicht mehr aus, auch sie hängen an der Stange, aus gleichem Stoff, nach gleichem Schnitt, höchstens in verschiedenen Größen. Wie soll man sich selbst erkennen, da man jene nicht kennt, in deren Seele man geschlüpft ist? Natürlich bin ich keine Ausnahme. Ich schwätze über die anderen, um nicht über mich nachdenken zu müssen. Ich habe kein Recht, den Bossis böse zu sein. Sie haben die Konfektionsseele nicht erfunden, sie liefern sie nur in die Warenhäuser.

Samstag, 4. November. Vielleicht ein Lichtblick. Ich nehme nochmals den Besitzer des Nachtlokals im Hinterhaus ins Gebet. Enrico Gasparoni, 42, Sizilianer, dreimal wegen Zuhälterei vorbestraft. Sofort in der Abwehr. Das Lokal sei um die Mordstunde gesperrt gewesen. »Halten Sie mich für einen Idioten?« sage ich. Die Frage ist, was er von den Kunden der Enzian weiß. Die Enzian sei sich für das Lokal, wiederholt er, »zu gut« gewesen. Die hier arbeitenden Animiermädchen habe sie nur »mit Verachtung gestraft«. Dennoch ist es bekannt, sage ich, daß die Enzian zuweilen in seinem Lokal einen Drink nahm.

Zwei Tage vor dem Mord war sie mit einem älteren Herrn hier, den niemand näher beschreiben kann; man braucht in dieser Bar – alles, was finster ist, ist elegant – einen Blindenhund. »Aber Sie haben zugegeben«, sage ich, »daß Sie, an der Theke stehend, Gesprächsfetzen aufgefangen haben. Erzählen Sie nochmals – was haben Sie gehört?« Er gibt widerwillig Auskunft, fürchtet, daß ich ihm einen Widerspruch nachweisen will. Er wiederholt einige nebulose Bemerkungen, sagt aber dann, der Herr habe so etwas verlauten lassen wie: »Über Sie schreibe ich einen Roman.« – »Moment«, sage ich, »Sie haben zu Protokoll gegeben, daß der Mann gesagt hat: ›Sie gehören in einen Roman.‹« – »Das ist doch dasselbe«, sagte Gasparoni. Vielleicht ist es dasselbe. Aber seit die *Contessa* von einem »Dichter« gesprochen hat, bin ich dessen nicht mehr sicher. Sollte es sich um einen Mann handeln, der den Roman eines Call-Girls schreiben wollte? ... Morgen Sonntagessen bei Flaminio. Eigentlich geht es ihm unter meinen Kindern am schlechtesten, obwohl er ungewöhnlich begabt ist. Wenn ich mich noch heute abend an den Herd stelle, kann ich Flaminio und Elisa morgen einen Käsekuchen *alla Canonica* bringen.

II

DER SCHACHER

Aurelio Morelli

Ein gewisser Canonica, Italo mit Vorname, so erzählte mir Bossi, der neapolitanische Boxer, bei seinem jüngsten unliebsamen Besuch, führe die Untersuchung im Falle Enzian; das aber, so muß ich gestehen, erfüllt mich mit einer schier unwiderstehlichen Heiterkeit. Obschon das eckige Hampelmännchen nicht den Vorzug besitzt, mir jemals die Hand gedrückt zu haben, so hatte ich gleichwohl Gelegenheit, ihn in aller Muße zu betrachten, da sich Begräbnisse für solche Observationen vorzüglich eignen. Ich habe Begräbnisse immer als eine Zerstreuung der gehobensten Art empfunden, als ein intellektuelles Vergnügen, insonderheit wenn es sich um die Bestattung junger Leute handelt. Je länger man gelebt hat, desto mehr Wissen, Leistung, Erfahrung sinken mit einem ins Grab, desto mehr Leid erweist sich als nutzlos erlitten, während der Jüngling, der nichts gewonnen hat, nichts zu verlieren vermag; rechtens darf man bei seinem Begräbnis annehmen, daß er der irdischen Trübsal noch in guter Zeit entgangen ist. Wie recht hatte doch der schöne Lord Byron, als er, nicht zufällig just in seinem *Don Juan*, den Ausspruch tat: »*Whom the gods love dies young was said of yore*« – ein oberflächlicher Dichter, hielt er es nicht für notwendig, seine Sentenz zu begründen: Nur wer jung stirbt, entgeht dem nagenden Krebs des Alters, dessen Erreger nie gefunden werden kann, da das Kind in der Wiege bereits mit dem tödlichen Gift infiziert ist.

Doch ich will nicht abschweifen, und so genüge vorerst die Bemerkung, daß ich Begräbnisse seit eh und je gebührend zu schätzen wußte – die heidnische und vom Fortschritt unberührte Zeremonie, mit der man -selbst die Armen bestattet, den preisenden Tribut, den man auch jenen entrichtet, denen man kurz vorher ein Stück Brot oder ein Spitalbett verweigerte, die unfreiwillige Komik der bei- und mitleidsvollen Gesichter, den

Aufwand an Statisten, die von Leichenbegägnis zu Leichenbegägnis hasten, die »letzte Ehre« schließlich, die in den meisten Fällen die erste ist –, es genüge also, zu sagen, daß Signor Canonica und ich vor mehr als vier Jahren, im August des Jahres 1963, an einem Begräbnis teilgenommen haben, er von Amts wegen und ich aus Anstand und Vergnügen. Daß es das Begräbnis Lucia Chiesas war, von welchem ich spreche: ich brauche es nicht zu erwähnen. Doch auch dies hieße den Ereignissen vorgreifen, und da mir Signor Bossi die erste Rate meines Honorars – sechshundertsechsundsechzigtausendsechshundertsechsundsechzig Lire und Sechsundsechzig Centesimi – in korrekter Form überbracht hat, soll die patente *Quest’Ora* des Mordes an Lucia Chiesa nicht verlustig gehen, und das um so weniger, als ich, sobald Signor Bossi die erste Niederschrift erhält, auf eine Erhöhung meiner Bezüge zu bestehen gedenke: Nur der Mord an Hertha Enzian war ausgehandelt, und kein Gericht der Welt könnte mich zwingen, die Fälle Chiesa und Pisenti als Draufgabe, Bonus, Gratifikation oder wie man es sonst nennen mag, unehorisiert in die Waagschale des publizistischen Erfolges zu werfen.

Ende 1962 waren meine finanziellen Mittel erschöpft, mein Roman *Signora Angelotti*, von allzu hohem literarischen Anspruch, war allenthalben abgelehnt worden, so daß ich mich nur noch an meine greise Mutter hätte wenden können, die ihren kleinen Bauernhof mit Energie, aber kargen Ergebnissen verwaltet. Seit meiner unehelichen Geburt – wer mein Vater war, ist mir unbekannt, obwohl es sich ohne Zweifel um einen vortrefflichen Mann gehandelt haben muß; von meiner redlichen, aber primitiven Mutter konnte ich meine hervorragenden Eigenschaften keineswegs geerbt haben, auch geraten, heißt es, just uneheliche Kinder fast immer ihrem Erzeuger nach -: Kurzum, meine gute Mutter hat meinenthalben der Unbill genug erfahren, so daß ich den flüchtigen Gedanken, ihr zur Last und auf die Tasche zu fallen, alsogleich weit von mir wies. War mir

meine profunde Bildung in meinen künstlerischen Äußerungen auch stets ein ärgerliches Hindernis gewesen, da der Künstler nur dann ungehemmt nach dem Originellen zu streben vermag, wenn er sich des natürlich Dagewesenen seines Schaffens nicht bewußt wird, so erinnerte ich mich doch im Moment der Not meiner nicht unbeachtlichen Kenntnisse. Eine kleine Anzeige im *Corriere della Sera* genügte, um mir Privatstunden einzubringen, denn die Zeit der Semesterprüfungen nahte, der viele Eltern mit bangender Sorge entgegensehen.

Ich preise das Schicksal, preise auch meine Eitelkeit. Weit davon entfernt, mich als den Autor von *Du bist Alcibiades* und anderer nicht geringerer Meisterwerke vorzustellen, verbarg ich mich hinter der scheinbaren Anonymität eines zum Glück recht alltäglichen Namens: Ein bescheidener Hauslehrer war ich, ein Schulfuchs, Pauker, schulmeisterlicher Retter schwachsinniger Eleven, nichts anderes. Im übrigen schmeichelte ich mir nicht, daß Signora Chiesa, die Mutter meiner Lucia, überhaupt noch meiner gedachte, denn diese Witwe eines kleinen, aber wohlhabenden Fabrikanten, der die absonderlichsten Gegenstände, nämlich Toilettendeckel, erzeugt hatte – weshalb man sie, kichernd und verstohlen, Madame Dreckamier nannte –, Madame Chiesa war eine gedankenlose Person, reizvoll anzusehen, doch von ebenso aufreizender Frivolität. Ein nur auf Fetzen, Schmuckstücke und Kosmetika bedachtes Zierpüppchen war sie, das ihr Kind wohl nur aus Nachlässigkeit zu abortieren vergessen hatte.

Signora Chiesa, Anfang vierzig, gebärdete sich, als wäre sie nicht um einen Tag älter als ihre siebzehnjährige Lucia; sie bestand drauf, von ihrer Tochter bei ihrem Vornamen – Luigia, wenn ich mich recht erinnere – angesprochen zu werden; die beiden trugen zuweilen die gleichen Kleider, wobei eher die Mutter die der Tochter als die Tochter jene der Mutter entlieh; sie lasen die gleichen abstrusen Bücher und verunstalteten die

Wohnung mit den gleichen abstrakten Bildern; wenn ich das Haus betrat, scholl mir greuliche Blechmusik entgegen, und mehr als einmal begrüßte mich Signora Chiesa auf dem Teppich liegend, inmitten von Schallplatten, die, Röntgenaufnahmen des Ungeistes gleich, um sie ausgebreitet waren. Hat diese Jugend auch keine andere Entschuldigung, so darf sie doch immerhin für sich anführen, daß es außerordentlich schwer fällt, *dem* nachzustreben, der einem nachstrebt, *den* nachzuahmen, der einen imitiert, *dem* nachzueifern, der einen beneidet, *den* zu respektieren, der einen bewundert. Siebzehnjährige, die so tun, als wären sie sieben, bekämpfen mit sicherem Instinkt die sich kindisch gebärdende Welt der Erwachsenen; da sich das Alter an der Jugend vergreift, flieht diese in das Niemandsland *des Peter Pan*, des Märchenknaben, der bekanntlich nicht aufwachsen wollte. Nicht als ob sich meine siebzehnjährige Schülerin Lucia Chiesa wie eine Siebenjährige benommen hätte – so einfach war es beileibe nicht. Ihre Interessen, soweit überhaupt vorhanden, ihr Verhalten, Benehmen, ihre Schätzung von Wert und Unwert waren infantil bis zum Grade der Blödsinnigkeit, ihr Unernst, ihre Gewissens- und Sorglosigkeit sowie ihre unverbesserlichen Unarten sprachen jeder Erziehung höhn, doch war sie physisch weit über ihr Alter entwickelt, wußte sie ihre körperlichen Reize provokatorisch zur Geltung zu bringen, verstand sie sich virtuos darauf, auf der Klaviatur erotischer Wirkungen zu spielen. Indem ich mich erfolglos plagte, ihr den Unterschied zwischen *ablativus absolutus* und *ablativus mensurae* klarzumachen, wurde ich an eine Geschichte erinnert, die ich in meiner Kindheit gehört und die meine Sinne erregt hatte. In der Nähe meines Geburtsortes befand sich eine Irrenanstalt für Internierte weiblichen Geschlechts. Von dort war eine Irre entwichen, die sich nun durch die umliegenden Ortschaften hindurchließ, ja nicht nur mit den Bauernburschen der Gegend, sondern auch mit einer ganzen Kompanie in der Nähe stationierter Infanteristen Unzucht

trieb; keine »Dame ohne Unterleib«, sondern, im Gegenteil, ein lüsterner Unterleib ohne Kopf und Gehirn. Als wäre es ihr so »bequemer«, empfing mich Lucia in hautengen Hosen und »Pullis«; zuweilen fand ich sie leicht geschürzt vor ihrem Toilettenspiegel, und sie stand nicht an, in meiner Gegenwart eine volle Stunde lang, doch als wäre ich nicht anwesend, mit gelangweilt-regelmäßigen Gesten durch ihre aufgelösten Haare zu kämmen; in der warmen Jahreszeit erschien es ihr selbstverständlich, ihre nackten Knie und Schenkel meinen schüchternen Augen anzubieten, ja mir ihre Ehrerbietung mit einer Verbeugung kundzutun, bei der ihre Brüste nackt oder, schlimmer noch, halb verhüllt sichtbar wurden. Die Irre von Viterbo, so nannten wir sie, mag ohne Absicht, *sine dole*, gehandelt haben, doch war das bei diesem gehirnlosen Wesen keineswegs der Fall, wie ja alles, was von einer schamlosen Jugend zur Rechtfertigung ihrer herausfordernden Kleidung angeführt wird – Bequemlichkeit, Natürlichkeit, Freiheit, Rebellion gegen das Gestrigie, Auflehnung gegen die Heuchelei –, nichts ist als gleisnerische Scheinheiligkeit: Zu welchem Zweck würden sich diese Geschöpfe wie Straßendirnen tragen, als solche gebärden, wenn nicht, um die männliche Sinnenlust herauszufordern, zu erregen und bis zur Siedeglut anzuheizen? Beweise? Es gibt deren mehr als genug, *signorigurati*, sowohl allgemeiner wie persönlicher Natur. Wie war das doch einfach, zur Zeit unserer Mütter, als mittags vor dem Tor einer gesitteten Anstalt wartende Dienstboten oder besorgte Mütter sich aufreihten, als sich die entlassenen Schülerinnen allein oder paarweise, doch immer tugendhaft, auf den Heimweg begaben. Nichts davon! Auch jetzt noch, wenn ich den Vorhang beiseite ziehe und der hirntötenden Balgerei auf dem Korb- oder Basketball-Platz meine unwillige Aufmerksamkeit widme, muß ich der kraftstrotzenden, kraftprotzenden Jünglinge gedenken, die am Schultor die frechen Hürchen in Empfang nehmen, um sie in ihre Lotterbetten zu entführen. Wenn in Samoa die *Taupou*, die

Jungfrau-Königin des Ortes, in ihrer Hochzeitsnacht nicht blutet, wird sie totgeschlagen, und sei es auch nur, daß sie nicht klug genug war, für einen entsprechenden Vorrat an Hühnerblut zu sorgen – und so ist es also, daß in Kulturen, die dieses Namens würdig sein wollen, wenigstens der Schein der Sittlichkeit hochgehalten wird, ohne den die Sittlichkeit zum Tode verdammt wäre, während bei uns die *virgines* keine Königin wählen können, da es sie nicht gibt.

Doch bedarf es solch indirekter Beweise nicht – ich komme zum höchst persönlichen Gegenstand. Ich pflegte die Schulhefte Lucias, das eine oder andere Mal auch Übungen, die sie in meinem Auftrag geschrieben hatte, nach Hause mitzunehmen, um sie dort aufs sorgfältigste zu korrigieren. Je schwerer sich der Sommer mit seinen schwülen Nächten über Rom legte – ich bereitete Lucia auf eine herbstliche Nachtragsprüfung vor –, desto häufiger geschah es, daß ich, die blauen Schulhefte öffnend, auf ein geheimes Knistern aufmerksam wurde: Die Verruchte hatte, man glaubt es kaum, ihre duftige Unterwäsche zwischen den Seiten verborgen! Wenn ich umblätterte, um ahnungslos die Arbeit über die Feldzüge des Septimius Severus zu verbessern, konnte ich das Rascheln von Höschen und Leibchen und Büstenhaltern vernehmen, ja es geschah einmal, daß die Schamloseste der Schamlosen, gepreßten Blumen gleich, Schamhaare zwischen die Seiten geschmuggelt hatte. Und die Schriftzeichen! Jedes hochstehende »l« hatte das elende Wesen in einen Penis, jedes herabhängende »g« in einen Hodensack verwandelt, während in der Tat selbst der Blinde in der schlanken Schlinge des kleinen »e« die ovalen Formen einer Vagina erkannt hätte. Was Wunder also, daß ich, von gerechtem Zorn ergriffen, nicht selten die eine oder andere Seite, ja das ganze Heft mit roter Tinte übergoß, daß ich unabsichtlich, das eine oder andere Mal auch absichtlich, ein kleines Blutbad veranstaltete, und am nächsten Tag beschämt – nur meiner Lüge halber beschämt: ich bin der Lüge unfähig – erklären mußte,

das Schul- und Aufgabenheft verloren zu haben. Warum aber habe ich die Büstenhalter und Höschen und Leibchen nicht wieder mitgenommen, um sie, dem Feuerregen von Sodom und Gomorrha gleich, über die verfluchte Behausung Chiesa auszustreuen? Ein Teufelswerk, ohne Zögern wage ich es zu behaupten, war hier im Spiele, denn wollte ich morgens die Schul- und Aufgabenhefte in meine Aktentasche verstauen, waren die sündigen *dessous* verschwunden: Hielt ich auch Nachtwache, schlief ich, wie man sagt, mit einem offenen Auge, stellte ich mit höchster Raffinesse ausgeklügelte Fallen – verschwunden waren die *corpora delicti* allemal.

Geduld, Geduld, ich komme zum achten August, dem vierundfünfzigsten Jahrestag meiner Geburt! Auf die Frage, ob es sich um eine vorsätzliche Tat gehandelt hatte, könnte ich guten Gewissens nur mit der Gegenfrage, was denn Vorsatz sei, was denn ernstlich darunter verstanden werde, antworten. Eine schwachsinnige und böswillige Justiz hat den Affekt zu einem Götzen erhoben, ganz als ob die unvernünftige Tat, der sinnverirrte Ausbruch des Zornes, der zügellose Sprung über die Barriere des Unterbewußten, der Affektmord eben, von sittlicherem Wesen zeugte und verzeihlicher wäre als die wohlüberlegte Tat, die doch im allgemeinen, so auch in meinem Fall, auf eine Kette fortgesetzter, demütigender und schließlich unerträglicher Beleidigungen zurückgeht. War es mein Vorsatz, Lucia Chiesa zu ermorden? Im juristischen Sinne war es das keineswegs, denn sehr wohl hatte ich die Mordlust, die an jenem feuchten Augusttag des Jahres 1959 vor dem Cafe Doney in mir erwacht war, vier volle Jahre einer vollständigen Abstinenz unterworfen. Nein, ich wollte dieses bezaubernde Persönchen mit den weit auseinander liegenden, mandelförmigen Augen, der kühnen Römernase, der grazilen Taille, den unverhältnismäßig großen, aber straffen Brüsten, den harten und doch zarten Schenkeln – ach, eine gewisse Rührung beschleicht mich bei der Erinnerung! – nicht mehr und nicht weniger als

jeden ihrer Altersgenossen ins bessere Jenseits verhelfen. Ich habe, wenn man so will, im Affekt gehandelt, und sei es auch, daß dieser Affekt gut einen Monat lang in mir gebrütet hatte.

Im Juli war es geschehen – am achtzehnten Juli ganz genau –, daß mir Lucia ihre Schwangerschaft anvertraute. Das zweite Mal, sagte sie, sei ihre Periode, die Menstruation, Regel oder Monatsblutung, nun ausgeblieben, kein Zweifel bestehe an ihrem ungesegneten Zustand. Mit ihrer Mutter darüber zu sprechen, erklärte sie, habe sie »keine Lust« – fürwahr, sie gebrauchte dieses Wort, sprach nicht etwa von Scham und Schande, fürchtete nicht, von Hause vertrieben zu werden, erwog nicht, sich zu ertränken, nur »keine Lust« empfände sie eben, mit ihrer Mutter die notwendigen Schritte zu erörtern. Warum sie denn »Lust«, habe, die hochnotpeinliche Angelegenheit gerade mit mir zu besprechen, wollte ich wissen. Sie setzte sich auf die Seitenlehne meines Fauteuils, ließ die Beine in meinen Schoß baumeln, strich mir mit geübten Fingern über die Wangen, wobei ihre Haare meine Ohren umspielten, und erklärte alsbald mit zärtlichen Worten, wie sehr sie mir zugetan sei, mein Urteil schätze und meiner Hilfsbereitschaft vertraue. Ich wagte nicht, empört nach dem ehrlosen Gesellen zu fragen, doch erwies sich das ohnedies als überflüssig, ja ich hätte mich, weiß Gott, nur lächerlich gemacht, da Lucia ohne viel Federle-sens von ihm zu berichten anhob – und von einem ehrlosen Gesellen war da mitnichten die Rede. Seit gut einem halben Jahr, sagte sie, als berichtete sie von einem munteren Spielgefährten, unterhalte sie ein Verhältnis mit einem jungen Mann, erst sechsundzwanzig, doch schon verheiratet und Vater eines »süßen Jungen« – ich zitiere wörtlich –; für ein zweites, diesmal illegitimes Kind könne der fruchtbare Jüngling nicht auftreten, auch besäße er »leider« nicht die Mittel, einen der in Rom keineswegs seltenen Abtreibungsärzte entsprechend zu entlohnern. Und so hätte sie sich, fuhr sie fort, während ihr rechtes Knie meine Brust berührte und ihre Finger über meine

Schläfen strichen, so hätte sie sich, wenn auch nicht leichten Herzens, entschlossen, den »väterlichen Freund« in ihr Vertrauen zu ziehen, ihn zu bitten, nach einem Medizinmann Ausschau zu halten, ihr selbst eventuell auch einen gewissen Betrag – »die Hälfte dürfte genügen« – vorzuschießen.

Eine »Affekthandlung«, wie die Gerichte sie lieben, wäre es nun gewesen, wenn ich Lucia Chiesa an Ort und Stelle erwürgt hätte; daß ich es nicht tat, habe ich oft genug bitter bereut. Ich hätte mir manches erspart. Mein Versprechen, ihr beizustehen – beschwören könnte ich, daß ich niemals, auch keinen Augenblick lang, ernstlich den Gedanken erwog, der Komplize des verbrecherischen Unternehmens wider das keimende Leben zu werden –, meine Zusage ermutigte Lucia zu den unerhörtesten Geständnissen. Sie ersparte mir nichts: die Schilderung der ersten Nacht mit dem Burschen im gastfreundlichen Schlafzimmer einer Freundin, des orgiastischen Beischlafes im heißen Sand von Ostia, der obszönen Liebelei im Automobil des Täters, ja sie entblödete sich nicht, mir wie entschuldigend zu erklären, daß ja »nichts passiert« wäre, hätte sie sich auf dem Rücksitz des Wagens eines sprudelnden Mineralwassers bedienen können, das sie, nach vollzogenem Akt – ich höre geradezu das Psssch-Geräusch der entkorkten Flasche –, unschwer zu erraten, wo, einzuführen pflegte. Was aber war meine Rolle in diesem Hexensabbat der Unsittlichkeit? Die des »väterlichen Freundes« natürlich, eines Mannes von vierundfünfzig Jahren, also jenseits von Gut und Böse, eines Eunuchen und Haremswächters, wahrscheinlich schon in der Kindheit entmannt und solchermaßen ohne Erinnerung, eines bloßen Neutrums, dem man die Kerze in die Hand drückt, auf daß er die Liebenden zu Bett leuchte. Oder war es noch schlimmer? Beinahe möchte ich es annehmen, denn die bacchantische Beichte war mit verheißungsvollen Lockungen gepaart, beinahe so, als begäbe sich die Sünderin halb oder ganz entkleidet in den Beichtstuhl ihres Seelsorgers. Ungestraft, meinte sie wohl, könne sie sich dem

alten Mann von vierundfünfzig Herbsten im leichtesten Neglige zeigen, ihm ihren heißen Atem ins Ohr hauchen, ihm vielsagend in die Augen blicken: Unberührt würde er bleiben von so verführerischem Schabernack, oder, besser noch, dankbar würde er sein für die kurzen Momente einer prickelnden, doch folgenlosen Erregung. Ungestraft blieb sie nicht. Unter dem Vorwand, sie am Abend nach Einbruch der Dunkelheit zu einem Arzt zu führen, der sie von ihrer seligen Last befreien würde, verabredete ich mich mit ihr in den Borghese-Gärten, unweit von dem zu dieser Stunde ausgestorbenen *Ciardino Zoologico*, nicht ohne für knapp ein Stündchen darauf ihre Mutter zu einer dringenden pädagogischen Besprechung zu bitten. Es war, ich sage es nicht ohne Stolz, das perfekte Verbrechen, an das die Kriminalisten nur deshalb nicht glauben, weil sich ihre Erfahrungen auf Lust-, Raub-, Leidenschaftsmörder und andere Stümper beschränken. Man ist nur so stark, wie es einem der Gegner erlaubt. Verbrechen macht sich nicht bezahlt – sofern es sich um Verbrecher handelt! Das Versprechen, den heiligen Eid, mich ihrem Liebhaber gegenüber nur ja nicht zu erwähnen, hatte ich Lucia längst abgenommen; ich hatte guten Grund, mit Gewißheit zu glauben, daß sie sich an ihr Wort gehalten hatte – indes mußte ich auf dieses berechnete Risiko immerhin eingehen. Andererseits gab ich ihr die Adresse eines Arztes an – diese hatte ich, die Wahl dem Zufall überlassend, dem Ärzteregister des Telefonbuches entnommen. Dem sauberen Ehemann und Familienvater sollte sie auftragen, vor dem Haus auf sie zu warten, um sie, nach verbotenem Eingriff, unauffällig in ihre Wohnung zu befördern. Des ferneren befahl ich ihr, ein kleines Köfferchen mit Nachthemd, Handtüchern, frischer Unterwäsche und einigen kosmetischen Utensilien zu unserem Stelldichein mitzubringen. Damit war das Bühnenbild entworfen, die Szene gestellt, die Aufführung konnte beginnen. Die Nacht war meinem Vorhaben günstig. Es war schon lange kein Regen gefallen, der Boden hart und nicht dazu angetan,

Fußspuren aufzuzeichnen. Ein sterrenloser Himmel, so ewig, daß einem das Wort »ewige Stadt« wie Blasphemie und kindisches Gespött erschien, wölbte sich über Rom; ein heißer Duft, wie aus den parfümierten Bädern verwöhnter Römerinnen des Altertums aufsteigend, durchzog die Gärten des Kardinals Scipio Borghese; wie muskulöse Negersklaven, so schienen die Bäume dem frechen Lärm der nahen Stadt Zutritt und Zugriff zu verweigern. Welch glückliches Omen, daß sich die Natur gerade für meinen Geburtstag festlich geschmückt hatte, denn nicht zufällig hatte ich ja diesen Tag gewählt: Von niemand beachtet, von allen vergessen, für die Welt verloren und von keinem beschenkt, gedachte ich, mich selbst aufs fürstlichste zu beschenken.

Die Frage, mit der Lucia auf mich zutrat – weshalb ich sie denn just an diesem Ort zu treffen gewünscht -: Ich hatte sie erwartet, sie traf mich nicht unvorbereitet. Ein gar so alter Mann, wie sie sich ihren Lehrer vorstelle, sei ich nicht, gab ich zur Antwort, auch keineswegs so ausgebrannt und gefühllos, wie der hagere Federfuchser scheinen mag; zwar sei meine Jugend dahin, und längst begehrte ich nicht mehr von verweigerten Früchten zu naschen, doch habe sie, sie eben – ob sie es denn nicht wisse? –, die gefährliche Erinnerung an schöne Lüste in mir geweckt, mich schmerzlich an das Verlorene gemahnt. Ich hatte mir vorgenommen, diesem blühenden Geschöpf die letzte Barmherzigkeit nicht zu versagen, denn nichts ist grausamer als der sinnlose Tod, nichts schrecklicher als die Konfrontation des Verurteilten mit seinem unverständlichen Ende. Grausam, unbarmherzig, brutal wäre es gewesen, Lucia Chiesa die Gnade des Wissens zu verweigern. Alle ihre Sünden zählte ich ihr auf, ein umgekehrter Beichtvater sozusagen, der, ehe er die Absolution erteilt, die Beichte des anderen ablegt. Das alles tat ich jedoch, ohne meine Stimme auch nur ein einziges Mal zu erheben; keine Erregung hatte sich meiner, wie irgendein unverständiger Gerichtssachverständiger flugs an-

nehmen würde, bemächtigt, noch vergaß ich, daß ein Schrekkensruf meines Opfers – welch triviales Wort! – mein ganzes Projekt gefährden könnte. Und in der Tat: Lucia, zu ihrer Schande sei es gesagt, erschrak keineswegs, ja, sie nahm meine Anklagen als eine Huldigung für ihre Jugend, als einen Tribut an ihre Schönheit und Koketterie, ihr Geschlecht entgegen: So alt sind wir geworden, Freunde, daß uns die Jugend nicht einmal mehr fürchtet! Allerdings: Was denn der Sinn meiner Rede sei, begehrte sie dann dennoch zu wissen, indem sie das Köfferchen, einem Schulränzel gleich, ungeduldig hin- und herschwang, was denn mein Wunsch und Begehr – die Hure hätte sich mir, ich bin es gewiß, dort, auf dem warmen, duftenden Rasen des Borghese-Gartens, um den bloßen Preis einer Abtreibung hingegeben. Nun aber spielte ich eine Komödie, die, hätte ich sie auf der Bühne darstellen können, des offenen Applauses sicher gewesen wäre: eine Komödie, oder Parodie, wie man will. Ich sah mich mit ihren Augen und parodierte mich selbst. Einen liebeskranken alten Mann stellte ich dar, einen ridikülen Romantiker aus Großvaters Zeiten, einen sentimentalen grauen Esel, einen senilen Bock – ich begehrte nichts als einen Kuß, sagte ich, ein einziges Mal möchte ich sie mit meinen Armen umfassen. Willig, überzeugt, daß ihr der alte Mann doch nichts anhaben könnte, mit der abstoßenden Sicherheit eines unschuldigen Kindes, begierig, die unvermeidliche Peinlichkeit hinter sich zu bringen, erfahren in allen Liebeskünsten und kalt bis ins Herz hinan, ein verruchtes Opferlamm, stellte sich Lucia auf die Zehen, spitzte sie den Mund, bot sie ihm mir zum Kuß.

Ich berührte sie nicht mit meinen Händen, ich kann es beeiden – auch wenn, und erst recht, wenn die Anatomen, diese schwachsinnigen Diagnostiker des Verwesens, anderer Ansicht sein sollten. Ich weiß bis heute nicht, wie es geschah, daß sie vor meinen Füßen niedersank, meine Knie umklammerte, glückste und ihre Seele aushauchte. Mord durch Erwürgen

stand am nächsten Tag in den Journalen, deren Schlagzeilen oder *headlines* nach dem »*Würger vom Zoo*« schrien, doch hätten sie eher von einem Giftmord sprechen sollen, da ich, ich bezweifle es nicht, Lucia Chiesa mit meinem Kuß vergiftet habe. Aus den Giftringen der Borgias pflegte, so berichtet die romantische Chronik, eine goldene Schlange ihr spitzes Zünglein herauszustrecken, und schon wand sich der also Verletzte im Todeskampf – warum sollte mir die Fähigkeit der goldenen Schlange versagt sein, warum sollte mich, den Rächer meiner geschändeten Generation, eine höhere Macht nicht mit übermenschlichen Kräften ausgestattet haben? Es bleibt noch mit allem Nachdruck zu betonen, daß mir die Hinrichtung Lucias keine sinnliche Lust bereitete, von Erektion oder Orgasmus, von perverser sexueller Befriedigung konnte beileibe keine Rede sein – ich empfand nichts, als was jeder Revolutionär und Anarchist empfinden mag, der sich des repräsentativen Gegners tapfer entledigt. Ein Lustmörder – Rauschmörder, sollte man sagen – hätte nicht so nüchtern, nicht so umsichtig und bedacht gehandelt. Kaum hatte ich die Leiche mit Aufmerksamkeit geprüft, da begab ich mich auch schon eilenden Fußes in das nahe gelegene Cafe de Paris, wo Signora Chiesa meiner harrte, um die Zukunft ihrer Tochter mit mir zu besprechen.

Da der Moment, in dem der Tod eingetreten war, am nächsten Morgen annähernd, doch eben nur annähernd genau festgestellt wurde, besaß ich ein schier ideales Alibi: Zur vermeintlichen Stunde des Mordes hatte ich mich in der Gesellschaft von Lucias Mutter befunden. Um so bedenklicher war es um das Alibi des jungen Mannes bestellt, auf den sich die Aufmerksamkeit der Häscher naturgemäß lenken mußte. Das Köfferchen mit der Unterwäsche, das Lucia krampfhaft in Händen gehalten, die relativ hohe Summe, die sie bei sich getragen hatte – das und manches andere gab selbst der mit wenig Phantasie begabten Mordkommission zu denken. Die beginnende Schwangerschaft war alsogleich festgestellt, und die Spur führ-

te ohne Umwege zu dem Jüngling, der, verheiratet, Vater eines »süßen Jungen« und überdies auch noch mittellos, ein ebenso perfektes Tatmotiv besaß, wie ich jeglichen Tatgrundes entbehrte. Da sich das kecke Büschchen zur Zeit des Mordes auf der entlegenen Straße vor dem Haus des Arztes befunden hatte, bemüht überdies und aus gutem Grunde, um keinen Preis aufzufallen, vermochte er über seinen Verbleib zu suspekter Stunde keine Rechenschaft abzulegen. Das Märchen von dem Rendezvous beim Arzt glaubte niemand – ein Zufall war mir, ich muß heute noch lachen, aufs komfortabelste entgegengekommen. Die Lokalität, nämlich das Haus eines Vorstadtarztes in entfernter Gegend, hatte ich mit Vorbedacht gewählt, doch um den Arzt selbst hatte ich mich nicht gekümmert, daß es ein Geburtshelfer, Gynäkologe, Frauenarzt sein sollte, erschien mir ohne Belang. Und wahrhaftig: Erst aus den Aussagen des vermeintlichen Täters erfuhr ich, daß mein Blick bei Durchsicht des ärztlichen Registers just auf einen Augenarzt gefallen war, einen Spezialisten für Kurz- und Weitsichtige – das Schicksal, wie man sieht, ersinnt die amüsantesten Späße. Neben dem Verbrechen wurde dem Vater des ungeborenen Kindes auch noch Ungeschicklichkeit vorgeworfen – hatte er schon die Mär von der Abtreibung ersonnen, von seinem ungeduldigen Warten vor dem Haus des Quacksalbers vielmehr: Er hätte doch nicht gerade die Adresse eines Augenarztes, eines Okulisten angeben sollen! Er habe ja den guten Doktor nicht ausgewählt, stammelte er, ein unbekannter Freund Lucas hatte diesen »besorgt« – der große Unbekannte, da konnte die Polizei nur den Kopf schütteln, und selbst der unfähigste Kriminalbeamte wollte wissen, warum sich denn der angehende beziehungsweise abtretende Vater nicht gleich entfernt hatte, als er wahrnahm, daß es sich um einen Brillendoktor handle. Die Absicht, eine Abtreibung an der Herzliebsten vornehmen zu lassen, dieses des Alibis wegen leichtsinnig ausgesprochene Geständnis belastete den »Täter« noch fürder, da ja die meisten Angeklagten

ohnedies nicht der erwiesenen Tat, sondern bloß ihres unmoralischen Charakters wegen abgeurteilt werden. Und so wäre es mir denn auf ein Haar gelungen, die Welt von einem zweiten jugendlichen Übeltäter, wenigstens für längere Zeit, zu befreien – dennoch bin ich froh, daß es nicht geschah, daß er »mangels an Beweisen« freigesprochen wurde: Lebenslänglicher Kerker für einen Unbekannten hätte mein empfindliches Gewissen allzusehr belastet, auch fände ich, dem guten Revolutionär gleich, ungern Urteile, die ich nicht selber ausführe.

Ich sagte schon, daß ich es mir nicht nehmen ließ, an dem Begräbnis teilzunehmen, das an einem jener warmen, jedoch regnerischen Augusttage stattfand, die in Rom nicht so selten sind, wie es die Reisenden aus dem Norden annehmen. Bescheiden, meiner Art entsprechend, hielt ich mich im Hintergrund, ließ ich, obwohl das Fest mir allein zu danken war, der engeren Familie, Freunden und Verwandten den Vortritt. An die zweihundert Personen säumten das Grab, es fehlte nicht an Blumen, Kränzen, bekränzten Reden und blühenden Worten, die Mordkommission, wahrscheinlich nach dem Täter Ausschau haltend, war in schöner Ordnung erschienen, und wie ich so, unter meinem aufgespannten Regenschirm, dastand – es gibt fürwahr nichts Einsameres als einen Mann unter einem Regenschirm –, mußte ich daran denken, ob sich, vielleicht außer meiner guten Mutter, eine einzige sterbliche Seele gefunden hätte, um mir das letzte Geleite zu geben. Im übrigen war die Schulkasse Lucias vollständig ausgerückt.

Carlo Vanetti

Zempach hat sein Bestes getan, aber das Beste ist nicht gut genug. Enzian ist hartnäckig. Ich habe Zempach angewiesen, in Wien zu bleiben und Hermann Vorneweg nach Rom zu schicken. Was man nicht selber macht, ist doch nicht das Richtige. Ich lud Vorneweg zum Mittagessen in mein Büro ein. Er sieht wie ein Bernhardiner aus, der im Fäßchen um den Hals statt Kognak Gift mit sich führt. Zum blauen Anzug trägt er braune Schuhe mit Kreppsohlen. Die Eleganz ist ihm in der Kniekehle steckengeblieben. Vor solchen Leuten muß man sich hüten. Ich habe meine Art mit den Deutschen. Sie halten Kaviar und Champagner für sehr schick, besonders am Morgen.

Die deutschen Männer verachten uns, die deutschen Frauen wollen mit uns schlafen. Als Psychologe weiß ich, daß zwischen den beiden Tatsachen ein enger Zusammenhang besteht. Seit unsere Arbeiter mit den deutschen Frauen schlafen, verachten uns die Deutschen doppelt. Achtung, bissiger Bernhardiner! Ich bin nicht nur Psychologe, ich bin auch Historiker. Junge Leute wie Bossi oder mein Sohn Francesco halten mich für einen Krämer, aber ich basiere meine Geschäfte auf die Kenntnis von Seele und Geschichte. Die Deutschen rächen sich an unseren Fremdarbeitern, weil wir unsererseits ihre Fremdarbeiter, die Gladiatoren, den Löwen zum Fräße vorgeworfen haben. Zweitausend Jahre zu spät! Wenn uns die Deutschen nicht mit Waffengewalt erobern können, überrollen sie uns mit Autobussen. Sobald sie die italienische Grenze überschreiten, sperren sie ihre Wagen ab, weil sie fürchten, man könnte ihnen ein Kilo Orangen entwenden. In Deutschland stiehlt man ihre Wagen. Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation.

Wenn ich je stolz auf meine Verhandlungstaktik gewesen bin, dann war das bei Vorneweg der Fall. Ich war entschlossen,

ihn bei Enzian nicht zu überbieten. *Kronos-Film* wirft Väterchen Enzian dreihunderttausend österreichische Schillinge in den Rachen, vielleicht auch mehr. Da prozessiere ich lieber. Aber das war nicht die Hauptschwierigkeit. Ich hatte für die Rechte auf die Lebensgeschichte der Enzian nichts anzubieten als den Mörder. Andererseits konnte ich dem Vorneweg nicht gut sagen: Hören Sie, Sie haben das Opfer, wir haben den Mörder, tauschen wir sie aus! Er konnte die Enzian auf den Tisch legen, und ich mußte mit Morelli vorsichtig umgehen. Nachdem ich ihn meiner Diskretion versichert hatte, sagte ich: »Wie soll Ihre Geschichte ausgehen? Ich meine, denken Sie an einen bestimmten Mörder?«

»Das ist die Sache der Drehbuchautoren«, sagte er recht unsicher.

»Haben Sie nicht gesagt, daß Sie einen Fünf-Millionen-Film drehen wollen?« fragte ich. Und als er stolz bejahte: »Sie investieren also fünf Millionen DM, über eine Million Dollar. Und wenn der Streifen abgedreht ist, wird der Mörder verhaftet. Ihre Drehbuchautoren tippen, sagen wir, auf einen Großindustriellen, der von dem Call-Girl erpreßt wurde. In Wirklichkeit war es aber, sagen wir, der Bruder der Enzian. Sie wissen, was Sie mit Ihrem Zelluloid anfangen können? Zelluloid brennt gut«, lachte ich. »Kennen Sie den Mörder?« fragte er – genau wie ich es gewollt hatte.

»Jedenfalls war es weder ein Großindustrieller noch ihr Bruder«, antwortete ich.

Das war ins Schwarze getroffen, denn ich gab nicht zu, den Mörder zu kennen, und deutete doch an, ihn zu kennen. Allerdings soll man die Deutschen nicht unterschätzen. Vorneweg ahnte, daß ich auf einen Kompromiß zusteuerte, und wollte seine Ausgangsposition stärken. Er nahm noch einen Suppenlöffel voll Kaviar – was denn? – und sagte:

»Wir lassen es einfach offen, wer der Mörder ist.« »Das geht

nur«, erwiderte ich, »solange er nicht verhaftet wird.«

»Bei einem Film mit Niveau ist alles erlaubt«, parierte Vorneweg.

»Das hängt davon ab«, sagte ich und lehnte mich zurück. Ich tue das ganz bewußt, wenn ich zu einem Vortrag anhebe. »Ich bin kein Filmmann, aber ich habe meine Erfahrungen«, sagte ich. »Sehen Sie, lieber Freund, wir sind beide im Show-Geschäft. Mit der Wirklichkeit können Sie die Menschen nicht unterhalten. Die Unterhaltungsindustrie zerfällt in zwei Teile.« Meine Lieblingstheorie, die merkwürdigerweise nicht nur Francesco, sondern auch Beatrice ärgert. Die Intellektuellen können es nicht ertragen, durchschaut zu werden. »Sie können«, fuhr ich fort, »aus der Wirklichkeit in die Abstraktion fliehen. Das ist das *Shoio*-Geschäft der Intellektuellen. Oder Sie können aus der Wirklichkeit in die Illusion fliehen. Das ist das *Shoio*-Geschäft der Massenmedien.«

»Worauf wollen Sie hinaus?« fragte Vorneweg, denn er ist ein Deutscher. Überdies wurde er nervös, weil er mich nicht verstand.

»Sie können einen *Nouvelle-vague-film* drehen«, sagte ich, »... aber nicht für fünf Millionen.« *Abstraktion ist billig, Illusionen sind teuer*. Aber das hätte der Bernhardiner schon gar nicht begriffen. »Das wissen Sie am besten«, sagte ich, »sonst würden Sie sich nicht um das Einverständnis des Herrn Enzian bemühen. Bei einem *Nouvelle-vague*-Film würden Ihre Drehbuchautoren ein symbolisches Call-Girl erfinden, und der Regisseur würde es mit vier Busen ausstatten.« Ich beugte mich vor. Wie es in den Illustrertenromanen heißt, wenn man andeuten will, daß jetzt etwas Wichtiges kommt. »Sie wollen«, sagte ich, »die Enzian beim Namen nennen, und das mit Recht, denn die Publicity, die wir – Presse, Fernsehen, Rundfunk und so weiter – für den Namen gemacht haben, können Sie gar nicht bezahlen. Der halbe Realismus ist aber – verzeihen Sie,

wenn ich diesen Ausdruck gebrauche – eine Rassenschande.« Natürlich gebrauchte ich das Wort absichtlich. Er ist ein Deutscher. »Zuerst«, erklärte ich, »blättern Sie diesem Wiener Schermeister fünfzigtausend gute DM auf den Tisch, nur damit Sie seinen Namen verwenden können, und dann lassen Sie es offen, wer der Mörder ist. Ganz abgesehen davon, daß man einen ›offenen Mörder‹ nicht besetzen kann – dafür kriegen Sie keinen Star.« Ich lachte. »Sie wissen also doch, wer der Mörder ist«, sagte Vorneweg.

»Wie kommen Sie darauf?« tat ich erstaunt. Ich wünschte, Francesco hätte zuhören können. Obwohl er wahrscheinlich nichts gelernt hätte. Beatrice hätte etwas gelernt, aber meine Kinder haben eben das falsche Geschlecht. Sie wird ihren Skilehrer heiraten, diesen rothäutigen Saison-Casanova, von dem, wie von den Schneemännern, im März höchstens der Besen übrigbleibt. Es ist ein Jammer, eine Tochter zu haben, die nur im Sommer intellektuell ist.

Gute Verhandlungstechnik besteht darin, die Antworten zu provozieren, die man hören will. Vorneweg antwortete, daß ich mich doch nicht meinerseits um die Persönlichkeitsrechte der Toten bewerben würde, wenn ich nicht wüßte, wie die Geschichte »ausgeht«; daß ich, ohne »etwas mehr« zu wissen, von Anfang an nicht hoffen konnte, die *Enzian-Story* an den Film zu verkaufen; daß ich ihn schließlich nicht nach Rom hätte kommen lassen, wenn Quest’Ora nichts zu bieten hätte.

»Sie sind ein scharfsinniger Mann«, erklärte ich unverbindlich. »Ich kann Ihnen den Mörder natürlich nicht liefern«, sagte ich mit dem Anflug eines Augenzwinkerns, »aber ich kann Ihnen den Drehbuchautor stellen, der den Mörder beschreibt, seine Motive darlegt und den Hergang der Tat schildert. Sie können dann immer noch Ihre eigenen Leute ansetzen.« Ich verstehe mehr vom Film, als Herr Vorneweg glaubt. *Filme werden umgeschrieben, noch bevor sie geschrieben werden.*

»Und wenn unterdessen der Mörder trotzdem verhaftet wird«, erwiderte Vorneweg, indem er sich an meinem *Louis Roederer Brut Rose* 1959 gütlich tat. *Ich erwähne es nur, weil in unseren Romanen die Champagner-Marke immer genau angegeben wird. Champagner schlechthin imponiert nicht mehr, es muß die Marke sein. Hermann Vorneweg ist der Illustriertenleser, dem die Marke imponiert.* »Sollte der Mörder«, gab ich zurück, »nicht genau der Beschreibung entsprechen, die Ihnen *Quest’Ora* liefert, ersetzen wir Ihnen das volle Honorar des Drehbuchautors.« »Ich habe noch nicht gesagt, daß wir das Honorar Ihres Drehbuchautors bezahlen, Signor Vanetti«, erklärte der Deutsche pfiffig.

»Ich bin ein geborener Spieler«, lächelte ich. »Falls die Beschreibung des Mörders nicht zutrifft, zahlen wir Ihnen außerdem fünfzigtausend DM Pönale. Eine ganz hübsche vertragliche Strafe für einen einzigen Irrtum. Die gesamten Rechte bleiben natürlich bei Ihnen.« Vorneweg kniff die Augen zusammen. »Und was verlangen Sie für den Fall, daß Ihr Mörder der richtige ist?« fragte er.

»Mein Prinzip«, sagte ich leutselig, »ist es, Verträge zu schließen, die für beide Partner günstig sind. Ich schlage Ihnen vor, daß Sie die gesamten Weltrechte von Herrn Enzian erwerben – für jede Ihnen genehme Summe. Sie überlassen uns kostenlos die Presserechte für Italien und die übrige Welt. Sie bezahlen den von uns gestellten Drehbuchautor. Wir sind an Ihrem Film mit dreiunddreißig, ganze drei Zehntel Prozent des Reinerlöses, beteiligt. Wenn Sie den Stoff weiterverkaufen, beispielsweise an Amerika, erhalten wir fünfzig Prozent von der Verkaufssumme.«

Vorneweg lachte. Er lachte ziemlich ungeübt. »Ich höre immer, was wir zu leisten haben«, erklärte er. »Das wollten Sie ja«, sagte ich. »Wir garantieren Ihnen den richtigen Mörder. Das ist unser Beitrag, und das sollte genügen.«

»Sie vergessen, daß wir Ihnen das Opfer liefern«, replizierte der Deutsche.

»Ich vergesse es nicht«, sagte ich, auch darauf vorbereitet. »Das Opfer ist der reine Luxus.« Vorneweg blickte mich erstaunt an.

Ich hatte Oberwasser. Denn was ich jetzt noch zu sagen hatte, war die pure Wahrheit. Mit Wahrheit macht man die beste Politik – das ist mein Prinzip. Man kann seine Interessen wahren, ohne einen anderen zu übervorteilen. »Hertha Enzian«, belehrte ich ihn, »ist eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, wie Churchill oder der Heilige Vater. Jede italienische Zeitschrift – sogar unsere Konkurrenz, *Lui e Lei*, die eine viel geringere Auflage hat – hat Spalten über Hertha Enzian gebracht.« Er kann die Auflageziffern nicht kontrollieren.

»Dann wundere ich mich über Ihr Interesse«, unterbrach mich Vorneweg sarkastisch.

Ich lehnte mich zurück, nicht unabsichtlich. »Wir sitzen im gleichen Boot, mein lieber Herr Vorneweg«, sagte ich. »Wir beide wollen nicht irgendeine Story. Wir hier haben genug Material – übrigens steht es Ihnen zur Verfügung, gratis und franco –, um morgen mit einer *Enzian-Story* zu beginnen. Aber unsere Marke ist nicht umsonst *Quest’Ora, die Illustrierte mit Niveau. Noblesse oblige*. Wir brauchen alle authentischen Einzelheiten über die Vergangenheit der Enzian, und nur die Familie kann sie liefern. Ich verheimliche Ihnen auch nicht, daß wir uns den Verkaufsslogan *Einzig autorisierte Biographie* etwas kosten lassen wollen. Und wir wissen, was wir unserem Ruf schuldig sind. Mein Prinzip: Keine Prozesse – der einzige gewonnene Prozeß ist der, den man nicht geführt hat.« So liebenswürdig ich gesprochen hatte, so schloß ich nun – ich beugte mich vor – mit unmäßverständlichem Nachdruck: »Was wir von Ihnen erwerben, ist für uns ein Luxus. Was Sie von uns kaufen, ist für Sie eine Notwendigkeit.« Ich bin sicher, daß das

Vorneweg überzeugte, denn die Wahrheit – ich kann es meinen Reportern nicht oft genug sagen – hat ihren eigenen Klang. Ehe der Film fertiggestellt ist, sitzt Morelli hinter Kerkermauern. Ich bewahre die *Kronos*-Film vor der Katastrophe.

Vorneweg sagte, er müsse meine Vorschläge in allen Einzelheiten mit seinem Chef, Herrn Armin Kohn in Berlin, besprechen. Ich benützte die Gelegenheit, um ihn herzlich zu verabschieden. Man muß wissen, wann man sich erheben soll. Gewiß ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Herr Vorneweg wird mindestens noch eine Büchse Kaviar verzehren und manche Flasche *Louis Roederer Brut Rose* 1959 bei mir trinken. Man soll mit Spesen nicht sparen. Die Herren in Berlin werden ein höheres Pönale verlangen und auf die Beteiligung an den eventuellen amerikanischen Rechten drücken. Ich werde, so weit es meine Interessen gestatten, nachgeben. Nur an meinen Einnahmen beteilige ich die Deutschen nicht, denn man soll sich lieber in sein Schlafzimmer als in seine Bücher blicken lassen. *Weil ich im Grunde kein Kaufmann bin, erinnern mich derartige Verhandlungen an den Scherz eines frechen Kabarettisten im Krieg, der vorschlug, jedes kriegführende Land möge seine eigenen Städte bombardieren, es käme doch billiger und hätte den gleichen Effekt. Beide Partner wissen, daß man bei einem geschäftlichen Vorschlag das Maximum fordert, um das Minimum zu erhalten. Es wäre anständiger, es würde Zeit und Geld sparen, wenn man sich gleich auf eine annehmbare Proposition einigte. Aber wo ist der redliche Makler zu finden?* Besonders stolz bin ich auf die Idee mit dem Drehbuchautor, obwohl es da noch eine harte Nuß zu knacken gibt. Ich habe an Bossi gedacht wie ein Vater an seinen Sohn, denn er bemüht sich seit Jahren, etwas beim Film anzubringen. *Jeder Reporter will Filmautor werden. Kaum sind sie Filmautoren, wollen sie Regie führen.* Als ich mit Bossi abschloß, konnte ich nicht ahnen, daß mir die *Kronos* dazwischenfunken würde. Bekomme ich selbst nur dreiunddreißig, ganze drei Zehntel, höchstens

fünfzig Prozent, kann ich ihm nicht vierzig Prozent meines bescheidenen Anteils abtreten. Die Deutschen werden ihn – ausschließlich dank meiner Idee – gut bezahlen, und so ist es nur recht und billig, daß er seine Ansprüche mir gegenüber auf zwanzig Prozent reduziert. Ich werde ihm zehn anbieten. Nach dem ermüdenden Tag tat es mir gut, mich bei einem ausgezeichneten Gastspiel der San Carlo Opera – man spielte *Tosca* – zu entspannen ... soweit ich das überhaupt kann, denn die Fähigkeit, abzuschalten, ist mir nicht gegeben. Wer eine Verantwortung wie die meine allein tragen muß, ist ein armer Hund.

Bevor es dunkel im Theater wurde, war ich so nervös, daß es Maria auffiel. Claretta läßt sich kein Gastspiel entgehen, und ich hatte ihr – es war »ihr« Dienstag – meinen Theaterbesuch mit Maria verschwiegen. Es ist unvernünftig, daß sie mich zum Lügen zwingt, aber wenn es um Maria geht, hört Claretas Vernunft auf. *Warum können bloß Frauen nicht verstehen, daß ein Doppel Leben eben zwei Leben bedeutet? Die Geliebten wollen absolut nicht begreifen, daß man ein Anrecht auf sein Eheleben hat. Bei Luisa war es dasselbe. Keine Ehefrau überrascht es, daß ihr Mann mit seiner Geliebten schläft. Die Geliebten dagegen fordern ein Monopol auf das Bett ihres Geliebten. Es ist ungerecht. Jede Geliebte möchte an dem, was sie das »Leben« des Mannes nennt, beteiligt sein, aber den Gattinnen gönnen diese Frauen nicht den kleinsten Anteil an seinem Liebesleben. Sie wollen von ihm hören, daß seine eigene Frau gefühlskalt ist oder daß sie ihn betrügt oder daß er sich vor ihr ekelt – wie demütigend für die Geliebte, die in diesem Fall doch nur faute de mieux existiert! Sie profitieren von der Polygamie und fordern Monogamie. Was ist das Resultat ? Statt Komplizen zu sein, werden sie belogen. Die meisten Männer fürchten sich mehr vor ihren Geliebten als vor ihren Frauen. Am Ende verteidigen sie ihre Frauen gegen ihre Geliebten. Die tolerante Geliebte muß erst erfunden werden.*

In unserer Loge beobachtete ich Maria von der Seite, und es kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, daß sie wirklich eine repräsentative Erscheinung ist, wenigstens außerhalb ihrer Häuslichkeit. Vollschlank, mit einem immer noch ansehnlichen Dekollete, einer hübschen kleinen Nase und den nach oben gekämmten pechschwarzen Haaren, gehört sie zu den Frauen, von denen man sagt, sie müssen »einmal sehr schön gewesen« sein; solche Frauen sind wie die Tempel, die man erst als Ruinen bewundert. *Dabei hat Casanova, den ich in der ungekürzten Originalausgabe gelesen habe, von den Frauen weniger verstanden, als man annehmen möchte.* »Die Abwesenden haben immer unrecht« trifft auf die Liebe nicht zu; gerade die abwesenden Frauen haben fast immer recht. Paßt Maria auch nicht zu mir, so paßt sie doch um so besser zu der Rolle, die ich in der Gesellschaft spiele. Die Frau eines großen Zeitungsverlegers kann gar nicht anders aussehen, besonders in unserem Land, wo selbst die absurde *apertura sinistra* nichts an den katholischen Traditionen geändert hat. Man beneidet mich ohnedies viel zu sehr, und es wäre geradezu unerträglich, wenn man mich auch noch meiner Frau wegen beneidete. Die Männer, auf die es schließlich ankommt, beneiden mich nicht um Maria, aber die Frauen beneiden Maria um mich. Sieht man ein Paar, fragt man sich unwillkürlich, ob der Mann die Frau oder die Frau den Mann betrügt: Bei Maria, anders als bei Claretta, kann jeder erraten, daß ich es bin, der sie betrügt. Sie ist schließlich doch eine ideale Lebensgefährtin.

Obwohl ich mir schmeichle, ein überdurchschnittlicher Musikkenner zu sein – daß es der Beat-Fan Francesco bezweifelt, läßt mich kalt –, gelang es mir nicht, mich auf die Oper zu konzentrieren: Allerdings ist gerade die Musik Puccinis dazu angetan, bei ihrem Genuß an etwas anderes zu

Die moralische Seite des Falles Morelli bereitet mir unentwegt Kopfzerbrechen. Gegen gesetzliche Konsequenzen habe

ich mich gesichert, das ist es nicht. Vor meinen eigenen Augen muß ich mein Schild rein halten. Mein Traum wäre es, alle meine Zeitungen zu verkaufen, nur *Positivismo* zu behalten und für das Recht zu kämpfen. Es gibt keine schlimmere Allergie als das Hautjucken bei der Berührung mit dem Unrecht. Ich habe keine Ansprüche, eine Dreizimmerwohnung würde mir genügen, Beatrice wird heiraten, und Francesco soll sehen, wo er bleibt. Leider würde sich *Positivismo* ohne *Quest’Ora* keine drei Monate lang halten. Man glaubt, ich sei nur darauf aus, Geld zu scheffeln; in Wirklichkeit lastet der Fall Morelli schwer auf meiner Seele.

Während Scarpia sang: »Wer möchte sich betragen / Wie ein girrender Täuberich!?«, fiel mir die Geschichte mit dem staatlichen französischen Fernsehen ein. Das staatliche Fernsehen! Ich glaube, es waren zwei deutsche Bergsteiger, die sich auf einen Felsvorsprung der Dru-Spitze im Montblanc-Massiv gerettet hatten und nun dort zwischen Leben und Tod schwieben, dem Tod viel näher als dem Leben. Ich kann mir das lebhaft ausmalen, obwohl ich schon in meiner Jugend jeglichen Sport abgelehnt habe; daher übrigens meine gute körperliche Verfassung. Da saßen oder standen sie, auf einem Fußbreit felsigen Bodens, der Wind pfiff ihnen um die Ohren, sie hatten seit Tagen nichts gegessen, die Zunge klebte ihnen am Gaumen. Die Retter aus Chamonix erreichten die erschöpften Alpinisten, die wie lebende Eiszapfen aussahen, um fünf Uhr früh – *Paris-Match* hat uns die Exklusivbilder verkauft. Was Expeditionsbilder betrifft, ist *Match* nicht zu schlagen. Hubschrauber sollten nun Retter und Gerettete abtransportieren. Aber das staatliche Fernsehen, das die Rettungsaktion finanziert hatte, sagte nein. Keine Rettung ohne Fernsehen; wer bezahlt, der rettet. Es war nämlich noch zu dunkel. Man wartete stundenlang. Die Angehörigen der Bergsteiger rangen die Hände, das Volk, am Fuße des Montblanc, murkte. Aber man wartete, bis die Nebel zerronnen waren und die Hubschrauber bei sonnigem Filmwet-

ter in den richtigen Kamerawinkel hineinfliegen konnten. Andererseits heißt es, die Angriffe französischer Zeitungen auf die »leichtfertigen« Bergsteiger seien nur deshalb lanciert worden, weil sich die Eroberer der Dru-Spitze geweigert hatten, ihren Erlebnisbericht an eine große Pariser Tageszeitung zu verkaufen.

Maria flüsterte mir zu; woran ich denke, wollte sie wissen. Wahrscheinlich dachte sie, ich wäre in Gedanken bei irgendeinem Striptease-Girl. In Wirklichkeit war ich nur bei meinem Gewissen. Ich bin froh, daß ich an den Montblanc gedacht habe. Wer soviel arbeitet wie ich, der kommt nicht zum Nachdenken. *Das ist das Malheur: Wer arbeitet, der denkt nicht, und wer denkt, der arbeitet nicht.* So eine Oper ist doch etwas Herrliches! Das französische Staatsfernsehen braucht sich so wenig zu schämen wie ich. *Das Informationsbedürfnis des Menschen ist ein Urinstinkt. Kinder sind schon früh so unartig, daß sie teils die Röcke der Spielpuppen hochheben, teils deren Bäuche aufschlitzen. Unart, aber auch Tugend – oder sollte der Wissensdurst keine sein? Man kann sich nicht aussuchen, was der Mensch, im stolzen Zeitalter des Wissens, wissen will. Alles, was er wissen will, ist alles. Warum sollte er, da man ihm zeigt, wie der Astronaut im All herumschwirrt, nicht sehen wollen, wie sein Mitmenschen am Felsen zappelt? Warum sollte er nicht erfahren wollen, ob ein Frauenmörder beim Tod seines Opfers einen Orgasmus gehabt hat? Die Welt ist ein Puppenhaus, mit der einen Wand offen. Die vierte Wand ist vollkommen veraltet. Ich drehe den Fernsehapparat auf, und vor mir waten zwei Frauen durch den Dschungel von Vietnam, oder ein Kind sinkt neben mir tot zusammen; da aber mehrere Kameras am Werk sind, habe ich den Vorteil, daß ich gleichzeitig auch den Soldaten sehe, der das Kind erschießt. Ich bin in Paris und Bombay, bei einer Weltausstellung oder in einem Gerichtssaal, im Theater oder bei einer Hinrichtung. Und gleichzeitig kann ich Bier trinken oder einem Mädchen ins Dekollete greifen. Ich*

sammle unentwegt Wissen. L'appetit vient en mangeant – es ist doch selbstverständlich, daß ich mehr und mehr wissen will. Soll ich allein mich dieser Entwicklung entgegenstemmen ? Ich täte es nicht, auch wenn ich es könnte, denn ich bin Moralist. Ist der nicht besser, der mehr weiß ? Dient nicht der, der mehr weiß, einer höheren Sittlichkeit? Die sogenannte Pornographie, beispielsweise. Gestern mußte man der Pornographie heuchlerisch ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängen. Heute spielt man Das Schweigen von Ingmar Bergman. Morgen werden die Araber, die früher unter den Pariser Haustoren French postcards feilboten, arbeitslos sein. Man wird sich beim Anblick von zwei paarenden Menschen nur noch dafür interessieren, wie sich ihr Kardiogramm verändert. Das Kardiogramm während des Orgasmus ist noch relativ unbekannt, während der Orgasmus jedem Kaninchen bekannt ist. Erst das wissenschaftliche Zeitalter hat den Menschen zum Menschen gemacht. Wer sich also weigert, das Bedürfnis des Menschen nach Wissen zu befriedigen, der stößt ihn in einen tierischen Zustand zurück. Gewiß, die beiden Bergsteiger hätten zwischen fünf und acht Uhr morgens abstürzen können, aber wäre es nicht schlimmer gewesen, Millionen Fernsehzuschauer in den Abgrund der Unkenntnis zu stürzen? Und wie kommen die Alpinisten, für die brave Leute ihr Leben riskieren und das staatliche TV Hubschrauber ausrüstet, dazu, ihr Erlebnis für sich zu behalten? Aurelio Morelli mag einige Wochen länger als verdient die Freiheit genießen, aber unsere Artikelserie wird Millionen

- es werden, sehr zum Ärger von *Lui e Lei*, Millionen sein
- die Freiheit des Wissens vermitteln.

Tosca sang ihre große Arie. »*Nur der Schönheit / Weiht' ich mein Leben ...*« Ich konnte mich endlich der Musik hingeben, ja befand mich in so guter Stimmung, daß ich Maria vorschlug, bei *Passetto* einen Bissen zu uns zu nehmen. Ich werde Be-

roglio beauftragen, in *Positivismo* einen Artikel über die *moralische Aufgabe der Massenmedien zu schreiben*.

Emilio Bossi

Ich mußte Francesco mitnehmen, wegen der Fotografien. Wir fuhren nicht in seinem roten Alfa, sondern in meinem Fiat. Auch nicht schlecht.

Ich habe Francesco seit Tagen nicht gesehen, ich mußte es ihm unterwegs erklären. »Morellis Mutter ist über neunundsiebzig«, sagte ich. »Wir sagen ihr, daß ihr Sohn Nobelpreiskandidat ist.«

»Sie weiß nicht, was der Nobelpreis ist«, sagte Francesco. »Ein Geldpreis«, sagte ich. »Ich werde es ihr schon noch erklären.«

»Ich spreche kein Wort mit ihr«, sagte Francesco. »Du fotografierst nur«, sagte ich.

»Warum warten wir nicht auf Morellis Verhaftung?« fragte Francesco.

»Bis dahin ist sie vielleicht tot«, sagte ich. Ich arbeite nicht gern mit Francesco, obwohl er sehr anständige Bilder macht. Er schleppt die Moral mit sich herum wie ein Gefangener die Bleikugel. Seit er sich einen Bart wachsen ließ, sieht er aus wie Jesus Christus mit der Kamera. Leute über dreißig wollen so etwas nicht. Sie sind aber nicht ganz zu vermeiden.

»Siehst du noch Fiorella?« fragte ich, um ihn von der alten Morelli abzulenken.

»Natürlich«, sagte er. »Habt ihr eigentlich die gleiche Mutter?«

»Und den gleichen Vater«, sagte ich. »Sie ist ein Mensch«, sagte er.

»Ich muß Geld verdienen«, sagte ich. »Ich habe keine Zeit, ein Mensch zu sein. Habt ihr wieder gegen irgend etwas demonstriert?«

»Nicht gegen irgend etwas«, sagte er. »Gegen den Krieg in Vietnam.«

»Na, dann ist ja alles gut«, sagte ich. »Du bist kein Mensch«, sagte er.

»Wir wollen das Geburtszimmer von Morelli fotografieren«, sagte ich. »*An der Wiege des Mörders*. Hoffentlich hat sie noch die Wiege. Das machst du mit dem Weitwinkel.« »Ich brauche keine Ratschläge«, sagte Francesco. »Tu, was ich sage«, sagte ich. »Dann bleibt dein Gewissen rein. Wie viele Bilder von Morelli hast du jetzt?« »Nicht genug – für meinen Vater«, sagte Francesco. »Er will mehr Nahaufnahmen. Morelli geht immer im Atomgelände spazieren, wo das Fotografieren verboten ist.« Der Kerl ist schwachsinnig. Warum hat er das nicht früher gesagt? Das fehlt gerade noch, daß sie Morelli wegen Spionage verhaften. Die berühmte Bananenschale. Den Mörder lassen sie laufen und den Spion verhaften sie. »Was macht er im Atomgelände?« fragte ich. »Er zieht tote Fische aus dem Wasser«, sagte Francesco. »Was macht er mit toten Fischen?« fragte ich. »Er begräbt sie«, sagte Francesco.

Er findet das nicht merkwürdig. Fiorella würde es auch nicht merkwürdig finden. Fiorella sollte Francesco heiraten. Ich würde den Verlag übernehmen, Vanetti und ich würden für die lieben Kinder sorgen, die lieben Kinder würden gegen den Vietnamkrieg protestieren und tote Fische begraben. *Happy end*.

»Ich denke daran, Morelli anzuzeigen und ihm zur Flucht zu verhelfen«, sagte Francesco. »Entweder – oder«, sagte ich.

»Nein«, sagte er. »Euch würde ich das Geschäft verderben, und Morelli würde ich doch nicht an den Galgen bringen.« »Wir haben keine Todesstrafe«, sagte ich. Wir fuhren landeinwärts, auf Viterbo zu. Der Himmel sah aus wie eine Eisbahn nach einem Eishockeyspiel. Ich sagte es Francesco, aber er hat dafür kein Verständnis. Er dichtet im geheimen, was er jeder-

mann mitteilt. Fiorella sagt, er ist ein großer Dichter. Wenn Vanetti mein Vater wäre, wäre ich auch ein großer Dichter. Aber mein Vater ist nicht Vanetti, sondern Lokomotivführer. Das heißt, er war es. Er ist tot.

»Es ist eine große Gemeinheit«, sagte Francesco. »Was?« fragte ich.

»Die Sache mit Morellis Mutter«, sagte er.

»Nichts, verglichen mit Vietnam«, sagte ich.

Wir fuhren durch Viterbo. Ich kenne die Stadt wie meine Tasche, aber ich kann beim Anblick der Mauern und Brunnen und Kreuzgänge ganz weich werden. Ich sagte Francesco, daß am dritten September achtzig *facchini* zur Ehre der heiligen Rosa eine riesige beleuchtete Trophäe durch die Via S. Rosa tragen; sonst darf in der Stadt kein Licht angezündet werden. Er sagte: »Kitsch« und sah nicht hinaus. Was Kitsch ist, weiß ich selber, besonders der Kitsch unserer heiligen römisch-katholischen Kirche. Nur ist der Kitsch des vierzehnten Jahrhunderts jetzt antik. Das könnte Francesco wissen. Der Jesus Christus mit der Kamera ist hoffnungslos.

Wir kamen gegen Mittag in Montefiascone an. Ich wollte mich im Dorf nicht nach dem Hof der alten Morelli erkunden. Wegen späterer polizeilicher Nachforschungen. Wie immer, hatte ich Glück. Glück habe ich von Vanetti gelernt. Der zweite Bauernhof, bei dem ich hielt, gehört Signora Morelli. Es ist eine ziemlich düstere Angelegenheit. Ein uraltes, ebenerdiges Steinhaus auf der Schattenseite der Weinberge. Zwei oder drei Katzen, die an Mäusemangel leiden, ein paar gackernde Sonntagsbraten. Wenn es wirklich die Geburtsstätte eines Nobelpreiskandidaten wäre, könnte der Ort etwas hergeben. Als Geburtsstätte des Mörders fehlt jeder Kontrast.

»Schieß los«, sagte ich zu Francesco, »bevor sie die Hunde auf uns hetzen.« Man kann so etwas nie wissen. Früher, als ich noch weniger Glück hatte, hatte ich lauter Löcher in den Ho-

sen.

Signora Morelli war gerade dabei, den Mittagstisch abzuräumen. Es hatte nur Suppe und Brot gegeben. Ein alter Mann half ihr. Es stank nach Katzen. Eine Katze, die in der Nacht geworfen hatte, lag in einem Korb. »Signora Morelli«, sagte ich, »wir kommen von *Quest’Ora*.«

Sie sah mich verständnislos an. Dabei sind die Augen das einzige Lebendige in diesem Gesicht. Sie muß einmal ziemlich groß gewesen sein, fast wie ihr Sohn, jetzt schlottert sie in der Haut wie ein Bettelmönch im Bischofsornat. In Gedanken habe ich ihr eine Brille aufgesetzt, wie zwei Monokel. Sie trägt keine Brille. Man könnte sie eine rüstige Achtzigjährige nennen, bis auf den Greisenmund, beinahe zahnlos und winzig klein. Die Runzeln laufen von allen Seiten auf die Lippen zu, Bäche, die in einen See streben.

Der Mann schrie ihr ins Ohr: »*Quest’Ora – die Illustrierte*, weißt du?« Sie nickte.

»Ihr Sohn Aurelio«, schrie ich, »wird den Nobelpreis bekommen. Das ist ein hoher Preis, den man berühmten Schriftstellern gibt.«

»Aurelio?« sagte sie. »Ich habe seit zwanzig Jahren nichts von Aurelio gehört.« »Seit zweii«, sagte der Mann.

Ich dachte, es würde einfacher sein, mit dem Mann zu sprechen. »Weil Signor Morelli jetzt berühmt ist«, sagte ich, »wollen wir etwas über seine Jugend erfahren.« »Sie wollen etwas von Aurelios Jugend wissen«, brüllte der Alte.

»Er war sicher ein gutes Kind«, sagte ich. »Er hat gut gelernt«, sagte der Alte. Ich schätzte ihn auf zwei- oder dreiundsiebzig. Er hielt es anscheinend nicht für notwendig, meine Frage in die Schwerhörigensprache zu übersetzen:

»Der Herr Pfarrer hat ihn in die Schule geschickt«, sagte er.

»Er hat immer nur gelernt, gearbeitet hat er nichts.« Frances-

co stand an die Tür gelehnt. Er tat nichts. Er ging mir auf die Nerven.

»Wieso hat Signor Morelli eigentlich nie geheiratet?« fragte ich.

Der alte Mann sagte verächtlich: »Die Mädchen wollten ihn nicht. Er hat immer nur Bücher im Kopf gehabt.« Ich fragte: »Sind Sie schon lange hier?« »Schon immer«, sagte er.

Er sah Signora Morelli zärtlich an, wie ein Weinberg-Playboy. Ich dachte: Warum haben die beiden nie geheiratet? Daß Signora Morelli unverheiratet geblieben ist, habe ich im Zivilregister nachgesehen. »Du redest Unsinn«, sagte die alte Frau. Sie meinte nichts Bestimmtes. Wahrscheinlich ist sie es gewohnt, den Satz regelmäßig zu wiederholen. »Hat Signor Morelli seine Mutter je unterstützt?« fragte ich.

»Sie müssen lauter sprechen«, sagte der Alte. Er ist selber schwerhörig.

»Hat Signor Morelli seiner Mutter je Geld geschickt?« wiederholte ich.

»Einmal zu Weihnachten«, sagte der Alte. »Einmal, plötzlich, zu Weihnachten.« »Hat sie ihn unterstützt?« sagte ich. »Sie schickt ihm Wein, jedes Jahr«, sagte der alte Mann mißbilligend. »Vor zwei Jahren war er hier, im Sommer. Acht Wochen. Dann ist er plötzlich verschwunden. Er hat nicht einmal danke gesagt.«

»Du redest Unsinn«, sagte Signora Morelli. Ich glaube, diesmal hatte sie ihn verstanden, denn er schrie wie die meisten Schwerhörigen.

Der Katzengestank war unerträglich. Francesco lehnte an der Tür, als wollte er ohnmächtig werden. »Signor Morelli wird sehr berühmt werden«, sagte ich laut. Was übrigens stimmt. »Wurde er hier im Hause geboren?« fragte ich.

»Hier, in diesem Zimmer«, antwortete die Alte. Ich gab

Francesco ein Zeichen, aber er rührte sich nicht. »Gibt es noch die Wiege von Signor Morelli?« sagte ich. Der Boyfriend schüttelte den Kopf.

»Hat Signora Morelli vielleicht Bilder, Kindheitsbilder oder Bilder aus Aurelios Jugend?« fragte ich. Kindheitsbilder von Mördern sind wichtig. Alles wundert sich, daß sie als Kinder wie Kinder ausgesehen haben. »Ob du Bilder von Aurelio hast?« schrie der Veteran-Casanova.

Die Alte lächelte, gab aber keine Antwort. »Sie hat eine ganze Schublade voll«, sagte der Alte leise, mit bösartiger Eifersucht. »Ich gebe sie Ihnen, später.« »Ich werde mich erkenntlich zeigen«, sagte ich leise, denn ich begann Signora Morellis Taubheit zu mißtrauen. Ebenso leise fragte ich: »Von Signor Morellis Vater hat man nie etwas gehört?« Francesco räusperte sich.

»Er war Matrose«, antwortete der Alte noch bösartiger. »Er dürfte jetzt Admiral sein.«

»Mein Freund möchte eine Aufnahme von Signora Morelli machen«, sagte ich.

Der Mann beugte sich an das Ohr der Frau. »Der Herr will dich fotografieren«, brüllte er und zeigte auf Francescos Kamera. »Es kostet nichts.«

Sie saß auf der Bank am halb abgeräumten Tisch und hielt die Hände im Schoß. Meine Großmutter pflegte so dazusitzen, mit gefalteten Händen, die Finger ganz lose, als hätten sie Angst voreinander. Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht könnten Sie ihr zureden«, sagte ich mit einem Ich-werde-mich-erkenntlich-zeigen-Blick. Erstens brauchen wir die Bilder, zweitens hätte sich Francesco zu sehr gefreut, wenn wir unverrichteterdinge abgezogen wären. Die Alte winkte den Boyfriend mit dem Zeigefinger herbei und flüsterte ihm ins Ohr. Ich hörte nur einzelne Wörter. Der Alte richtete sich auf und sagte: »So läßt sie sich nicht aufnehmen. Aber wenn Sie

warten wollen ... Sie will sich umziehen.«

»Wir haben es nicht eilig«, sagte ich. »Die Herren haben es nicht eilig«, brüllte der Alte. Signora Morelli erhob sich mit erstaunlicher Leichtigkeit, warf einen Blick auf die Kätzchen im Korb, sagte: »Die Kleinen sind in der Nacht zur Welt gekommen«, und ging hinaus.

Es war still. Dann schlich der Alte zur Tür und riß sie auf. »Manchmal guckt sie nämlich durch das Schlüsselloch«, sagte er. Er öffnete die unterste Lade der Kommode und nahm ein buntes Tuch heraus. Er löste den Knoten und legte die Fotografien auf den Tisch.

Es waren acht Bilder von Morelli. Vier, gerade die wichtigsten, sind ziemlich vergilbt; sie stecken in grauen Passepartouts, mit Schnörkelunterschriften des Fotografen im rechten unteren Winkel. Nicht leicht zu klischieren, aber die Retuscheure werden es schon schaffen. *Der Mörder bei seiner Taufe, im Arm seiner unglücklichen Mutter. Der Mörder im Matrosanzug, in seinem sechsten Lebensjahr.* Der Mörder, nochmals im Matrosanzug, wahrscheinlich wegen des Herrn Papa. Man kann nicht beide veröffentlichen; die Bildredaktion soll das bessere Bild auswählen. *Der Mörder bei seiner Kommunion, neun Jahre alt.* »Mir wird gleich übel«, sagte Francesco. Nicht bevor du die Aufnahme gemacht hast, alter Vietcong, dachte ich. Bei den Protestmärschen wird dir nicht übel, da kannst du noch ein paar Kinderbilder und Katzenscheiße ertragen.

Auf dem Kommunionbild ist der spätere *dottore* schon gut zu erkennen. Zwei weitere Bilder zeigen ihn in einer almodischen Schwimmhose, Brust bedeckt, weiße Haut, Wasserleiche mit Erektion. Muß er aus den Ferien geschickt haben. Einmal ohne, einmal mit Brille, beide Bilder brauchbar. Das siebente Foto ist keine Originalaufnahme. Ausschnitt aus einem Buch, habe ich schon. Das achte ist erstklassig. Momentaufnahme, mit seiner Mutter, wahrscheinlich beim letzten Aufenthalt.

Darüber muß ich noch Näheres erfahren. *Mörder mit seiner Mutter bei seinem letzten Aufenthalt in seinem Geburtsort. Man beachte die zärtliche Geste, Kopf zur Seite geneigt, Arm um die Greisin geschlungen.*

»Ich schicke Ihnen die Bilder zurück«, sagte ich. »Brauchen Sie nicht«, sagte der Alte. »Sie sieht sie nie an.« »Liebt sie ihn nicht?« fragte ich.

»Seit er vor zwei Jahren verschwunden ist, will sie nichts von ihm wissen«, sagte der Alte.

Die Tür öffnete sich. Ich erkannte die Alte kaum. Sie trug ein umbrisches Trachtenkleid, ganz aus schwerer Seide, graublau, mit Spitzen. Über die schütteren Haare hatte sie ein Häubchen gebunden; wie aus einem Trachten-Lexikon sah sie aus. Sie stand in der Tür, aufrecht, als wäre sie in ihr Kleid hineingewachsen. Sie wirkte wie sechzig, ganz die Mutter des *dottore*. Hoffentlich achtet Francesco auf die Ähnlichkeit, dachte ich. »Schieß los!« befahl ich.

Francesco arbeitete mit Blitz, denn es war dunkel. Die Alte zuckte kein einziges Mal zusammen. Entweder gefiel es ihr, im Mittelpunkt zu stehen, oder sie war nicht anwesend. Ich mußte an das Panoptikum der Madame Tussaud denken und war froh, daß wir sie noch am Leben angetroffen hatten.

»Stellen Sie sich neben Signora Morelli«, sagte ich zu dem Liebesveteranen.

»Ich soll mich mit dir zusammen aufnehmen lassen«, brüllte der Alte zärtlich.

»Du redest Unsinn«, sagte sie und weigerte sich, mit dem Herzliebsten zu posieren.

Ich schob ihr einen Stuhl hin. Sie nahm majestatisch Platz. Nur einmal zupfte sie ihr Häubchen zurecht, und einmal schenkte sie Francesco ein Lächeln. Francesco war jetzt ganz vernünftig. Er fotografierte sie von allen Seiten und ging auch

ganz nahe an sie heran. Ich hielt die Lampe. Die Alte rührte sich immer noch nicht, als dachte sie: Es sind die letzten Bilder, man muß schön brav sein. »Haben Sie ein Buch Ihres Sohnes?« schrie ich ihr ins rechte Ohr.

»Sie hat nur die Bibel«, sagte der Alte. Ich bat ihn, die Bibel zu bringen. Es war zum Glück eine ziemlich große Bibel. Ich schlug sie auf und drückte sie ihr in die Hand. Ich sagte Francesco, er soll die Bibel so fotografieren, daß man sie für ein Buch von Morelli halten könnte.

Die Alte spielte mit. Nur als ich vorschlug, sie möge sich vor dem Haus aufzehmen lassen, lehnte sie hartnäckig ab. Francesco machte mindestens zwei Dutzend Aufnahmen. Als Titelblatt sind sie nicht zu verwenden; wer über zwanzig ist, der kommt Vanetti nicht aufs Titelblatt. Aber eine ganze Seite kann es geben, als Porträtstudie. Wir bringen mindestens drei Folgen Reportage, bevor wir mit den Memoiren beginnen. Man muß das Publikum anheizen. Wenn die Memoiren ein Erfolg sind, kann man noch zwei Folgen anhängen. Das Publikum kühlst nur langsam aus. Der Alte brachte uns zu unserem Wagen. »Wieviel Geld bekommt Aurelio?« fragte er. »Von dem Preis ...«

»Ein paar Millionen«, sagte ich. Ich übertrieb nicht sehr, wenn ich auch nicht den Nobelpreis meinte. Der Alte lachte. Er schüttelte sich vor Lachen. Ich drückte ihm ein paar Geldscheine in die Hand. Er wehrte ab, aber dann steckte er sie doch ein. Er winkte uns nach, obwohl es schon dunkel war.

»Hoffentlich erlebt sie es nicht«, sagte Francesco, auf der Rückfahrt.

»Hoffentlich«, sagte ich.

»Als ob dir die alte Frau nicht gleichgültig wäre«, sagte er. »Vollkommen«, sagte ich. »Die Polizei ist mir nicht gleichgültig. Wir müssen sagen, daß wir ein Buch von Morelli vorbereitet haben. Übrigens steht das im Vertrag.« »Sie hat so traurig ausgesehen, als wüßte sie etwas«, sagte Francesco.

Das war gar nicht so dumm. Aber ich sagte: »Sie sah gar nicht traurig aus. Nur alt.«

Francesco hielt die Kameras stumm im Schoß, wie lauter Negerembryos. Endlich sagte er: »Du deckst die Schweinerei meines Vaters.« »Du auch«, sagte ich.

»Mir ist es gleichgültig«, sagte er. »Es ist kein Unterschied zwischen Morelli und meinem Vater. Es ist wichtiger, daß mein Vater ins Gefängnis kommt, als Morelli. Morelli hat nur ein Call-Girl umgebracht.«

»Wenn die Gesellschaft deinen Vater einsperrt, ist sie gerechtfertigt«, sagte ich. »Das hast du dann davon.« Fast hätte er mir selber ein schlechtes Gewissen angejammert. Das ist einer der Gründe, warum ich Francesco nicht leiden kann. Ich habe seit meinem Abitur geschuftet. Und schon vorher, im Sommer, als Liftboy. Ich habe nicht geheiratet; meine Mutter hat eine zu kleine Pension, und ich habe Fiorella am Hals, mit ihren Studien. Francesco schreibt Gedichte, fährt einen Alfa Romeo, spielt Gitarre, will seinen Vater anzeigen. Aber ich brauche ihn nur anzuschauen, schon habe ich ein schlechtes Gewissen. Die Nichtstuer lächeln auf uns herab. Buddhas, die es besser wissen. Es ist ein großartiger Trick. Seit aus dem *dolce far niente* ein *amaro far niente* geworden ist, sind die bitteren Nichtstuer keine krummen Hunde mehr, sondern Philosophen. Oder Rebellen. Deshalb lächeln sie nicht, wenn sie Gitarre spielen. Denn sie spielen ja Gitarre, um nichts anderes *zu* tun, angeblich. Und wenn sie lächelten, lächelten sie für die Gesellschaft. Weltverbesserung durch Faulheit ist auch eine Gesinnung. Wer arbeitet, wird aus dem Verein ausgeschlossen. Man wird in die Vanetti-Unterwelt verbannt. Manchmal möchte ich mich bei Fiorella entschuldigen, weil ich mich mit dem Geld beschmutze, das sie für das Studium braucht. Als ich fünfzehn war und mir auf Raten ein Fahrrad kaufte, sagte mein Vater: Es ist unanständig, mehr auszugeben, als man verdient. Jetzt ist es unanständig, mehr zu verdienen,

anständig, mehr zu verdienen, als man ausgibt. Ich kann die Schande verkraften. Nur: Warum habe ich ein schlechtes Gewissen? Wahrscheinlich, weil ich für mich arbeite und die anderen für die anderen faulenzen. Vanetti sehe ich deshalb noch lange nicht ähnlich.

»Ich frage mich, warum Morelli vor zwei Jahren plötzlich auf und davon ist«, sagte ich; das Schweigen Francescos ging mir auf die Nerven. Er schwieg bedeutend. »Weil er verrückt ist«, sagte Francesco. »Er hat mir gesagt: Nur die Mörder sind normal«, sagte ich.

»Vielleicht hat er recht«, sagte Francesco. Wir schwiegen bis Rom. Wir haben einander nichts zu sagen.

Francesco Vanetti

Bossi ist ein alter Mann, er ist dreißig oder einunddreißig, er ist nicht ein alter Mann, weil er dreißig ist oder einunddreißig, er ist ein alter Mann, weil er mich zwingt, die alte Morelli zu fotografieren, auf Befehl meines Vaters zwingt er mich, die alte Morelli zu fotografieren, Leichenfledderfilm, Bossi ist wie die Sklaventreiber, die selbst Sklaven sind, Sklaventreiber, die selbst Sklaven sind, sind die schlimmsten, die Sklavenhalter sind mir lieber. Bossi ist eine Brücke, eine fleischhundblutige Brücke, seine Füße liegen auf dem Festland, und sein Kopf liegt auf der Insel, oder umgekehrt, er schlägt eine Brücke, über die Brücke marschiert mein Vater zu mir, über seinen Bauch marschiert mein Vater auf die Insel, wegen Bossi kann ich nicht allein sein, wegen Bossi können WIR nicht allein sein auf der Insel. WIR wollen allein bleiben auf der Insel, denn wer auf die Insel kommt, der bringt Erfahrungen mit, sein Gepäck ist voller Erfahrungen, sein Gepäck ist voll von Erlebnissen, alle Erlebnisse sind schmutzig, wer etwas erlebt hat, der hat etwas erlebt, er lebt, er ist davongekommen, wer davongekommen ist, hat sich verkauft, sonst wäre er nicht am Leben, wer am Leben ist, ist schmutzig. Die Soldaten sprengen die Brücken, damit ihnen niemand folgen kann, die Soldaten sind vernünftig, sie sprengen die Brücken, aber der Feind baut die Brücken wieder auf, Notbrücken, über die Brücken rückt er nach, ohne Brücken kein Feind, ohne Brücken keine Verfolgung, ohne Brücken keine Niederlage, die Brücken sind gefährlicher als der Feind, die Brücken sind Verräter, Bossi ist eine Brücke, Bossi ist ein Verräter.

Ich sage Fiorella: Dein Bruder ist ein Verräter, aber ich sage ihr nichts von Morelli, ich habe es meinem Vater versprochen, Morelli ist ein Familiengeheimnis, der Mörder ist ein Familiengeheimnis, ich bin Francesco Vanetti, ich bin eine Brücke.

Fiorella sagt: Mein Bruder ist ein Verräter, er ist schon als Verräter geboren. Emilio gibt zu, daß sein Vater ein Faschist war, Emilos Vater hat das Rutenbündel im Knopfloch getragen, grün-weiß-rot, Nationalfarben sind Gift, man sollte sie rezeptpflichtig machen. Emilio: sagt Fiorella, verachtet seinen Vater, weil der ein Faschist war, mit dem Gift im Knopfloch, aber er selber ist ein Faschist, denn er legt sich über den Abgrund, als Brücke. *Es ist egal*, ob einer Faschist war, es ist egal, ob er das Gift im Knopfloch getragen hat, er hat gesehen, daß andere das Gift im Knopfloch getragen haben, wer Augen hat, der hat den Mord gesehen, wer etwas gesehen hat, der ist mitschuldig, wer etwas erzählt, der ist mitschuldig, wer im Theater gewesen ist oder ein Buch gelesen hat oder bei einer Frau geschlafen hat, der ist mitschuldig, wer erlebt hat, der ist mitschuldig.

Wir sind in der Wohnung von Bruno, Bruno ist mein Freund, Bruno könnte mein Freund sein, Bruno ist Jude, Brunos Mutter hat einen Bankier geheiratet, in zweiter Ehe, die Nazis haben Brunos Vater erschlagen oder vergast, ich weiß nicht, Bruno könnte mein Freund sein, aber Bruno ergreift immer die Partei der Gegenseite, ich weiß, daß er zu UNS gehört, wenn die Gegenseite oben ist, aber er will nicht begreifen, daß die Gegenseite immer oben ist, sie ist die Gegenseite, weil sie oben ist. Bruno hat eine eigene Wohnung, wir veranstalten ein *Happening* in Brunos Wohnung, die Wände sind weiß, wir kleben alles an die Wände, was wir lieben, wir kleben Busen aus *Playboy* an die Wände und Spaghetti und Bananenschalen und Fidel Castro und die Hälfte eines Plakates von Toulouse-Lautrec und die Haare eines Weihnachtsengels und Schnürsenkel und eine Seite aus der Bibel, die Bibel lieben wir nicht, sie enthält lauter Lügen. Wir trinken Coca-Cola, Fiorella ist betrunken von Coca-Cola, sie sagt: Wir wollen ins Schlafzimmer gehen und uns aufs Bett legen, wir gehen ins Schlafzimmer und legen uns aufs Bett, wir küssen uns, ich greife ihr unter den Rock, es ist kalt draußen und sie hat Strumpfhosen an, sie sagt:

Ich kann sie ausziehen, ich sage: Behalte sie an, ich liebe Sofia, sage ich.

Wir gehen ins Wohnzimmer, Sofia ist da, sie ist noch im Mantel, sie sieht mich verächtlich an, es ist ihr egal, daß ich aus dem Schlafzimmer komme, sie sieht mich verächtlich an, weil ich Francesco Vanetti bin, der Sohn von Carlo Vanetti. Sie studiert Geschichte, sie weiß alles von Geschichte, sie ist nicht schön, nicht schön und nicht häßlich, sie hat einen elfenbein-gelben Körper. Sie schläft nicht mit mir, wenn sie mit einem anderen schläft, werde ich ihn umbringen, sie darf mit einem anderen schlafen, ich werde es ihr nicht verbieten, ich werde sie umbringen, sie schläft mit niemand. Ihr Vater ist Setzer in einer Druckerei, zum Glück ist es nicht die Druckerei meines Vaters, er ist Betriebsrat, sie können ihn nicht entlassen, sie möchten ihn entlassen, er ist in der KP. Sofia sieht sich das *Happening an*, Idioten: sagt sie, sie gebraucht keinen Lippen-stift, ihre Lippen sind verachtungsgeschminkt, sie sagt: Daß du auch so ein Idiot bist, dein Vater und Brunos Mutter würden sich freuen, wenn sie die Spaghetti sähen an der Wand. Fidel Castro ist auch an der Wand: sage ich, Fidel Castro gehört nicht zwischen Bananenschalen: sagt sie, es ist eine Mausefal-le: sagt sie, ihr knabbert am Käse, die Blumenkinder sind Un-kraut, die Spaghetti sind Stricke, daran hängen sie Fidel Castro.

Die anderen machen weiter, Bruno spielt Gitarre, Ernesto ist in der Küche, er gießt Wasser in Mehl, er will ein Denkmal aus Mehl errichten, Ludovico nagelt seinen Schal an die Wand, er haßt seinen Schal, er muß immer einen Schal tragen, er hat chronische Bronchitis. Silvia geht mit Alfrede ins Schlafzim-mer, warum behältst du den Mantel an: frage ich Sofia. Weil ihr Idioten seid: sagt sie laut, vor der amerikanischen Botschaft wird gegen den Vietnamkrieg demonstriert, und ihr trinkt Co-ca-Cola, trinkt nur Coca-Cola, ihr Idioten, aus jeder Flasche Coca-Cola wird eine Gewehrkugel, sie erschießen die Kinder

in Vietnam, mit Coca-Cola erschießen sie die Kinder in Vietnam. Niemand beachtet sie, nur ich beachte sie, denn Bruno hat seine Gitarre hingeworfen, Alfredo hat im Schlafzimmer einen Kinderschuh gefunden, den will er an die Wand nageln, aber es ist ein Kinderschuh, den Bruno getragen hat, ich weiß nicht, warum das so wichtig ist, ein Kinderschuh, weichgetreten, babyfußwarm, Bruno verteidigt seinen Kinderschuh, er ist rot im Gesicht, den Schuh lässt er nicht an die Wand nageln. Ernesto kommt aus der Küche, das Denkmal ist fertig: sagt er, schaut euch das Denkmal an, Sofia beachtet mich nicht, sie spricht mit Ernesto. Früher warst du bei jedem *Happening*: sagt Ernesto, stimmt, Sofia und ich haben uns bei einem *Happening* kennengelernt, dann zündet doch ein Warenhaus an: sagt Sofia, nur ein Narr zündet das eigene Haus an, nur Idioten veranstalten ein Privat-Happening, wenn ihr die Polizei nicht zwingt, euch niederzuknüppeln, hat es keinen Sinn zu demonstrieren, die Alten veranstalten Happenings zum Privatvergnügen. Es macht mir Spaß: sagt Ernesto, Warenhäuser machen mir nicht Spaß, ich bin Bildhauer. Ihr müsst die Arbeiter beschämen: sagt Sofia, ich beschäme meinen Vater, mein Vater ist bei der KP, er schämt sich, ich beschäme meinen Vater, *Hippies* sind von gestern, *Provos*, *Beats*, *Peaceniks*, *Yippies* sind von gestern, Gitarren sind von gestern, ihr habt den Boden befruchtet, zugegeben, wenn ihr weitermacht, fressen die Alten die Früchte, Steine sind nicht von gestern, Barrikaden sind nicht von gestern, ihr könnt euch nicht ins Himmelreich klimpern.

Bruno verteidigt seinen Kinderschuh, er ist ziemlich schwach, ich sollte Bruno verteidigen, Bruno ist Jude, er ist mein Freund, Sofia würde mich auslachen, es ist leicht, Bruno zu verteidigen, vor der amerikanischen Botschaft wird demonstriert, Renato spielt die Gitarre, Alfredo ist stärker, er reißt Bruno den Kinderschuh aus der Hand, Ludovico gibt ihm den Hammer, der Schal hängt schon, Alfredo nagelt den Schuh an die Wand. Idioten: sagt Sofia, I-d-i-o-t-e-n, wer nicht mit-

kommt, in die Via Veneto, soll es bleiben lassen, alle sagen, daß sie mitkommen wollen. Komm mit: sage ich zu Bruno, aber Bruno hört mich nicht, er hat Tränen in den Augen, er starrt den Kinderschuh an, ICH könnte Alfredo ohrfeigen, aber ich gebe Alfredo keine Ohrfeige, komm mit: sage ich zu Bruno, Bruno kommt nicht mit, er bleibt allein, mit dem Kinderschuh und den Spaghetti und Fidel Castro.

Ich habe Angst, Sofia könnte einen anderen Wagen nehmen, aber Sofia geht sofort auf meinen Alfa zu, ich brause davon, bevor sich jemand zwischen uns zwängen kann. Du fährst wie der Teufel: sagt Sofia, ich fahre wie zwei Teufel, ich liebe dich: sage ich, ich liebe dich: sagt sie, wenn ich mit jemand ins Bett gehe, gehe ich mit dir ins Bett: sagt sie, du brauchst mit mir nicht ins Bett zu gehen: sage ich, ich liebe dich.

Der Himmel hat sich einen grauen Bart umgehängt, die Straße ist kohlenschwarzschwarz. Wir haben die anderen Wagen verloren, wir geraten in einen Höllenverkehr, alles hupt wie verrückt, ich hupe wie zehn Verrückte, ich schaue in den Rückspiegel, die anderen Wagen sind nicht unsere Wagen, die kommen gar nicht: sagt Sofia, die kneifen, nein: sage ich, die kneifen nicht, die können nur nicht Auto fahren. Der Verkehrsschutzmann pflanzt sich vor mir auf, ich habe das rote Licht doch gesehen, ich bin doch nicht farbenblind, ICH sage: ich fahre den Kerl über den Haufen, ICH möchte die Ordnung über den Haufen fahren, man muß die Macht über den Haufen fahren, aber das Licht wird grün, ich brauche die Macht nicht über den Haufen zu fahren. Ich parke den Wagen vor dem *Hotel Palazzo e Ambasciatori*, direkt unter der Parkverbotstafel, sie sollten Rutenbündel auf die Tafeln malen, grün-weiß-rot, die Farben sollten rezeptpflichtig sein, man darf nicht in flagranti ertappt werden: sage ich, Sofia lacht, laufen wir, bevor ein Polizist kommt: sage ich. Sofia reicht mir die Hand, ich drücke ihre Hand, wir laufen.

Wir sind nicht zu spät gekommen, die Straße ist voll von Menschen, Hunderte Köpfe sind ein einziger Kopf, die Hydra hatte nur neun Köpfe, die Hydra hat neuhundert Köpfe, WIR haben einen Körper und neuhundert Köpfe, die Polizisten haben nur Körper, keinen Kopf. Wir stürmen die Botschaft, wir können die Botschaft nicht stürmen, die Polizisten haben nur Körper, die Botschaft ist ein marmorglattes Ungeheuer, ein Steinfliesenmoloch mit Glasaugen, er wird verteidigt, die Verteidiger verteidigen den Aggressor. Ich denke nicht an den Aggressor, ich denke an die Verteidiger, ich denke an die Sklaventreiber, die selbst Sklaven sind, ich denke an die Brücken. Sofia hängt sich in mich ein, sie hat harte kleine Brüste, elfenbeingelb, ich hänge mich in einen Freund ein, er sieht aus wie ich, nur sein Bart ist länger, ich stemme den Kopf nach vorwärts, ich bin wie ein Stier, der den Toreador auf die Hörner nimmt, ich werde den Polizisten auf die Hörner nehmen, ich bin ICH. Es beginnt zu regnen, ein Markundbeinregen, es ist kalt, mir ist es gleichgültig, *Zehn Tage, die die Welt erschütterten* von John Reed, Wladimir Uljanow und Rykow und Krylenko und Dschugaschwili, genannt Stalin, man braucht kein Stalinist zu sein, Stalin war ein *Hippie*, früher, heute könnte der erste Tag der zehn Tage sein, sechster November. Der Regen löscht die Flammen, die amerikanische Fahne brennt nicht mehr. Die Mauer gibt nach, die Mauer der Aggressorenverteidiger gibt nach, ein Stahlhelm purzelt auf die Straße, der Stahlhelm rollt, Stahlhelme sollten verboten sein, Stahlhelme sollten rezeptpflichtig sein, ich kann mir den Stahlhelm nicht aufstülpen, mein Freund stülpt sich den Stahlhelm auf, das Lachen springt herum wie ein Ziegenbock, die Glasaugen des Marmorungeheuers sind nahe, Sofia lässt mich los, nimm: sagt sie, jemand verteilt Steine, jemand verteilt Steine wie Ostereier, ich bekomme eine Handvoll Steine, ich werfe mit Steinen, ich ziele auf die Stahlhelme, ich ziele auf die Glasaugen. Ein Polizist greift nach mir, ich werde verhaftet: denke ich, ich heiße ICH, das ist

das ist kein Name, wie heißen Sie, ich heiße Francesco Vanetti, ich bin trotzdem ICH, mein Vater ist Carlo Vanetti, rufen Sie meinen Vater an, mein Vater bekommt einen Herzinfarkt. Ich fühle Blut im Mund, ich habe nichts gespürt, ich lecke Blut, meine Zunge schmeckt nach Blut, du blutest: sagt Sofia und beugt sich nach rückwärts, sie schleudert einen Stein, sie hält den Stahlhelm in der Hand, der Stahlhelm ist voller Steine, der Osterkorb ist voller Steine, ich greife nach meiner Schläfe, meine Hand ist voll Blut, meine Hand blutet nicht, aber meine Hand ist voll Blut, ich sehe nur mit einem Auge, du brauchst einen Arzt: sagt Sofia. Ich brauche keinen Arzt: sage ich, du brauchst einen Arzt: sagt Sofia. Sie nimmt mich beim Arm, sie bahnt mir einen Weg, wenn sie mit jemand schläft, schläft sie mit mir, aber sie schläft mit niemand. Ich sehe einen Ambulanzwagen, Ecke Via Bissolati, kein Ambulanzwagen: sage ich. Wir sind schon bei meinem Wagen, ich habe kein Strafmandat bekommen, heute bekomme ich kein Strafmandat, erster Tag, *Zehn Tage, die die Welt erschütterten*. Du kannst nicht fahren: sagt Sofia, ich kann fahren: sage ich, du wirst gebraucht: sage ich. Ich setze mich ans Lenkrad, es schwimmt mir vor den Augen, MIR schwimmt es nicht vor den Augen, ICH sehe klar, ICH lasse den Motor anspringen, ICH lasse den Scheibenwischer laufen, die Scheibe ist beschlagen, mein Gehirn ist beschlagen. ICH fahre los, ich sehe Sofia im Rückspiegel, Sofia winkt, sie hat einen Stein in der Hand. Meine Mutter ist zu Hause, Beatrice ist zu Hause, mein Vater ist nicht zu Hause. Meine Mutter schreit, du hast einen Unfall gehabt: schreit sie, ich habe es immer gesagt, dein Vater hätte dir keinen Alfa Romeo schenken sollen, ich habe mir den Alfa Romeo selber gekauft: sage ich, ich habe keinen Autounfall gehabt: sage ich. Ein Arzt, ein Arzt: schreit meine Mutter, als ob der Arzt auf der Kommode stünde, leg dich ruhig ins Bett: sagt Beatrice, sie geht zum Telefon. Der Arzt wohnt in der Nähe, er ist gleich da, ich kenne ihn seit hundert Jahren, streck die Zunge heraus: hat

er gesagt, mit einem Holzlöffel hat er mir die Zunge hinuntergedrückt, sag schön a-a-a, ein paar Tage Schulferien und grüne Hustenmedizin und Zabaione, seither hasse ich Zabaione. Eine Platzwunde, nichts Gefährliches: sagt er, aber es hätte ins Auge gehen können, nämlich ins Auge, er näht die Platzwunde, ich sage nichts, ich denke an Sofia, die Ledernacken töten kleine Kinder, meine Mutter hält sich die Augen zu, das hast du davon: sagt Beatrice. Meine Mutter begleitet den Arzt, sie fragt ihn draußen, ob ich sterben werde, draußen fragt sie den Arzt immer, ob jemand sterben wird, ich liege in meinem Bett, ich liege in meinem Zimmer, ich hasse mein Bett, ich hasse mein Zimmer, sag schön a-a-a. Beatrice setzt sich zu mir, ich möchte wissen, was dich Vietnam angeht: sagt sie, das verstehst du nicht: sage ich, Papa wird wütend sein: sagt sie, soll er: sage ich. Wenn man dich verhaftet hätte, hätte es in allen Zeitungen gestanden: sagt sie, es hätte nicht nur Quest’Ora geschadet, sondern auch *Positivismo*, *Positivismo* ist liberal. Du bist die Unschuld vom Lande: sage ich, *Positivismo* ist Bürgerbrom, Schlafmittel für beunruhigte Gartenzwerge, *Positivismo* sollte rezeptpflichtig sein, *Positivismo* lebt von *Quest’Ora*, *Quest’Ora* ist eine Mörderzeitung, sie lebt von einem Mörder. Deshalb Vietnam: sage ich, das verstehst du nicht: sage ich, du bist eine Brücke. Ich liege im Bett, im Bett von Francesco Vanetti, der Regen singt ein Wiegenlied, ICH wäre zum Ambulanzwagen gegangen, der Ambulanzwagen hätte mich in ein Spital gebracht, im Spital hätten sie nach meinem Namen gefragt, aber ich bin nach Hause gefahren, zu Mutter und Kinderarzt, a-a-a, der Winter ist schon da. Mein Kopf wächst aus den Kissen heraus, ich vergesse, was ich meinem Vater versprochen habe, ICH vergesse es, ich war bei der Mutter von Morelli: sage ich, Morelli wird nicht den Nobelpreis bekommen, Morelli bekommt lebenslänglich. Du hast Fieber: sagt Beatrice, ich habe kein Fieber: sage ich. Ich werde dir etwas erzählen: sage ich, du glaubst vielleicht, daß dir Papa alles sagt, du bist Papas

Liebling, er ist verliebt in dich, deshalb haßt er deinen Skilehrer, aber er sagt dir nicht alles, er belügt dich, er belügt jeden, er ist ein umgekehrter Automat, oben wirft man Lügen hinein, Lügenkaugummi, unten kommt Geld heraus. Ich erzähle Beatrice von Morelli, er geht im Atomgelände spazieren und begräbt tote Fische, er schreibt den Mord an Hertha Enzian für Quest’Ora, ich kann keine Nahaufnahmen machen, das Betreten des Atomgeländes ist verboten, die arbeiten für die NATO, die fabrizieren den Tod für Vietnam, nur die Mutter des Mörders kann ich fotografieren, aus der Nähe, mit der Vorsatzlinse. Beatrice ist nicht entsetzt, sie sagt nur: Hoffentlich erfährt es niemand, man wird es erfahren: sage ich, denn ich werde sagen: Ich habe es längst gewußt, ich habe im Hinterhalt gelegen, ich habe auf den Möder gewartet, der Fische begräbt.

Meine Mutter kommt herein, willst du etwas essen: sagt sie, ich brauche keinen Zabaione: sage ich, wir sollten Papa sagen, daß du einen Autounfall gehabt hast: sagt sie, er würde sich furchtbar aufregen, er sieht nicht gut aus, er hat Sorgen, man darf ihn nicht aufregen: sagt sie. Ich will allein bleiben: sage ich, ich lasse mir von Beatrice Papier und Bleistift geben.

Blut ist nicht

Blut

Dein Blut ist nicht

Mein Blut

Henkerblut ist kein Blut

Mörderblut ist kein Blut

Soldatenblut ist kein Blut

Rotes Wasser, rostige Hydranten

Mein Blut ist

Blut

*Mädchen bluten nicht
Verblutete Jungfrauen
Tote Jungfrauen
Geschändet
Kein Mörderblut, kein Opferblut
Buchstaben bluten
Rotes Papier, Rotationspapier
Der Mörder bleibt rein
Ich werde blutig
Meine Hand ist blutig
Meine Hand ist rein
Mein Blut.*

Antonio Zempach

Vanetti bat mich, einige Tage in Wien zu bleiben. Er hatte mit der *Kronos-Film* abgeschlossen, der Vertrag war unterwegs, ich sollte ihn notariell bestätigen. Ganz natürlich, da ja die Kronos-Leute zwar mit *Quest’Ora* eine bindende Vereinbarung treffen, aber nicht endgültig verkaufen konnten, was ihnen erst nach dem Abschluß mit Enzian gehören würde. Vorneweg sollte nach Wien fliegen, um auch diesen Pakt zu besiegen.

Die Wartezeit wurde zu lang, Yvette entschloß sich, nach Wien zu kommen. Sie kannte es nicht. Ich übersiedelte ins Hotel Sacher, die *Edizioni Vanetti* sind reich genug. Ich dachte, es würde Yvette Spaß machen: sentimentale Herrlichkeit, Erzherzoge in Goldrahmen, Erinnerungen an eine heile Welt, *Sacher-Torte*, Antiquitätenwert – was wäre die Venus von Milo, wenn sie zwei Arme hätte? Ich nahm eine Suite; später fiel mir ein, daß ich es tat, um Yvette zu beeindrucken. Oder weil ich einen eigenen Schreibtisch haben wollte; Yvette pflegt die Hotelschreibtische zu beschlagnahmen und in einen Kosmetiksalon zu verwandeln. Man sah aus unseren Fenstern die Rückseite der Oper, die Ballettschule auf gleicher Höhe, Kinder, halbe Kinder, wie lebendig gewordener Degas, *Plie* und *Battement* und *Arabeske*.

Ich schilderte ihr Enzian mit Humor; sie zeigte kein Verständnis für das Komische, obwohl wir über viel weniger komische Leute lachen können. Als wollte sie sagen: Ich bin nach Wien gekommen, weil du in Wien bist, weil mir die Trennung zu lang ist, ob du hier Kassen knackst, will ich nicht wissen. Yvette etwas nicht sagen zu können, ist, als ob ich ihr nichts sagen könnte, beinahe, als ob ich eine Geliebte hätte. Ich sagte: »Wenn man sich über den Snobismus lustig macht und selber ein Snob ist, dann ist das doppelter Snobismus.« Sie sagte: »Ich

habe ein schlechtes Gefühl, nichts weiter. Ich habe Angst um dich.« Man wird unsicher, wenn einer Angst um einen hat, man fällt eventuell vom Baum.

Am Nachmittag mußte ich sie allein lassen und zu Doktor Vinzenz Habichl fahren. Ich sagte ihr nichts von meinen Bedenken. Was ich über Doktor Habichl erfahren hatte, fand ich selbst nicht komisch. Spezialist in der Verteidigung von Kriegsverbrechern, sonst kein Ruhmesblatt. Nur die Adresse beruhigte mich einigermaßen: wenige Häuserblocks von den *Wurst- und Selchwaren Oskar Enzian* entfernt. Nachbarliche Beziehungen?

Offenbar eine erfolgreiche Kanzlei, trotz der Vorstadtadresse. Eine Flucht von Zimmern, mehrere Referendare, ein ganzes Heer von Sekretärinnen. Anfangs bestach mich das Altmodische der Kanzlei: Wartezimmer mit Klöppeldeckchen, staubige Aktendeckel, Rollschreibtische, die Sekretärinnen wie aus einem Heim für sitzengebliebene adelige Töchter.

Aber Pickwickier plus Biedermeier, das gleicht einer geschickten Tarnung: Eine Kanzlei, die sich in das Vorgestern duckt, damit niemand nach dem Gestern fragt. Auch der joviale Herr wirkte verkleidet. Buschige Schubert-Koteletten, altväterlich taubengrauer Anzug, Uhrkette, umständliche Sprache, dabei Mensurhiebe auf dem pockennarbigen Gesicht: Ein Hieb hat den Mund um die Hälfte verkleinert, spöttisch aus Zwang.

»Was wir zu besprechen haben, sehr verehrter Herr Kollege«, sagte Doktor Habichl, »bezieht sich nicht darauf, was in dem Vertrag zwischen meinem Herrn Mandanten und der *Kronos-Film* steht, sondern was nicht darin steht.« Zugleich versicherte er mir, daß sein »Herr Mandant« – um keinen Preis nannte er ihn anders – gegen seinen »expliziten Rat« handle: Er sei ein Gegner »derartiger Verträge«. Der »Herr Mandant« habe also auf alle seine Rechtsansprüche verzichtet, gegenüber der Filmgesellschaft und damit auch gegenüber *Quest’Ora*.

Seine »Mitarbeit« habe er jedoch nicht zugesagt, über das »Material« müßten eigene Vereinbarungen getroffen werden. »Was verstehen Sie unter ›Material‹?« fragte ich. Gerade das, woran *Quest’Ora* anscheinend gelegen sei, sagte er: der Werdegang der Unglücklichen, ihr Weg aus dem Heim ehrenwerter Eltern in die Gosse der Via Veneto, die Verführungen, denen sie ausgesetzt war, natürlich die Bilder. Ein ganzer illustrierter Warenhauskatalog, zur Auswahl.

»Ihr Herr Mandant«, sagte ich, »beabsichtigt also, das Leben seiner toten Tochter zweimal zu verkaufen.« Das war unbedacht: Schließlich war ich in Wien, um das Leben der Hertha Enzian zu kaufen, einmal oder zweimal. Ich ärgerte mich über Enzian, über Habichl, über Yvette und mich selbst. Ohne Yvettes Opposition hätte ich klüger reagiert: Man soll das Gewissen nicht in der Tasche mit sich herumtragen. Es beginnt, zur ungeeigneten Zeit zu läuten wie eine Weckeruhr.

Zu meiner Erleichterung sagte Doktor Habichl, daß er meine Bedenken teile, es sei ja »wirklich nicht dasselbe, ob man auf eine Klage verzichtet oder zur Sensationsmache beiträgt«. Er servierte den Kaffee, den eine der Sternordensdamen in Lüster gebracht hatte. Nun hatte er mir allerdings den Schwarzen Peter zugespielt, denn ich saß ihm ja gegenüber, um das zu kaufen, was ich eben als unverkäuflich bezeichnet hatte. Ich trat den geordneten Rückzug an.

»Sie haben«, sagte ich, »Ihrem Herrn Mandanten geraten, nicht zu verkaufen – ich hätte meinem Herrn Mandanten geraten, nicht zu kaufen. Für beides ist es zu spät. Wieviel verlangt Herr Enzian für das gesamte Material?« »Eine weitere Peinlichkeit, verehrter Herr Kollege«, beteuerte Doktor Habichl. »Wir haben uns mit der *Kronos-Film* auf fünfhunderttausend Schilling geeinigt – ohne daß sich mein Herr Mandant persönlich bemühen müßte. Seine persönliche Mitarbeit hat er mit der Hälfte, zweihundertfünfzigtausend Schilling, beziffert.«

»Wir haben«, sagte ich, »rund fünfzigtausend Schilling geboten einschließlich der Welt- und Verfilmungsrechte.« »Das war vor dem *Kronos*-Angebot«, sagte Doktor Habichl keineswegs aggressiv.

Die Sache begann mir wieder Spaß zu machen. Je länger sie tot sind, desto höher der Wert der Toten: So ist das mit der Unsterblichkeit, anscheinend auch bei Call-Girls. Ich sagte, ich würde das Angebot Rom unterbreiten. Vanetti hatte mich gebeten, die Ankunft Vornewegs abzuwarten. Ich hatte nichts zu tun, zeigte Yvette das alte und das neue Wien.

Wir hatten zu Hause eine Spieluhr aus der Biedermeierzeit. Die Uhr unter Glas, von allerlei Figuren umgeben: Herren in Gehrock, Damen mit Wespentaille, spielende Kinder. Alle bewegten sich. Einmal stand die Uhr still, ohne abgelaufen zu sein: Die Zylinder blieben in der Luft hängen, die Damen richteten sich nicht wieder auf, der spielende Knabe hielt den Holzstab drohend über den verzauberten Reifen. Ich mußte an die Uhr denken. Die Zylinderhüte hängen in der Luft, die Damen sind im Knicks erstarrt, das Rad dreht sich nicht. Der Vergleich mit Dornröschen wäre falsch: Auch der rettende Prinz ist in tiefen Schlaf versunken. In einer anderen Stadt hätte ich mich mit Yvette wahrscheinlich ausgesprochen, aber hier setzt den Zylinder niemand wieder auf. Abgelaufene Uhr, fröhliche Leichenstarre.

Yvette sagte wenig. Sie hat eine Weltanschauung, sie braucht, um eine zu gewinnen, die Welt nicht anzuschauen. Wenn jeder Engländer eine Insel ist, so ist wahrscheinlich jeder Schweizer ein Zauberberg.

Am Abend rief Vorneweg an. Ich sagte, der Vertragsentwurf aus Rom sei noch nicht eingetroffen. Er meinte, wir könnten immerhin »Tuchfühlung« nehmen – es gibt Ausdrücke, die mich in gereizte Stimmung versetzen, zum Beispiel Tuchfühlung. Ich sagte, meine Frau sei in Wien. Um so besser. Er lud

uns zu einem »Heurigen-Ausflug« ein. Yvette hatte das Gespräch gehört; ich konnte es ihr nicht verheimlichen. Obwohl ich ihr verlockende Angebote machte – *Rosenkavalier*, ich würde sie nach der Vorstellung abholen –, erklärte sie, sie möchte den Tschitschikow kennenlernen.

»Ich dachte, Vanetti ist Tschitschikow«, sagte ich. »Vorneweg ist eben der deutsche Tschitschikow«, sagte sie. Ich beobachtete sie, während sie sich herrichtete. Eine Orchidee auf dem Misthaufen. Offenbar war ich schon beeindruckt, denn bis jetzt hatte ich nicht an einen Misthaufen gedacht, höchstens an einen interessanten Fall abseits der Kanzlei Doktor von Helis'. Ich wäre lieber allein gegangen. Ich fürchtete, daß Vorneweg etwas verraten würde. Was hätte er verraten sollen? Oder fürchtete ich, daß Yvette ihre Verdrießlichkeit nicht verbergen würde? Ich habe immer gedacht, man könnte mit Yvette Pferde stehlen. Sie hält Pferdestehlen nicht für einen *good sport*. Beim Heurigen war es heiß, es sind keine Winterlokale, der Fliedergeruch gehört dazu. Statt Flieder nur Wein- und Schweißgeruch. Es ging so gemütlich zu, daß Yvette in ihrem hellvioletten Kleid deplaciert wirkte. Es schien sie nicht zu kümmern.

Hermann Vorneweg hat den Charme eines auf dem Felde der Ehre zum Oberleutnant beförderten Feldwebels. Es hätte mich kaum gestört, wenn Yvette seinen forschen Charme nicht auch noch herausgefordert hätte. Sie lächelte so einladend wie die englische Königin auf dem jährlichen Gesindeball. Vorneweg kaufte ihr bei der herumstreifenden Blumenfrau sofort ein Dutzend Rosen. Das wäre sehr galant gewesen, nur vergaß er es gleich wieder: Sooft die »Blumentoni« erschien, griff er in die Tasche. Allerdings war er beim zweiten Dutzend in weinseliger Stimmung, beim dritten angeheiterter und beim vierten sinnlos betrunken. Ich hoffte, seine »Tuchfühlung« würde sich auf seine amourösen Avancen beschränken; damit konnte ich fertig werden. Ich war bereit, mich sogar für seine Filme zu interes-

sieren. Aber kaum hat man eine Wunde auf der Zehe, tritt einem jemand auf den Fuß. Er kam schnell »auf das Geschäftliche« zu sprechen.

Es begann verhältnismäßig harmlos; er nannte meinen Herrn Mandanten ein »italienisches Schlitzohr«. Tuchfühlungsvokabular. Für die Italiener habe er nun einmal nichts übrig, ein Volk von Verrätern, zwei Weltkriege bewiesen es. Er wisse, wovon er rede, er habe in Salerno, Anzio und Cassino gekämpft, den Ami und den Tommi hätte man glatt ins Wasser geworfen, aber die »feigen Italiener« ... »Der Duce«, sagte er, »ließ an alle Wände den Spruch pinseln: *Der deutsche Soldat hat die Welt überrascht, der italienische Soldat hat den deutschen Soldaten überrascht*« – das stimmt schon, anders als es der Duce gemeint hat, ha-haha.« Ich, als Schweizer, könne das nicht beurteilen. Ich sei Hauptmann der Infanterie, sagte ich: Höchst albern, schließlich habe wir keine Kriege geführt, wir sollten uns schämen. Die Schweizer Kriegsmarine, hahaha. Ich war in Ohrfeigen-Stimmung, Yvette hätte doch lieber zum *Rosenkavalier* gehen sollen. Ich beherrschte mich. Man soll den Nationalstolz nicht zu weit treiben: Es ist ein Ersatz-Stolz. Vorneweg hielt beim dritten Viertel und dem zweiten Dutzend.

Als Gesprächsthema hatte ich noch den Russenfeldzug anzubieten, es wäre abendfüllend gewesen. Ich hatte nicht mit Yvette gerechnet. Langsam wurde mir klar, warum sie nicht in den *Rosenkavalier* gegangen war. Vorurteile gegenüber den Italienern allein könnten es doch nicht sein, sagte sie zu dem Gastgeber – was habe er eigentlich gegen Vanetti?

»Sie werden ja morgen sehen, Herr Doktor«, sagte er, »... da hat uns, meiner Firma, meine ich, der feine Herr Verleger ganz unglaubliche Zugeständnisse abgeluchst.« »Ich habe den Vertrag nicht gesehen«, sagte ich. »Aber sicher hat Sie niemand gezwungen, auf Signor Vanettis Bedingungen einzugehen.«

»Der kleine Schäker«, wandte sich Vorneweg an Yvette, »-

der Herr Doktor ist gut! Der sehr verehrte Herr Gatte tut gera-
deso, als ob er nicht wüßte, was für eine Schlagkarte sein
Klient in der Hand hält. Bin selber Pokerspieler.« Yvette sah
mich nicht an.

Die Musiker näherten sich. Wunschkonzert, kommt mir vor wie eine Prüfung: Na, welche Lieder kennst du denn, Kleiner? Keine solchen Hemmungen bei Hermann Vorneweg. Er bestellte *Lili Marleen*, warum nicht, die Österreicher haben den Kaiserjäger-Marsch und den *Dritten Mann* überlebt. *Vor der Kaserne, vor dem großen Tor*. Es war mir immer noch lieber als die »geschäftliche Unterhaltung«. Herr Vorneweg toastete Yvette zu, mit einer eckigen Bewegung des Ellbogens. Den »Heurigen«, den er vorher abfällig beurteilt hatte, bezeichnete er als »schönen Wein«. Er bemerkte nicht, daß wir an dem schönen Wein nur noch nippten.

»Wenn Herr Vanetti ein korrekter Kaufmann wäre«, erklärte er, »dann würde er sagen: So und so heißt der Mörder, da und da wohnt er, bitte bedient euch, schließlich sind wir Geschäftspartner.«

»Ich glaube, meine Frau ist müde«, sagte ich. »O nein«, sagte Yvette. Sonst bringt sie es fertig, um neun Uhr zu verblühen. »Was meint Herr Vorneweg eigentlich?« fragte sie mich unschuldig.

»Die Besetzungsschwierigkeiten, zum Beispiel«, klagte Vorneweg und nahm ein Papier aus seiner Brieftasche. »Ende fünfzig«, las er, »groß, hager, Brillenträger, von intellektuellem Aussehen. Drückt sich gewählt aus, spricht leise. Könnte Künstler sein, Musiker, Maler oder Schriftsteller. Was soll man mit einem solchen Kerl anfangen? Wir haben entweder an einen brutalen Mörder gedacht oder an einen eleganten. Ein intellektueller Mörder hat noch nie gezogen.« »Noch nie«, sagte Yvette. »Steht vermutlich im Steckbrief«, sagte ich. »Keine Idee«, erwiderte Vorneweg. Und tolerant: »Daraus drehe ich Vanetti keinen Strick. Er kann sich den Mörder nicht

Vanetti keinen Strick. Er kann sich den Mörder nicht aussuchen, ich bin kein Unmensch. Aber Vorschriften machen und den Mörder für sich behalten, das geht entschieden zu weit.« Daraufhin kaufte er Yvette das dritte Dutzend Rosen.

»Das klingt so, als ob Signor Vanetti einen ganz bestimmten Verdacht hätte«, sagte Yvette.

Der Schweiß stand mir auf der Stirn. *Wien, du verwöhntestes Kind der Welt*. Es ging mir wirklich zu weit. Plötzlich wandte sich Vorneweg mir zu. Ein Arm um meine Schulter, mit der anderen Hand klopfte er sich auf die Schenkel. Ein Heiterkeitsanfall. Prustend: Was ich für ein Teufelskerl sei, ein vermaledeiter und verschmitzter »Eidgenosse«. Selbst meiner eigenen »angestrauten Gattin« – »na ja, das Wahlrecht geben sie Euch ja auch nicht, die Schwizer« – hätte ich es verschwiegen, daß mir der Mörder der Enzian bekannt sei. Einfach zum Totlachen. Dann gönnerisch: »Na, ich habe ja volles Verständnis, Sie sind Anwalt, korrekt ist korrekt, aber daß der Vanetti ein Schwein ist, müssen Sie zugeben, auf meine Diskretion könnte er sich verlassen.« Er erwähnte noch, daß er Offizier sei, Panzergrenadierregiment Nummer dreihunderteinundfünfzig – »der Vanetti ist ein Schwein, schließlich sind wir Geschäftspartner. Nichts für ungut, Herr Doktor, prost!« Yvette sah mich endlich an, mit einem Löwenbändigerblick: Ich war ihr dankbar, wenigstens wußte sie, daß die Ohrfeigen in der Luft hingen. Am Nebentisch wurde der Geburtstag eines winzigen Greises gefeiert, er wünschte sich immer wieder *I hab' zwa harbe Rappen*, es war schon ein ganzer Stall voll Rappen. Ich gab Yvette ein Zeichen: Man hatte auf den Namen Enzian aufgehörcht. »Ich bin müde«, sagte sie.

Auf dem Weg begegneten wir der Blumenverkäuferin. Hermann Vorneweg erwarb stehenden Fußes das vierte Dutzend Rosen. Ich befreite Yvette von ihrem Rosengarten; es entzog mich der Verpflichtung, Herrn Vorneweg beim Taxistandplatz

die Hand zu reichen. Im Wagen sprachen wir fast nichts, wegen des Chauffeurs. Yvette sah wie zwanzig aus. Keine Ich-habe-es-dir-gesagt-Miene, keine Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Nichts gutzumachen, auch wenn wir morgen zurückfahren. Nachsichtiger Patriarchenblick von Doktor von Helis: Freue mich, daß du wieder da bist, wir haben da eine ziemlich verwinkelte Steuergeschichte, du könntest sie übernehmen. Danke, Papa, ich bin zum heimatlichen Finanzamt zurückgekehrt. Kapitalerhöhung bei der *Erkaen AG*? – wie aufregend! Oder: Weitermachen. Was bedeutet das schon, was dieser besoffene Filmmensch gesagt hat? Die *Edizioni Vanetti* sind ein Millionenunternehmen, sie geben eine einflußreiche politische Zeitschrift heraus, *Positivismo*, glaube ich. Jeder kann sich irren, ich kann mich auch irren, es ändert nichts an den Fällen, die ich für die Kanzlei Doktor von Helis gewonnen habe.

Im Hotel sagte ich: »Ich lege die Vertretung nieder. Wir fahren nach Hause.«

Yvette schminkte sich ab. Sie sah aus wie fünfzehn. »Du bist verrückt«, sagte sie. »Stell dir Papa vor. Die Genugtuung verschaffen wir ihm nicht.« »Aber du hast doch ...«, sagte ich. »Bevor du dich drauf eingelassen hast«, sagte sie. Es war nicht schwer, mich zu überreden. Ich fragte: »Glaubst du, daß der Panzergrenadier phantasiert hat?« »Wahrscheinlich« sagte sie.

Es beruhigte mich. Wenn die Weckeruhr nicht läutet, dann hat Yvette sie nicht eingestellt.

»Morgen wird der Vertrag da sein«, sagte ich. »Wir werden sehen. Ich kann dann noch immer nein sagen.«

Sie saß auf dem Bett und schüttelte den Kopf. »Hinwerfen – das geht nicht. Wir müssen es herausfinden. Wenn es wahr ist, mußt du etwas tun.«

»Zum Beispiel?« fragte ich.

Das wußte sie auch nicht. Sie hatte einfach zur Kenntnis ge-

nommen, daß ich auf den Baum geklettert war.

Christa Sonntag

Jetzt müßte endlich eine Ruhe sein mit der ganzen Geschichte, aber ich werde mein ganzes Leben daran leiden müssen, daß ich der dummen Flitschen meine Gunst erwiesen habe. Dabei habe ich wirklich andere Sorgen. Sie haben meinen Bruder eingekastelt, in München. Wegen homosexueller Betätigung. Er hat sich schon immer widernatürlich betätigt. Schuld ist meine Mutter, Ruhe ihrer Asche. Es ist psychologisch begründet. Die Mütter verhätscheln ihre Söhne nämlich mit einer Affenliebe. Und dann haben die Mistbuben Angst, hinauszusegeln in die Stürme des Lebens. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist nämlich etwas Stürmisches. Trotzdem man sich mit der Psychologie nicht auskennt, weil die Gelehrten zu viel am Tisch sitzen und wenig in das Leben hinaussegeln. Wenn einer fortwährend am Rockzipfel von seiner Mutter hängt wie der Peter, dann sollte er das weibliche Geschlecht würdigen. Aber nein, ausgerechnet diese Muttersöhnchen wollen von den Frauen nichts wissen. Oder sie haben eine Mordsangst vor der holden Weiblichkeit. Mit meinem Vater hat der Peter allerweil kriegerische Beziehungen gehabt. Trotzdem fliegt er nur auf Männer. Ich hätte dem Peter einen Friseurladen kaufen sollen, schreibt mein Vater. Soll ich vielleicht aus den Früchten der Liebe die Lire stützen? Ich krieg noch die Managerkrankheit. Meinen Vater unterstütze ich sowieso, weil er durch den Hitler ein Bein verloren hat. Aber jetzt heißt es, der Peter wäre nicht in die Zeitung gekommen, weil man wegen einfacher homosexueller Betätigung nicht in die Zeitung kommt. Aber weil er der Bruder von dem Call-Girl ist, das nämlich neben der Enzi-an gewohnt hat, kommt der Peter in die Zeitung. Bitte, er kann nichts dafür, daß Hertha ermordet wurde. Es ist der Fluch der Berühmtheit. Eine Gerechtigkeit gibt es nicht, aber ein Homo wäre der Peter auf jeden Fall. Ein warmer Bruder, wenn das

kein schlechter Witz wäre. Und mit einem selbständigen Fri-seurladen kann man sich trotzdem homosexuell betätigen.

Es ist ein Rattenschwanz, der Fall Enzian. Da ruft ein gewisser Aldo Fontana an und behauptet, er hat mich bei der Party von dem Howard Stranger kennengelernt. Das kann schon sein, denke ich, denn wenn der Amerikaner eine Party für seine Geschäftsfreunde gibt, muß ich immer dabei sein. Mit dem Stranger ist es eine erstklassige Zusammenarbeit. Die Amerikaner sind Freunde von *Credit-cards*, mit dem *Diner's Club* hat es angefangen, nach dem Motto: Genieße gleich, zahle später. Wenn ein Geschäftsfreund vom Stranger zu mir kommt, verlange ich keinen Pfennig, mache es nur aus *amore*. Nachher schicke ich dem Büro Stranger meine Rechnung, und die wird *pronto, pronto* beglichen. Wie gesagt, wie beim *Diner's Club*. Bei uns in Europa liegt das Kreditsystem noch in den Kinderschuhen. Ob ich ihn empfangen kann, fragt der Anrufer. Wir einigen uns auf sechs. Natürlich rufe ich gleich im Büro Stranger an. Bitte, man muß ja wissen, ob einer Kredit hat. Nein, sagt mir der Johnny Brown – der ist beim Stranger für das *entertainment* verantwortlich –, ein Signor Fontana ist dort unbekannt, mit der Staatskasse ist es Essig. Vorsicht, sage ich mir, denn seit der Sache mit der Hertha bin ich doch leicht nervös. Ich telefoniere mit der Francoise, das ist eine französische Kollegin. Ruf mich um sieben Uhr an, sage ich. Und den Revolver lege ich in die Nachttischlade. *Safety first*. Und total bekleidet bleib ich auch, wie in einer Ritterrüstung.

Der Fontana kommt um sechs. Ich falle fast vom Stuhl. Das heißt, ich stehe bei der Tür wie angenagelt. Denn so ein Freier hat einen Seltenheitswert. Über fünfundzwanzig ist der nicht, bildschön, sieht wie der Alain Delon aus, Ehrenwort. Da stimmt was nicht, sage ich mir, ich rieche gleich den Braten. Der kann jeden Teenager haben, und was der bei anständigen Frauen verdienen kann, davon kann man ein Ölfeld in Texas

kaufen.

Ich überlege blitzschnell, das ist meine Stärke. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder ist das ein Warmer, der geheilt werden will, was ich aber prinzipiell ablehne. Erstens bin ich nicht vom Roten Kreuz, und zweitens muß ich an meinen Bruder Peter denken, und das kommt mir vor wie Inzucht. Oder er ist ein Sadist. Das ist nicht wahrscheinlich, weil Sadisten bekanntlich von Natur aus geizig sind. Richtige Schundniggln sind das. Prügeln wollen sie schon, aber zahlen wollen sie nicht. Es ist psychologisch begründet. Zahlen tut weh, und die Jünger vom Marquis de Sade – welchen ich mir angeschafft habe, aber er ist stinkfad – wollen eher anderen wie sich selbst weh tun. Drittens könnte er ein Masochist sein, das eher. Ohne Masochisten wäre der Geschäftsgang ein bedauerlicher. Es ist in der männlichen Natur gelegen, daß sich der Mann nicht geniert, seine Frau oder andere weibliche Mitglieder der Gesellschaft zu prügeln, während er selbigen die Peitsche zum Zwecke der eigenen Züchtigung nur in Ausnahmefällen in die Hand drückt. Selbiges besorgt er bei der käuflichen Liebe. Das beglückt ihn doppelt, weil er erstens Prügel bezieht und zweitens zahlen muß. Bei seiner eigenen Frau oder bei Damen der Gesellschaft bezieht er bestenfalls Prügel, was aber gratis ein halbes Vergnügen ist. Ich erwäge also blitzschnell die Möglichkeiten, es fallen mir dabei aber noch Möglichkeit vier und fünf ein. Es könnte sich um einen jugendlichen Zechpreller handeln, der etwas vom Konto Stranger gehört hat und nicht weiß, daß die Credit-cards überprüft werden. Oder es ist ein Lustmörder. Bitte, mein Instinkt trügt nie. Ein Lustmörder ist er nicht, der Fontana, aber ein normaler Freier ist er auch nicht. Wir trinken einen *Martini*. Meine *Martinis* sind weltberühmt – acht zu eins, sieben Gin zu einem Gin, sage ich witzig. Dann fragt er taktvoll, was es kosten soll. Ich denke: Der glaubt, ich mache es zum Selbstkostenpreis wegen seinen schönen blauen Augen. Da befindet er sich total auf dem Holzweg, erstens, weil es

nicht meine Aufgabe ist, die Eitelkeit der Männer zu unterstützen, zweitens, weil ich lieber einem armen alten Mann aushelfe, als daß ich mich von einem Milchgesicht würzen lasse. So bin ich. Ich sage sechzigtausend, ohne mit der Wimper zu zucken. Jetzt falle ich wirklich fast vom Stuhl. Er sagt: »Hunderttausend« und greift in die Hosentasche. »Nachher, junger Fant«, sage ich zurechtweisend. Es wird mir blitzschnell klar, daß der noch nie bei einem Call-Girl der Superklasse gewesen ist. Denn ein Unterschied muß sein zwischen einer Prostituierten und den höheren Gesellschaftsschichten. Was eine *Contessa* ist, die läßt sich nicht vorher bezahlen. Es hat auch mit dem Kreditsystem zu tun.

Nackert sieht der Kerl aus wie ein Gott. Hüften wie ein Balletttänzer und Schultern wie ein Boxer. Eine Haut hat er wie ein weißer Neger. Und eine Mondsonde, Ehrenwort. Von Perversität ist da keine Rede. Einen Prolog veranstaltet der, da ist *Pagliacci* nichts dagegen. Und eilig hat er es auch nicht, wie die meisten Kunden, die keine Rücksicht kennen, besonders die Italiener, die über eine sehr mäßige Selbstkontrolle verfügen. Vortäuschen muß ich da keinen Genuß, der ist waschecht. Das heißt aber nicht, daß ich den Kopf verliere. Etwas stimmt da nicht, denke ich mit unfehlbarem Instinkt.

Nachdem er sich bekleidet hat, legt er ein Bündel Zehntausender auf den Tisch. Liegt schon auf dem Empiretisch, wie ich aus dem Badezimmer komme. Ich zähle natürlich nicht nach – einen Betrug würde ich gleich überziehen, da bin ich wie einer von den Roulettetischbazis. Falschspiel wird bei mir klein geschrieben. Er trinkt den Rest von meinem *Martini* aus, reines Eiswasser. Und dann rückt er mit der Sprache heraus. Seine Miene verwandelt sich, wie es in den Romanen heißt. Es handelt sich nämlich darum, sagt er, daß mir *Lui e Lei* eine halbe Million Lire bezahlen will, wenn ich meine Memoiren schreibe. »Schreiben brauchen Sie gar nichts«, sagt er, »wir nehmen

alles auf Band auf. Das Schreiben besorge ich.« Er siezt mich, was nicht üblich ist, nach gegenseitiger Befriedigung. »Aha«, sage ich blitzschnell, »du bist ein Konkurrent vom Bossi.« Ich duze ihn, aber eher verächtlich. Gibt er glatt zu. *Quest’Ora*, sagt er, hat nämlich eine Exklusivstory über die Enzian. »Die wollen wir ihnen abschießen«, sagt er. »Es muß natürlich schnell gehen, die fangen in der Weihnachtsnummer an. Sie glauben, daß sie den Mörder haben. Oder sie haben einen erfunden.« Mir stinkt die ganze Sache, aber ich sage: »Ich weiß nichts vom Mord.«

»Vom Mord brauchst du nichts zu wissen«, sagt er. Jetzt sagt er du. »Wir bringen die Geschichte unter dem Titel Hertha Enzian sagte mir die Wahrheit.« »Was für Wahrheit?« frage ich.

»Über die Männer«, sagt er. »Intimitäten.« »Hertha hat mir nichts gesagt«, sage ich. »Nur anständige Frauen sprechen von Intimitäten.« Das sage ich wegwerfend.

»Es kann auch *Das süße Leben und der Tod* heißen«, sagt er. »Das ist nicht deine Sache. Du gibst nur deinen Namen her. Und die Bilder.« »Was für Bilder?« frage ich.

Ich gebe zu, ich weiß noch nicht, was ich tun soll. Denn ertens habe ich den Kerl noch im Knie. Das ist nämlich das Zeichen der Anerkennung, daß ich es nachher in den Knien spüre. Zweitens gehen fünfhunderttausend Lire nicht zu Fuß. Ich gebe noch fünfhunderttausend drauf, und ich kann mir das Seegrundstück kaufen, da hört man das Rauschen des Meeres.

»Alle Bilder, die Sie aufstreben können«, sagte er. »Familienbilder.«

»Ich hab' doch keine Familienbilder von der Hertha«, sage ich. Weil es doch saublöd ist.

»Von Ihnen«, sagt er. »Sie sind genauso interessant. Der Mörder hätte sich in der Tür irren können.« »Grazie mille«, sage ich.

»Außerdem nehmen wir dich auf«, sagt er. »Du hast nichts zu verbergen, das kann ich beschwören. So eine Reklame gibt es gar nicht. Eigentlich müßtest du noch etwas zahlen.« »Ist das alles?« frage ich mit feinem Humor. Denn ich habe schon eine Mordswut im Bauch. Bin ich eine Filterzigarette, daß ich eine Reklame brauche? Ich kenne mich. Wenn ich eine Mordswut im Bauch habe, kann ich furchtbar häßlich werden. Von Natur bin ich gutmütig. Aber wenn mich die Wut packt, vergesse ich meine höhere Bildung. Er merkt nichts. Im Bett ist er ein Weltmeister, aber im Privatleben ist er ein depperter Hanswurst, ein depperter. »Natürlich muß vom Mord die Rede sein«, sagt er. »Sie müssen irgendeinen Verdacht aussprechen. Einen exklusiven Verdacht, klar.«

Das Wort »exklusiv« habe ich jetzt so oft gehört, daß es mir zum Hals heraushängt. Aber ich stelle mich dumm, was mir nicht leichtfällt.

»Du verpflichtest dich, kein Wort mehr mit *Quest’Ora* oder irgendeiner anderen Zeitung des In- und Auslandes zu sprechen«, sagt der Schlawiner. »Wir machen einen Vertrag. Die hunderttausend kannst du gleich behalten.« »Was für hunderttausend?« frage ich unschuldig. Bitte, ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn der anständig gehandelt haben würde. Weil nämlich das Geld auf den Menschen eine verführerische Macht ausübt. Eine Heilige bin ich nicht, zugegeben. Aber wer mit mir Schlitten fahren will, der muß mir zuerst einen Pelz kaufen. Ich traue meinen Ohren nicht, obwohl ich schon Sachen vernommen habe, wo ein anderer dabei taub geworden wäre. Er hat nämlich nicht gemeint, daß ich das Geld behalten kann, weil ich meine teure Zeit auf dem Altar der Liebe geopfert habe. Sondern als Vorschuß. Das hat er effektiv geglaubt. Daß ich vierhunderttausend nehmen würde, plus hunderttausend Anzahlung. Daß ich ein kapitalistisches Wesen bin, dank meiner höheren Bildung, damit hat er nicht gerechnet. Die Be-

leidigung, die würde ich vielleicht noch eingesteckt haben, weil ich ihn in den Knien gehabt habe. Aber seinen Arbeitgeber hat er auch noch betrügen wollen. Denn die haben mir die hunderttausend zugeschaut, ohne Gegenleistung. Und der Kleine hat geglaubt, er kann da auf Spesenrechnung mitfrühstücken. Da bist du auf der falschen Hochzeit, denke ich. Geld ist nicht alles. Bitte, eine andere würde das Geschäft vielleicht abgeschlossen haben. Oder würde sich, andernfalls, ordinär benommen haben. Aber ich weiß, was ich mir schuldig bin, auch wenn ich keine geborene *Contessa* bin. Kein Stück von einem lauten Wort. Ich erledige den Bazi, den verdächtigen, so kalt, daß man ihn als Gefrierfleisch verkaufen kann. »Jetzt suchst du aber schleunigst das Weite«, sage ich zurückhaltend, »weil ich dir sonst nämlich meine Empirevase ums Ohr haue. Mit dir verglichen ist der Bossi der Sir Laurence Olivier *in persona*. *Lui e Lei* bekommt nichts, und wenn ich mich für *Quest’Ora* umbringen lassen muß.« Er stammelt noch allerhand, aber ich höre nicht mehr zu, ich gebe ihm das letzte Geleite. Nachher wurmt es mich ein bißchen wegen den fünfhunderttausend und dem Seegrundstück. Deshalb denke ich nach. Ich habe einen Filmproduzenten gekannt, der hat gesagt: »Wenn ich eine Pleite schiebe, muß dabei etwas herausspringen.« Bitte, ich bin eine gelehrige Schülerin. Deshalb rufe ich den Canonica an.

Der kommt am Abend gegen neun. Sein Fleiß imponiert mir. Er ist ein Doktor, und jeder Kieblerer in ganz Rom pariert ihm. Eine Daueraufenthaltsbescheinigung kann er mir auch beschaffen, aber er ist ganz bescheiden, er kommt immer persönlich. »*Dottore*«, sage ich, denn seit wir diplomatische Beziehungen aufgenommen haben, nenne ick ihn einfach *dottore*. »*Dottore*«, sage ich, »ich habe versprochen, daß ich Ihnen alles erzähle, was mit Hertha zusammenhängt.« Und dann erzähle ich von dem Besuch von dem Fontana und von dem Angebot. Das Sexuelle lasse ich weg, weil es nicht menschenfreundlich ist, daß

man einen alten Mann aufregt. Und weil es einen besseren Eindruck macht, wenn man nur aus moralischen Motiven handelt. »Ich habe eine halbe Million geopfert«, sage ich. »Wieviel hat Ihnen Bossi gegeben?« fragt er. »Zweihunderttausend«, sage ich wahrheitsgemäß. »Verlangen Sie noch drei«, sagt er anständigerweise. »Hat Fontana wirklich gesagt, daß *Quest’Ora* zu Weihnachten mit dem Mörder aufwarten will?« fragt er.

Ich hebe die Hand zum Schwur.

»Passen Sie auf, mein Kind«, sagt er, »Sie können mir einen großen Dienst erweisen. Sagen Sie Bossi, daß Sie die Absicht haben, Rom den Rücken zu kehren.« »Nichts liegt mir ferner. Ich bin eine Wahlrömerin.« »Ich weiß«, sagt er anerkennend. »Sie sollen ja nur so tun. Sagen Sie Bossi, daß Sie sich absetzen wollen, weil es Ihnen unheimlich ist, daß der Mörder frei herumläuft. Sie können ruhig ein paar unfreundliche Worte über die unfähige Polizei einflechten.«

»Was ist der Zweck der Übung?« frage ich in gewählter Sprache. Ich lasse mich nämlich nicht mit der Polente ein, ohne zu wissen, was sie vorhat, trotz dem Canonica. »Sie haben mein volles Vertrauen, *Contessa*«, sagt Canonica.

»Es ist nicht ausgeschlossen, daß *Quest’Ora* eine bestimmte Spur verfolgt. Bossi wird Ihnen nicht die ganze Wahrheit sagen, aber wenig ist mehr als nichts. Es liegt ihm daran, daß Sie in Rom bleiben, deshalb wird er Ihnen vielleicht etwas vom Mörder sagen. Seit die Enzian tot ist, sind Sie eine umworbene Persönlichkeit. Hoffentlich steigt es Ihnen nicht zu Kopf.«

An der Verbindungstür zwischen Salon und Schlafzimmer bleibt er stehen. Das habe ich schon längst befürchtet, daß ihm der Spiegel an der Tür auffällt. Der Spiegel sieht wie jeder andere Spiegel aus, aber wenn man auf einen Knopf drückt, kann man durch den Spiegel sehen, was im Schlafzimmer vorgeht.

»Sie wissen, daß das verboten ist«, sagt der Canonica ganz

freundlich.

»Woher wissen Sie?« frage ich.

»Kennen wir«, sagt er. »Wird auch von der Polizei verwendet.« »Also«, sage ich. »Beruf ist Beruf.«

Ich finde solche Verbote einen richtigen Schmarrn. Weil es eine große Heuchelei ist. Genau die Leute, die nicht einmal wissen, was normal ist, wollen gesetzlich bestimmen, was pervers ist. Sogar für die Kehrichtabfuhr gibt es Experten, aber auf dem sexuellen Sektor werden keine Experten zugezogen. Ich denke, beispielsweise, an den dicken Holländer, den besten Kunden von der Francoise. Wenn der in Rom ist, muß ich aus-helfen. Die Francoise zieht ihr tollstes Kleid an, es ist beinahe von Dior. Ich verkleide mich als Stubenmädchen. Bevor er erscheint, decken wir den Tisch, mit Silber. *Sterling silver*. Hat ihr der Holländer geschenkt. Dann kommt er an, zieht sich aus, legt sich nackert auf den Tisch, mit dem Wampen nach unten. Beziehungsweise liegt er auf einer silbernen Servierplatte. Er ist nämlich ein Schweinsbraten. Daß er ziemlich naturgetreu ist, erwähne ich nur nebenbei. Francoise sitzt am Tisch, im Abendkleid, mit *Sterling silver* in der Hand. Ich stehe da, als Stubenmädchen. »Welches Stück wünschen Madame?« frage ich. Sie sagt: Eine Keule oder ein Ohr oder den Schweinskopf. Dann tranchiere ich das Schwein. Natürlich nur scheinbar. Nur die Garnierungen lege ich ihr wirklich vor. Rund um den Holländer müssen nämlich Salate liegen und Kartoffeln und *petit pois*. Manchmal grunzt er, was aber nicht naturgetreu ist, denn er soll ja ein gebratenes Ferkel sein, und seit wann grunzt ein gebratenes Ferkel? Das ist also eine Perversität. Wenn die gesetzgebenden Körperschaften das erfahren, dann würden sie es sogar verbieten, daß ein nackter Holländer auf dem Silbertab-lett serviert wird. Aber es ist eine Ungerechtigkeit, weil es dem Holländer Freude macht, schaden tut es keinem, Francoise und ich bekommen Geld, das Geld legen wir an, wodurch die Wirt-

schaft angekurbelt und die Währung gestützt wird. Die gesetzgebenden Körperschaften haben aber nur so viel Phantasie, daß sie einen Spiegel verbieten, der von der Polizei zu viel heimlicheren Zwecken verwendet wird. Eine Orgie, sage ich immer, ist etwas, was nicht mehr wie zwei Personen tun dürfen. Sonst wird aber alles erst dadurch gesetzlich, daß es mehr wie zwei Personen tun. Das ist eine Ungerechtigkeit.

»Ihnen zu Liebe würde ich es schon abmontieren«, sage ich zu dem Canonica, »denn verwenden tue ich es ohnedies nicht. Weil es für Anfänger ist.«

»Es ist nur wegen meinen Kollegen«, sagt der Canonica. »Es kann sein, daß ich Sie eines Tages als Kronzeugin brauche, mein Kind, und da sollen Sie dastehen wie eine Eins.« Ich würde dem Canonica gern helfen. Aber ob mir das mit der Kronzeugin gefällt, weiß ich nicht. Es ist nämlich leichter, in etwas hinein- als aus etwas wieder herauszukommen.

Aurelio Morelli

Die meisten Schriftsteller bemühen sich, und die besseren bemühen sich mit Erfolg, noch ehe sie in die eigentliche Handlung eintreten, eine gewisse Atmosphäre zu schaffen, in der sich dann die Ereignisse natürlich, mit einer fast unentrinnbaren Konsequenz und Notwendigkeit abspielen. Diese Handfertigkeit, die man indes mit Gaukelei nicht verwechseln sollte, ist durchaus statthaft, da ja die Prämissee, dem Schriftsteller wäre das Ende seiner Geschichte unbekannt, er würde von ihr, dem unschuldigen Leser gleich, überrascht werden, bloße Illusion und Schaumschlägerei ist. Der Schriftsteller ist ein wachsamer Gott, den nichts überrascht, der das Geschehen auch nicht, wie uns die jüngeren Künstler glauben machen wollen, miterlebt, sondern zurückschauend berichtet, zusammenfaßt und kommentiert, was sich unter seinen allgegenwärtigen Augen längst vollzogen hat. Während der Architekt, ein Künstler minderen Grades, von unten nach oben baut, indem er pedantisch Stein auf Stein setzt, baut der Schriftsteller, auch darin göttlich, von oben nach unten: An ein in der Luft schwebendes Dach reiht er Stein um Stein. Wenn der erfahrene Romancier eine düstere Atmosphäre schafft, dann weiß er sehr wohl, daß der »Blitz aus heiterem Himmel« zwar als hübsche Floskel und Redensart gelten darf, daß aber nie jemand einem solchen Naturphänomen begegnet ist. Ehe es blitzt, umdüstert sich der Himmel, ehe die Sonne scheint, teilen sich die Wolken: Da für den Schriftsteller das Kommende das bereits Vergangene ist, läßt er den Himmel, ehe es blitzt, verdunkeln, verjagt er die Wolken, wenn er einen sonnigen Tag zu schildern sich anschickt.

Kein Zufall, daß ich solche Betrachtungen anstelle. Schriebe ich einen Roman, so müßte ich das überraschende, glückliche, ja beseligende Ereignis dieses zwölften November – memorabel und der Aufzeichnung wert bleibt das Datum fürwahr –

»untermauern« und »unterkellern«, rückblickend würde ich behaupten, schon am Morgen und im Laufe des Tages den Ahnungshauch des Frühlings empfunden zu haben, den mir der Winternachmittag zuwehte.

Nichts davon! So war es, im Gegenteil, daß ich an diesem Sonntagmorgen den Besuch des neapolitanischen Boxers über mich ergehen lassen mußte, und ein überaus peinlicher Besuch war es in der Tat.

Während ich mich, am Fenster sitzend, in die römischen Elegien des Catull vertiefte, welche die Einwirkungen des Kallimachos und Hipponax verraten, die griechischen Vorbilder jedoch bei weitem übertreffen, überflog der Henkersknecht das erste Viertel meiner Aufzeichnungen, so ich sie für die ominöse Zeitschrift zum Abdruck bereit hatte.

Anfangs war die Wirkung just die, was man als einen durchschlagenden Erfolg bezeichnen würde. Die Kunde, daß ich nicht allein die »Hübschlerin« Hertha Enzian an der weiteren Ausübung ihres demütigenden Berufes mit sanfter Gewalt gehindert, daß ich auch die jungen Personen Lucia Chiesa und Vera Pisenti von ihrer schweren Jugendkrankheit befreit hatte, erfüllte Signor Bossi mit lebhafter Heiterkeit, ja, wie ich beobachteten durfte, mit hemmungsloser Zustimmung. Er lachte schallend; auf die unziemliche Art junger Leute, die keine sorgfältige Erziehung genossen haben, schlug er auf den Tisch, so daß mein Aquarium erzitterte, sprach er von seinem Instinkt, seiner Nase, seinem »Riecher«, ja zeigte sich willens, meine Forderung nach der Erhöhung des Honorars um sechshunderttausend Lire – für Lucia und Vera je dreihunderttausend – seinem unsichtbaren Chef mit wohlwollender Empfehlung zu unterbreiten. Schon kurz darauf machte er jedoch Einwendungen so hanebüchener Art, daß ich ernstlich erwägen mußte, ob es nicht besser, nicht ratsamer, meiner Würde, Gesinnung und Ehre – Synonyme übrigens – zuträglicher wäre, stolz resignie-

rend Kerker oder Irrenhaus auf mich zu nehmen. Zum ersten, doch nicht zum schlimmsten, wagte es der unverschämte Laffe, stilistische Einwände vorzubringen: In der von mir gegebenen Form, sagte er, sei das Manuskript unbrauchbar, könnte es nur als Rohstoff und Material dienen, müsse es von berufener Hand, seiner eigenen nämlich – mir sträubt sich die Feder! –, »umgeschrieben« werden. Und was hätte ich denn anders und besser machen sollen? Es ginge alles viel zu langsam, erklärte mein schamloser Zensor; bevor das Publikum zum ersten Mord gelangt, würde es sich schon gähnend einer anderen Zeitschrift zugewandt haben – andererseits seien die Vorgänge am Rande des Zoologischen Gartens nicht ausführlich genug geschildert, mindestens eine ganze Folge, achtzehn Seiten zu dreißig Zeilen ä dreißig Anschlägen, müßten allein der Tat gewidmet sein, denn Lob verdiene nur ein Autor, der die Begebenheiten so zu berichten vermag, daß der Leser meint, persönlich »dabeige-wesen« zu sein. Und die moderne Literatur, wandte ich ein, die es beileibe nicht darauf anlegt, zum Gegenstand zu kommen, die jeder Handlung mit naserümpfendem Mißtrauen begegnet, die den unmündigen Leser von jeglicher Anwesenheit ausschließt, die ihn mit einem wahren Bombardement von Lange-weile zu Boden streckt und sich generaliter wie der Chirurg benimmt, der erst nach erfolgter Narkotisierung zur Operation schreitet? Was ich mir denn eigentlich einbilde, gab der Henker zurück. Ich müßte doch begreifen – »je früher, desto besser, Umschreiben kostet Zeit, und wir wollen in der Weihnachtsnummer starten« –, daß es nur noch zwei Arten von Lesern gibt: Die einen, die nicht lesen wollen und deshalb die Bücher der modernen Autoren erwerben, die anderen, die nicht lesen können und deshalb illustrierte Zeitschriften kaufen. Das Ver-ständliche, sagte er, muß leicht faßlich sein, damit es nicht den Verdacht literarischen Ehrgeizes erwecke, das Schwierige muß unverständlich sein, um jede Ähnlichkeit mit dem Banalen zu vermeiden: Das Verständliche, das schwierig, das Schwierige,

das verständlich sei, wäre doch, ich wüßte es, hoffnungslos altmodisch.

Diese literarische Prügelstrafe befriedigte ihn mitnichten; er züchtigte mich noch auf andere, weit unzüchtigere Weise. Alle jene Partien meines Werkes, sagte er, die meine Motivierung, meine revolutionäre Gesinnung also, meinen heroischen Kampf gegen das pestilenzialische Übel der Jugend betreffen, würden unbarmherzig »gestrichen« werden, einmal, weil ein so unpopulärer Mörder nicht fünfzehn bis zwanzig Wochen lang zu »verkaufen« sei, zum anderen, weil *Quest’Ora* einen Lustmörder eingehandelt habe und einen statt dessen gelieferten Revolutionär nicht akzeptieren könne.

Der pure Schwachsinn – sollte man glauben. Ist denn ein Mörder, der drei lebensfrohe Geschöpfe zu eigener Lust, krankhafter Befriedigung und in orgiastischer Sinnesteufelei ins Jenseits würgt, sympathischer als ein Rebell, der die Jugend von heute mit scheelen Augen anzusehen wagt ? So sei es, sagte Signor Bossi, und ich muß gestehen, daß er mich, anders als es seine Absicht war, durchaus überzeugte.

Die schlitternde Angst vor der Jugend, der blinde Respekt, die sie genießt, die altersschwache Bewunderung, der wir verfallen sind, die heuchlerische Zustimmung, die wir ihr zurufen – es hat gute beziehungsweise die schlechtesten Gründe. Unsere guten Eltern haben beileibe ihre Pflicht erfüllt, taten, was Erziehung bestenfalls vermag, als sie uns davon abhielten, auf das Dach zu klettern oder von diesem zu stürzen, als sie uns lehrten, daß es ungehörig sei, in der Nase zu bohren, als sie uns, unter Androhung irdischer und überirdischer Strafen, zur Achtung der Zehn Gebote bewogen. Dann aber, in meiner Kindheit, geschah es, daß von dem Berge der Wissenschaft eine neue Lehre verkündet wurde – Psychoanalyse nannte sie sich, die anmaßende Gelehrsamkeit der Massen –, und sie gab vor, uns in das Gestrüpp der kindlichen Seele zu führen. Die

neue Lehre tat großes Aufheben von der Empfindsamkeit des zarten Seelchens, sie machte sich anheischig zu beweisen, daß sich schon in der Wiege oder im zarten Kindesalter entscheide, ob sich ein Mensch stark oder schwächlich, resistent oder anfällig, gutartig oder böswillig entwickeln werde, ob er ein potenter Liebhaber oder ein impotenter Wüstling, ein Wohltäter, Neidhammel, Pionier oder Mörder, ja ob er glücklich oder unglücklich werden sollte. Die verführte Menschheit begrüßte mit Freudenfeuern diese Entmachtung Gottes; die Älteren und Eltern waren es in der Tat, die sich voll eitlen Jubels ihrer übermenschlichen, gottersetzenen *Potentia rerum omnium* rühmten, die neue Gewalt in berauschten Zügen genossen; Prometheus gleich, glaubten sie nun, ihre Kinder nicht nur zeugen, sondern vollends formen zu können. Die kranke Libido der Verantwortung – ach, des Teufels Vokabular! – hatte sie ergriffen, Architekten und Bildhauer der Zukunft wählten sie zu sein, Lenker der Geschicke, Schild und Panzer gegen Unfälle, Umfalle, Unglücksfälle. Als bald sollte sich jedoch die Ernüchterung einstellen. Scheinbar war sie nur gewesen, die eitle Allmacht. Da die »traurige Wissenschaft« den Eltern und Älteren, der neuen formenden Gottheit gleichzeitig mit der betörenden Macht nicht auch die Fähigkeit der göttlichen Voraussicht zu verleihen vermochte, da sie nicht wissen, nicht erraten, nicht einmal ahnen konnten, welche Resultate ihre keckе Bastlei an der kindlichen Seele zeitigen, wie das unentwegte Experiment am lebenden und fürwahr explosiven Objekt enden würde, wiesen sie, die Älteren und Eltern, das Danaergeschenk der Gewalt schon bald wieder von sich, flohen sie vor ihrer übermenschlichen Macht in die totale Machtlosigkeit, entmachteten sie sich selbst. Die Verwirrung war komplett. Denn so war es ja, daß man nicht mehr wußte, ob man den Kindern das Nasenbohren verbieten oder sie just zu solcher Unart anhalten, sie zumindest, ihres Seelenheilchens willen, munter drauflosbohren lassen sollte – was Wunder, daß ungezogene Kinder zu einer ungezogenen Jugend

Kinder zu einer ungezogenen Jugend herangewachsen sind? Man rührte es nicht mehr an, das zarte Dynamit. Anders als die Eltern von Hansel und Gretel, der Besenbinder und seine Frau, suchten wir nicht mehr nach den verlorenen Kindern, riefen wir nicht mehr in den dunklen Wald, überließen wir die Kinder sich selbst, waren wir froh, sie allein zu lassen und allein zu bleiben. Was aber tat der allein gelassene Hansel? Er sehnte sich nicht, strebte nicht nach einem Heim, wo man ihn vergessen hatte oder zu vergessen trachtete, wo die lieben Eltern sich gar köstlich ohne ihn amüsierten; bei der Hexe richtete er sich häuslich ein. Ein dauernder Aufenthaltsort war das indes nicht, die Hexe war müde, den Vielfraß zu füttern. Allein gelassen im Urwald, verwandelte er sich in einen Urwaldmenschen: Der moderne Hansel heißt Tarzan. Nun ist Tarzan heimgekehrt: langhaarig, manierlos, keulenschwingend, nach dem Pärchen schnuppernd, rohes Fleisch fressend, jeder sittlichen Empfindung bar, nur den Gesetzen des Dschungels Untertan, blutrüstig zu fürchterlichem Gerichtstag über seine geflohenen Eltern entschlossen. Wäre es nicht so – daß es so ist, beweist mir die tägliche, widerwillige Lektüre der läppischen Journale -: verschieden müßten sich die Jungen in Ost und West, in Nord und Süd, auf weißen, schwarzen oder gelben Kontinenten betragen, anders die Armen und anders die Reichen, anders jene, die zwanglos und in einer prosperierenden Gesellschaft leben, und anders wieder jene, denen solche Privilegien versagt sind ... nichts dergleichen, da es ja Tarzan keineswegs und keinesfalls um die Zukunft geht, nicht einmal um sich selbst, um den Mord nur an seinen Eltern geht es ihm, um blutige Rache. Zwar behauptet dieses Urwaldgeschöpf lallend, daß es sich räche, weil ihm das Nasenbohren verboten worden sei – er nennt das Auflehnung gegen Disziplin, Ordnung und System –, in Wirklichkeit rächt er sich aber, weil ihm die Eltern und Älteren, unfähig, sein Seelenheil zu retten, nicht einmal das Nasenbohren verboten haben. Was aber unternommen die also Be-

drohten gegen den heimgekehrten Tarzan? Nichts, nichts, sage ich. Sie verstecken sich im Heuschober, meinen, nicht gesehen zu werden, wenn sie nicht sehen; oder lügen, daß sie es so geplant und gewollt haben, daß es doch, da alles in Trümmer geht, aufwärtsgehe, daß sie in Tarzan ihr gutes Hansel erkennen; oder legen sich ein Leopardenfell um, rennen bäh-bäh rufend durch die Gegend, im eitlen Wahn, durch solche Mimikry unkenntlich, von Tarzan nicht bemerkt, von ihm für ihresgleichen gehalten zu werden und der jugendfrohen Bartholomäusnacht zu entgehen; oder sie fallen in die Knie, geben sich der Täuschung hin, vor Keulenschlägen gefeit zu sein, weil sie ihr mißratenes Produkt mit den glorifizierenden Attributen einer kräftigen, bewundernwürdigen, nach Besserem strebenden Jugend ausstatten. Hingeschlachtet werden sie allemal. Deshalb aber befindet sich ein Missionar wie ich, der, da es zu spät ist, das Kreuz voranzutragen, das Schwert voranträgt, in der einsamsten Einsamkeit, in der isoliertesten Isolation, deshalb wird aus seiner Anklagerede die Anklage gestrichen, deshalb wird er zum skurrilen Einzelfall erniedrigt, deshalb erhält er zwar als harmloser Lustmörder zwei Millionen – oder zwei Millionen und sechshunderttausend, wie ich hoffe, samt aller Spesen und der Flugkarte –, gilt er aber, ein Rebell gegen den Urwaldmenschen, weit »unsympathischer« als der Lustmörder, so abstoßend, daß man ihn der blöden, abgedankten, sich selbst zerfleischenden Masse nicht zumuten kann.

Warum aber habe ich dem jugendlichen Scharfrichter gestattet, mein Manuskript in seine Aktentasche zu verstauen, im Rachen des toten Krokodils verschwinden zu lassen? Die Antwort ist, ich weiß, demütigend: Auch der Übermensch ist nur ein Mensch. Gerade am Tag zuvor hatte ich meine ersten schüchternen, jedoch vielversprechenden Vorkehrungen getroffen, um meine bolivianische Emigration vorzubereiten. Er hat nichts bemerkt, der clevere Signor Bossi. Händereibend wird er seinem unsichtbaren Chef nicht nur von meiner Demütigung

berichten, sondern auch von meinen selbstmörderischen Geständnissen, die doch, auch ohne Namensnennung, auf Aurelio Morelli hinweisen. Hätte ich mich so närrisch entblößt, wüßte ich nicht, daß man sich ohnedies meines halb vergessenen, doch immer noch berühmten Namens bedienen will, hegte ich nicht die wohlüberlegte Absicht, mich nach Empfang der zweiten Rate – und des hart erarbeiteten additionellen Bonus von sechshunderttausend Lire –, noch vor Ablieferung der Schlußkapitel sang- und klanglos, wie der triviale Ausdruck lautet, aus dem Staub zu machen? Auch die Mittagsstunde, die ich – nachdem sich der Adjutant des Teufels endlich entfernt hatte – im Restaurant meines Gasthofes verbrachte, verhieß nichts Gutes, gewiß nicht das Allerbeste, das auf mich wartete. Zu den besonderen Scheußlichkeiten dieses Speiselokales gehört es, daß es sich auf Fischgerichte »spezialisiert« hat; der Wirt, ein feister Geselle mit Ohrläppchen wie zwei Hamburger Steaks, erköhnt sich, die Ankündigung *Specialitä marinare sempre vivo* über den Eingang seines Lokals zu setzen, was ja nicht nur eine freche Lüge enthält, da doch die Spezialitäten, jedermann weiß es, in lebendem Zustand nicht genossen werden können; die ruchlose Reklame stellt auch noch eine neonbeleuchtete Morddrohung dar, weil sie ja hinwiederum nichts anderes besagt, als daß die lebenden Spezialitäten auf Wunsch alsbald hingemordet werden.

Meine Zärtlichkeit gegenüber den schwimmenden Freunden ist von simpler Natürlichkeit, da dies die einzigen Lebewesen sind, die dem Menschen, dem Abfallprodukt der Schöpfung – weshalb er ja auch als letzter und sozusagen mit der linken Hand geschaffen wurde –, in keiner Weise ähneln: Sie bedürfen der Luft nicht, werden bei deren zweifelhaftem Genuß ohnmächtig, sie atmen nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen, besitzen weder Arme noch Beine, haben, statt ekelerregender Haare, glänzende Schuppen, Schilder und Platten, äußern gesunden Instinkt, ohne sich in Willensäußerungen zu gefallen,

gefallen, haben keine Stimme und belästigen daher niemand durch überflüssige Mitteilungen, legen Eier, ohne vorher den ridikülen Geschlechtsakt vollzogen zu haben, spielen nicht eine gefühlsduselige Mutterrolle, sondern überlassen es dem nassen Element, ihre Eier zu befruchten; sie unterhalten, mit wenigen unrühmlichen Ausnahmen, zu dem Menschen keine feindliche Beziehung wie die wilden Bestien, niemals aber eine opportunistische wie die Haustiere, sondern strafen ihn mit unbekümmter Verachtung. Höhere Wesen sind es in der Tat, was schon aus der Heiligen Schrift hervorgeht, da zwar in der Sintflut »*alles Fleisch*« unterging, »*das auf Erden kriecht, an Vögeln, an Vieh, an Tieren und allem, was sich regt auf Erden, und alle Menschen. Was einen lebendigen Odem hatte*«, wurde vom Bannstrahl des Herrn getroffen, doch nichts ist davon bekannt, daß Noah etwa zwei Forellen oder Seezungen in seinen Kasten hätte retten müssen; in der Sintflut waren sie in ihrem Element. Nicht verwunderlich also, daß der Mensch, der sowohl die rätselhafte Isolation wie die göttliche Sonderstellung der Fische empfindet, gegen diese mit seiner ganzen Barbarei vorgeht. Der Jäger nimmt immerhin ein gewisses persönliches Risiko auf sich; mit manchen Objekten seiner Verfolgung steht er im offenen Kampf, um andere zu erlegen, steigt er im Schweiß seines Angesichtes auf Berge und Felsen, bleibt er auf alle Fälle ein aufrichtiger Mörder. Der Fischer dagegen röhmt sich seiner Beschaulichkeit, seines friedfertigen und geduldigen Wesens, seiner milden und philosophischen Natur. Auch erweist der Jäger seinen Gegnern die Ehre, sich im Kampf der gleichen Mordinstrumente zu bedienen, mit denen er Menschen niederstreckt; der Fischer aber gebraucht Angel und Rute, harmlos wirkende Werkzeuge, gleichwohl mit einem baumelnden Galgen versehen, an den er einen Köder hängt, also ein Lock- und Täuschmittel heimtückischer Art. Die verräterische Sprache hat einige der verwerflichsten Bezeichnungen – ködern, auf Fischfang ausgehen, im trüben fischen, an der Angel

zappeln oder zappeln lassen, ins Netz gehen oder Netze auswerfen – dem Fischervokabular entnommen, aber an der Achtung für den angelnden Mörder hat das nichts geändert.

Die geschrubbte Unbehaglichkeit des Lokals, dessen hellblaue Fresken selbstverständlich Fischer bei ihrem schnöden Handwerk darstellen und wo ein prächtiges Opfer menschlicher Angelsucht, der sechs Meter lange, zu Unrecht als Menschenhai bezeichnete *Carcharias glaucus* festgenagelt an der Wand hängt – mein Unbehagen wurde an diesem Sonntag nicht nur durch fischfressende Kannibalen aus nah und fern vertieft; es hatten sich hier auch die Mitglieder des Korb- und Basketball-Vereins von Foce Verde zu ihrem feiertäglichen Klubtrefen zusammengefunden.

Tue ich dieser Jugend unrecht, fragte ich mich, nicht zum erstenmal; nein, du denkst nur recht, gab ich mir auch diesmal zur Antwort. Was bewog denn die junge Kellnerin, eine hübsche Person mit den Kuhäugen der Hera und den enormen, nichtsdestoweniger hochaufgerichteten Brüsten der Rubens-Venus, die mir täglich serviert und der ich großzügige Trinkgelder, *pourboires, mance*, zuschanze, mich eine gute halbe Stunde auf meine Gemüseplatte warten zu lassen, den lärmenden Haufen plebeischer Gesellen und Gelegenheitsgäste jedoch mit kokettlächelndem Eifer zu bedienen? Ach, die Antwort ist so einfach. Potentielle Bettkandidaten waren das alleamt, diese Wettbewerbsfischer mit dem Ballnetz – potentiell und potent, nicht umsonst gleichen sich die Wörter. Solange die männliche Jugend Respekt vor dem Alter empfand, solchen vortäuschte oder zu solchem zwangsweise angehalten wurde, hatte auch der ältere Mann für die Weiblichkeit etwas Anziehendes, sei es als Zwangsherr über die Jugend, sei es als Mitglied einer privilegierten Kaste. Seit aber der Sexus die Alleinherrschaft angetreten hat, umschmeichelte jeder die geschlechtlichen Potentaten – ein bezeichnendes Wort auch dieses. Wir

haben der Jugend unsere Privilegien abgetreten – Freiheit, Wissen, Raffinesse in der Liebe und finanzielle Unabhängigkeit –, ohne dafür bleibende Potenz einzuhandeln. Als wir das Geschlecht, die weiblichen Geschlechtsmerkmale, sollte man richtiger sagen, lüstern zum Popanz der Zeit erhoben, haben wir der unausbleiblichen Folgen nicht gedacht: Der Penis, Eroberer jener verherrlichten Weiblichkeit, wurde zu unserem Herrscher und Diktator. Was war denn dieser Tisch mit den stumpfsinnigen Muskelexhibitionisten, mit diesen mißlungenen Entwürfen künftiger Erwachsener, was war diese Tischrunde anderes als ein Spargelfeld von männlichen Genitalien, was anderes die Kellnerin Alma als eine Bauernmagd, die im Feld herumstreift, um die besten Exemplare zu stechen ? In der Schöpfungsgeschichte ist vom Geschlecht die Rede, doch nicht vom jungen Geschlecht – es ist noch niemand, keinem Bibelforscher, Soziologen oder Psychologen aufgefallen, daß Adam und Eva als Erwachsene zur Welt kamen. Wir aber haben das Geschlecht isoliert, und das isolierte Geschlecht ist jung; wir haben es isoliert, wie man Bakterien isoliert, und nun stehen wir inmitten einer blühenden Spargel- und Bakterienplantage.

Obwohl der Winternachmittag bleiern war und öde, beeilte ich mich, dem ungastlichen Gasthof zu entfliehen; ich begab mich auf den für meine Gesundheit unentbehrlichen Spaziergang.

Da mir in der Natur nichts fremd ist, habe ich mich an die Düsterkeit von Foce Verde gewöhnt. Ich ging, wie immer, an dem verlassenen Badestrand entlang, blieb auf der Brücke über dem Fosso Mascarello stehen und vertiefte mich in den Anblick des burgartigen Schlosses, das sich auf einer Landzunge zur Linken der Brücke befindet. Das Meer, ein streunender Hund, bellte zum Schloß hinauf, in dem ein paar voreilige Lichter sich entzündet hatten. Ich hastete an den Drahtgittern vorbei, die, jenseits der Brücke, die einförmigen Baracken ei-

nes Soldatenlagers umzäunen; das Atomwerk bedarf des militärischen Schutzes. Die endlosen Felder, zur Rechten, noch sonnverbrannt, schon altersgegerbt wie das Gesicht eines Indianers, sind gleichfalls von hohen Gittern umgeben, doch sind sie das nur, wie es dem etwas leichtsinnigen Wesen meines Volkes entspricht, an drei Seiten; dort, wo die Torre Astura am Atomwerk vorbei in das Meer fließt, kann man sich dem einsamen Menschen- und Teufelswerk ohne weiteres nähern. Das Gebäude bildet sozusagen die unnatürliche Spitze eines gleichschenkeligen Dreiecks, zwei Schenkel des Dreiecks werden von den Flüssen Mascarello und Astura; der dritte von der Längsstraße gebildet. Das Werk bezieht, jedermann weiß es, das Wasser aus dem Fosso Mascarello, gibt aber radiumhaltiges Wasser an den Fiume Astura ab, an dieses Flüßchen, das zum nassen Grab unschuldiger Fische geworden ist. Sooft es mir meine Zeit erlaubt, lustwandle ich – unlustwandle ich, sollte ich sagen –, allen Verbotstafeln und frechen Warnungen zum Trotz, am Ufer der Torre Astura, um meine Pflicht zu erfüllen und den von Giftmördern Getöteten die letzte Ehre zu erweisen. So war es auch diesmal. Der Himmel, so grau, daß er wolkenlos schien, glich dem gewölbten Glasdach einer rußigen Eisenbahnstation; ein rauher Wind, vom Meer kommend, trieb das herbstliche Wasser des Fiume Astura im Kreise. Ich zog die Gummihandschuhe, die ich eigens zu diesem und keinem anderen Zweck besorgt hatte, aus meiner Manteltasche und kniete am Flußbett nieder, um die Leiche eines unglücklichen Fischchens, das in unnatürlicher, nämlich zur Seite geneigter Lage vom Atomwerk her abwärts trieb, dem kalten Element zu entreißen. In diesem Augenblick wurde ich von einer Stimme aufgeschreckt – aufgeschreckt, sage ich, denn ich bediene mich nicht des literarischen Taschenspielerkunststücks, mit dem Schrecken und Überraschung, den guten Ausgang vorwegnehmend, in ein verheißungsvolles Omen umgezaubert werden. Und doch könnte ich, mit Fug und gutem Recht, von einer

märchenhaften Erscheinung, von der Erscheinung aus einem Märchen sprechen, von einem umgekehrten Märchen freilich, da hier nicht die blonde Prinzessin von einer häßlichen Kröte angesprochen wurde, die blonde Prinzessin war es vielmehr, die das Wort an die häßliche Kröte richtete. Das junge Wesen, das sich mir lautlos genähert, vielleicht neunzehn Jahre alt, doch zeitlos, wie ich sogleich wußte: Es war, mit den langen, auf die Schulter fallenden und die Schulter umspielenden Haaren, mit den arglosen dunkelblauen Augen, mit der winzigen Nase und dem vollen, beinahe viereckigen Mund, ganz ohne Zweifel den Seiten eines Märchenbuches entstiegen, und an dieser Gewißheit konnte auch der am schlanken Hals hochgeschlagene, um die Hüften mit einem Gürtel eng geschnürte eierschalengelbe Trenchcoat nichts ändern. »Was machen Sie da?« fragte die Erscheinung, doch klang die Frage nicht mißbilligend oder gar inquisitorisch, klang, im Gegenteil, aufrichtig interessiert, ein wenig auch kindlich neugierig und, so schien es mir, nicht ohne Bewunderung für mein wohltägiges Vorhaben. Schüchtern sonst von Natur und jeder Einmischung in mein Privatleben abhold, erhob ich mich lächelnd, stand ich offenherzig, wie unter schönem Zwang, Rede und Antwort, zu meinem eigenen Erstaunen weit hinausgehend über das notwendige Maß, das die Höflichkeit erfordert. »Sind Sie Naturforscher?« wollte das Mädchen wissen. »Haben Sie mit dem Reaktor zu tun?« – »Durchaus nicht, keineswegs«, erwiderte ich, »der Reaktor, wie Sie es nennen, begeht einen schnöden Mord an diesen unglücklichen Kreaturen, und auch ein Naturforscher zu sein, kann ich mir nicht anmaßen; ich bin bloß ein Mensch, der tote Fische fängt, um sie gebührend zu bestatten.«

Nun bin ich, anders als es ein Narr wie der neapolitanische Boxer annehmen würde, kein Narr, bin ich mir bewußt, daß die einzige humane Form der Fischerei, am toten Objekt nämlich, nicht als eine alltägliche Beschäftigung gewertet werden kann. Um so jubelnder begrüßte ich die Sternstunde der Begegnung

mit einer verwandten Seele. Die überirdische Erscheinung zeigte sich mit keinem Wort, keiner Geste erstaunt: »Wie schön«, sagte das Mädchen, »daß sich jemand um die armen Fischlein kümmert – oh, wie hassen wir doch«, meinte es, sich dem nebelumsponnenen Koloß zuwendend, »dieses scheußliche Atomwerk!« – »Wir«, sagte es, und ich hatte Mühe, meine aufkeimende Eifersucht zu unterdrücken, doch wurde es mir alsbald klar, daß unter dem verdächtigen Plural nur die guten Eltern oder Anverwandten des Mädchens verstanden werden wollten. »Soll ich Ihnen zeigen, wo ich die Fische begrabe?« fragte ich, meine Scheu überwindend, und, siehe da, ohne das geringste Mißtrauen folgte mir die Fee zur Stelle, wo ich durch einen Stein von eigenartiger Form, einen Grabstein der Natur, die Leichenstätte der atomaren Opfer bezeichnet hatte. War es mir vom ersten Augenblick an nicht leichtgefallen, meine glückliche Erregung zu verbergen, so verdanke ich es nur meiner in strenger Übung errungenen Selbstdisziplin, daß ich nicht in lautes Jubilieren ausbrach, als sie mich fragte, ob sie mir behilflich sein könnte, ob ich es ihr »gestatte« – fürwahr, sie gebrauchte diesen Ausdruck –, an meinem traurigen Fischfang teilzunehmen, mich bei meiner pietätvollen Arbeit zu unterstützen. Auf dem Weg zur Brücke gestand sie mir, daß sie von dem Giftmord des Atomwerkes nichts gewußt habe, doch erschien er ihr jetzt, von mir »belehrt« – »belehrt«, sagte sie —, durchaus logisch und selbstverständlich, da ja die Spaltung des Atoms und alles, was damit zusammenhängt, keinem anderen Zweck diene, als das Reine zu beschmutzen, das Natürliche zu vergewaltigen, das Unsichtbare zu entheiligen, das Lebende zu töten und die Grüne Mündung in einen grauen Abfluß zu verwandeln. Als wir die Brücke betraten, hatte sich der frühe Abend über Foce Verde gesenkt, in den Kneipen am Hafen hatten sich die ersten Lichter entzündet, eine gnädige Dämmerung hüllte die Häßlichkeit des Sandstrandes ins Phantastische, und auch das Gebell der Meerbestien klang eher wie die beruhigen-

den Laute der fernen Dorfhunde, die mich in meiner Kindheit in den Schlaf gebellt hatten. Da standen wir auf der Brücke, nebeneinander, Mann und Frau, so einsam wie Adam und Eva und ebenso paradiesischen Illusionen hingegeben.

Ohne meine Frage abzuwarten, mit deren möglichst diskreter Formulierung ich mich seit geraumer Zeit gequält hatte, offensichtlich bemüht, mich solcher Peinlichkeit zu entheben, sagte das überirdische, mit dem Trenchcoat verkleidete Wesen, daß es »leider« schon am nächsten Tag abreisen müsse – »wir verbringen nur das Wochenende in unserem Haus« -: und dabei wies es auf das burgartige Schloß auf der Meerzunge. Wie hatte ich zweifeln können, daß ich einem Burgfräulein aus vergangenen Tagen begegnet war, ja, daß sich das Schloß nur aus dem Meer gehoben hatte, um mit seinen dicken Mauern, schweren Toren, Zinnen und Giebeln dieses späte Wunder zu beschützen? Das Herz klopfte mir in den Hals bei dem Gedanken, mein Burgfräulein eine ganze Woche lang nicht sehen zu können, doch dann mit Sicherheit sehen zu dürfen, und indem ich zögernd und mit artigem Zweifel fragte, ob wir uns am nächsten Sonntag hier, auf der Brücke, treffen würden, um die toten Fischlein dem ewigen Frieden zu weihen, murmelte ich meinen Namen, stellte ich mich endlich vor. Das Ende des Wunders, wenigstens für endlose sieben Tage? – Nein, auch das nicht. »Aurelio Morelli?« fragte das Mädchen und fragte es mit erschaudernder Demut – »sind Sie am Ende der Schriftsteller Aurelio Morelli, der Verfasser von *Du bist Alcibiades?*« Oh, wie selig durchrieselte mich die Nennung meines eigenen geschändeten Namens, welch neuen Klang gewann er aus so unschuldigem Munde, wie blühte der Titel meines vergessenen Werkes plötzlich auf, ja es war in der Tat, als hätte er zum erstenmal Sinn und Bedeutung gewonnen!

Mit dem Versprechen, daß es sich am nächsten Sonntag, um zwei, noch ehe es zu dunkeln beginnen würde, pünktlich einzutreffen,

finden gedachte, reichte mir das Mädchen – eine flüchtige, keusche Geste nur – die Hand, beinahe verschämt nannte es seinen Namen.

Agnese! Agnese, wie die Signora Angelotti meines verworfenen, herrlichen, mißhandelten, unsterblichen Romanes! Er ist schon geschrieben, ihn nur noch zu erleben ist mir bestimmt.

Oskar Enzian

Wie mir der Hans gesagt hat: »Ein Herr Pospischil ist am Apparat«, hat es mich direkt gerissen. Ich habe der Frau Steinmetz gerade zwanzig Deka Krakauer abgeschnitten, sie will sie immer in einem Stück. »Pack es ein«, habe ich dem Hans schnell gesagt.

»Na, wie geht es, alter Spezi?« hat der Pospischil am Telefon gefragt. Seine Stimme habe ich gleich erkannt. »Es geht«, habe ich vorsichtig gesagt. »Das weiß ich«, hat der Pospischil entgegnet. »Warum fragst du dann?« habe ich in gereiztem Tonfall erwidert.

»Ich muß dich sprechen«, hat der Pospischil gesagt. Da habe ich gleich gewußt, was es geschlagen hat. Mir ist ganz übel geworden, weil ich den Pospischil seit dem vierundvierziger Jahr nicht gesehen habe. Alter Spezi! – nach dreiundzwanzig Jahren! Daß er mich gern aufsuchen möchte, hat er gesagt. Das habe ich abgelehnt, der Pospischil kommt mir nicht ins Haus.

Darauf der Pospischil: »Dann mußt du mich eben aufsuchen. In meiner Kanzlei.«

Du mußt! Der Scheißkerl hat ganz genau gewußt, daß ich keine Entscheidungsgewalt habe. Und was heißt hier Kanzlei? Wie wir in der SA waren, war er schlichter Buchhalter bei *Gerngroß*. Eine Kanzlei hat er nicht gehabt, höchstens Zimmer, Küche, Kabinett.

»Wer ist der Pospischil?« hat die Franziska gefragt, wie ich wieder nach vorne gekommen bin, ins Geschäft. »Nichts«, habe ich gesagt, »wieder so ein Bettler.« Seit in der Zeitung steht, daß der Hertha ihr Leben verfilmt wird, sind wir von Bittstellern belagert. Als ob ich im Toto gewonnen hätte.

Am Nachmittag habe ich ein Taxi genommen. Weil ich es

eilig gehabt habe, denn mein Heimurlaub ist immer knapp bemessen. Ein Taxi ist ein Luxusgegenstand. Aber ich fahre halt für mein Leben gern Taxi. Fehlerlos ist niemand. Im Taxi ist man ein Herr, denn es ist kein allgemeines Beförderungsmittel, und man muß nicht selber fahren. In der Eisenbahn wird man auch von einem Lokomotivführer befördert. Nur die Herrenfahrer glauben, daß sie weiß Gott wie vornehm sind. Außerdem habe ich eine Aufheiterung gebraucht, weil mir unheimlich zumute gewesen ist. In letzter Zeit kommt es mir manchmal so vor, wie wenn mir die vier Wände auf den Kopf fallen würden. Und der Himmel auch. Mit der Lunge hat das aber nichts zu tun. Ich bin an die angegebene Adresse gefahren, in die Hamburger Straße. Das Haus liegt in Margarethen, am Wien-Kanal, aber nicht mehr am Naschmarkt. Einer Täuschung habe ich mich nicht hingegeben. Neulich habe ich mir im Fernsehen einen Film angeschaut, an den habe ich denken müssen. Da haben zwei zusammen eine Bank ausgeraubt, natürlich in Amerika. Aber erwischt haben sie nur den einen. Der andere hat es bereut. Und ein angesehener Bürger ist er geworden, obwohl er aus Texas war. Mit Frau und vier Kindern und einer Benzinstation. Eines Abends, wie er in seinen Garten hinausgeht, raschelt es im Gebüsch. Und wer steht da? – der Komplize! Und von da an steht der jede Nacht im Gebüsch, unrasiert, weil er ein Haderlump geblieben ist, ein gescherter. Natürlich will er die Hälfte von der Benzinstation. Der erste, der Anständige, kann nicht mehr schlafen, denn ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen, aber er hat keines. Leider weiß ich nicht, wie der Film ausgegangen ist. Ich habe zu streiten angefangen mit dem Hans, wegen seinen abfälligen Bemerkungen. Hoffentlich ist der Film gut ausgegangen, denn der Garagenbesitzer war gleich sympathisch, und Verbrechen macht sich nicht bezahlt. Es ist nur wegen dem Hans. Wenn ich im Lotto spielen würde wie meine selige Mutter, würde ich neunundneunzig setzen; Angst im Traum ist neunundneunzig. Der Hans will die

Der Hans will die Hermine heiraten, die kennt er schon seit ihrer Geburt. Ein anständiges Mädchen ist sie, das schon. Sie arbeitet in der Tierhandlung Wiesinger & Co., aber sie strebt nach Höherem. Und ein sauberes Dirndl ist sie auch, nur keinen luckerten Heller hat sie. Bei uns können sie nicht wohnen, wenn sie heiraten. Unsere Häuslichkeit ist bescheiden, und der Hans schläft auf der Couch. Bei den Eltern von der Hermi können sie sich auch nicht einmieten, weil die tot sind, und die Hermi schläft bei ihrer Tante; da können sie auch nicht wohnen, trotzdem die Tante taub ist. Wenn ich das Geld bekomme, habe ich dem Hans gestern gesagt, könnt ihr heiraten, ihr könnt euch eine Wohnung nehmen, Zimmer, Küche, Kabinett, vorherhand. Es ist mir so herausgerutscht, aber was ich einmal verspreche, das halte ich, ein Mann ein Wort. Die Franziska hat mich natürlich nachher gleich einen Trottel geschimpft, dabei habe ich nur im Familieninteresse gehandelt. Wenn ich mir den Hans so anschau, wie er im weißen Kittel dasteht und das Fett von der Keule tranchiert, da schlägt mein Vaterherz höher, das schon. So habe ich auch einmal ausgeschaut, und wenn ich damals die Paula geheiratet hätte, wäre alles ganz anders geworden. Selber kann man nicht von vorne anfangen, aber für die Kinder muß man schon etwas tun, wenn man ein anständiger Elternteil ist. Ein Intellektueller und ein Bolschewist ist der Hans nur, weil er auf der Couch schläft. Wenn die einmal Zimmer, Küche, Kabinett haben und im Bett schlafen, scheißen sie gleich auf die Weltrevolution. Und was die Franziska überhaupt nicht verstehen kann, das ist, daß seit dem Tod von der Hertha großväterliche Gefühle in mir erwacht sind. Weil die Hertha keine Kinder gehabt hat, und die Mizzi kann keine Kinder haben, wahrscheinlich ist es die Schuld von dem Herrn Polizeirat, denn mit Weihwasser kann man keine Kinder machen. Aber wenn die Hermi ein Töchterchen bekommt, dann wird es auf den Namen Hertha getauft, das muß mir der Hans versprechen. Ich könnte schwören, daß es ein Mädchen sein

wird und die himmelblauen Engelsaugen von der Hertha haben wird. Der Hans ist mir direkt um den Hals gefallen. Seit wann er mich nicht mehr umarmt hat, das weiß ich gar nicht. Da kann der Pospischil im Busch stehen, bis er grün wird. Unter dem Tor habe ich gleich begriffen, wieso der Pospischil von einer Kanzlei gesprochen hat. Da befindet sich eine ganz feine Tafel mit der Aufschrift: *Joseph Pospischil, gerichtlich beeideter Sachverständiger und Berater in Steuerangelegenheiten*. Mit der Hand bin ich über die Tafel gefahren, graviert ist sie, mit Goldbuchstaben. Die Aufschrift hat mich beruhigt. Wenn einer offiziell beeidet ist, dann kann er sich keiner ungesetzlichen Handlung schuldig machen. Der will sich mir als Steuerberater erbötzig machen, habe ich erleichtert gedacht, eine Steuerberatung werde ich sowieso brauchen, wenn ich ein Kapitalist bin. Gut erhalten ist der Pospischil, das schon. Er ist nur zwei, drei Jahre jünger wie ich, aber ein fescher Kerl ist er noch immer. Einen Rücken hat der wie ein Brett. Nur die Haare hat er verloren, ratzekahl ist er wie eine Billardkugel. Mit der Kanzlei hat er übertrieben; gern aufgeschnitten hat er schon immer. Ein Bürozimmer hat er halt, aber nebenan liegt seine Frau, hat er gesagt, sie ist krank, wir sollen leise sprechen. Damals war er nicht verheiratet. Dann ist er, wie man sagt, gleich zum Gegenstand gekommen. Daß ich doch jetzt ein reicher Mann bin. Nur schön langsam voran, habe ich erwidert; was die Zeitungsschmierer schreiben, muß noch lange nicht wahr sein. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Aber darauf hat er nur gegrinst, direkt unheimlich. Er hat schon immer gelacht wie ein Pferd, und das ist ziemlich unheimlich, weil Pferde keine Seele haben, und wenn sie lachen, dann verheißt das nichts Gutes. Er hat auch gleich von der Taborstraße angefangen.

»Du weißt am besten, daß wir die Taborstraße pflichtgemäß gesäubert haben«, habe ich gesagt. »Der Judenbub hat Widerstand geleistet. Und einen zu weichen Schädel hat er gehabt,

das muß rassisch bedingt sein.« Das mit der Rasse, das war einmal, hat der Pospischil erwidert. Weil es jetzt keine objektive Beurteilung mehr gibt. Die Juden haben den Krieg gewonnen, und seither gibt es keine objektive Beurteilung mehr.

Stimmt. Aber was hat das mit mir zu tun? Ich enthalte mich jeglicher Politik. Ich bin nicht einmal bei der ÖVP, denn wenn man heute bei einer Partei ist, wird einem daraus morgen ein Strick gedreht. Die Politik ist ein Volksmörder, wie der Alkohol.

»Ich wurde sogar befördert«, habe ich gesagt. Aber daß das wegen der Villa vom Pollack war, habe ich nicht gesagt. Zum Glück war der Pospischil da nicht dabei, er war schon in Rußland.

»Bei mir brauchst du dich nicht zu entschuldigen«, hat der Pospischil gesagt. Aber er hat gleich betont, daß der Judenbub Verwandte gehabt hat. Da muß er sich erkundigt haben, mit hinterhältigen Absichten. »Stern hat er geheißen«, hat er gesagt. »Isak Stern, genannt Fritz.« Weil es ja damals noch erlaubt war, daß die Juden arische Namen haben. Jetzt ist es wieder erlaubt, denn es gibt keine Objektivität.

»Nachweisen kann man mir gar nichts«, habe ich eindeutig erklärt. »Ich bin mit dem Herrn Doktor Habichl befreundet. Wir sind im gleichen Sparverein.« Das hat aber auf den Pospischil überhaupt keinen Eindruck gemacht. Ganz gnädig hat er erklärt: »Solange du selber nichts gehabt hast, habe ich mich nicht gemeldet, das mußt du zugeben.«

»Ich gebe gar nichts zu«, habe ich zornentbrannt entgegnet, und die Adern sind mir dabei angeschwollen; das passiert jetzt ziemlich oft, seit ich es auf der Lunge habe. »Du willst mich erpressen«, habe ihm glatt ins Gesicht geschleudert, »du gerichtlich beeideter Sachverständiger, du verdächtiger.«

Ich war nämlich entschlossen, mich bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Die Franziska weiß alles, von dem Judenbuben.

Aber wenn ich dem Hans sage, daß er ein Bolschewist ist, dann kommt er mit den Sünden der Väter daher, und dabei weiß er nichts, höchstens, daß ich bei der Partei war. Von dem KZ habe ich nichts gewußt, und die Taborstraße habe ich nie wieder betreten. Die Mizzi weiß auch nichts. Der Pospischil hat nicht geahnt, daß er es mit einem Familienvater zu tun hat, der zum Äußersten entschlossen ist.

»Bitte, wenn du nicht willst«, hat der Pospischil erklärt. »Man soll niemanden zu seinem Glück zwingen. Ich wollte dir nur entgegenkommen.«

Wenn ich dem Pospischil die kalte Schulter zeige, habe ich nüchtern überlegt, erfährt es meine Familie todsicher. Wenn ich ihn aber mit einem Trinkgeld abspeise, kann ich die Klippe vielleicht umschiffen. Wenn man im Dreck sitzt, singt man nicht. Darum habe ich gesagt: »Wieviel willst du denn, du Drecksau, du gerichtlich beeideter?«

»Schrei nicht«, hat der Pospischil geantwortet, »meine Frau ist krank.« Dabei hat er nach der Tür geschaut, direkt zärtlich. Er war direkt gerührt, wie er gesagt hat: »Wir haben schließlich gute und schlechte Tage miteinander verbracht, Oskar ...«

»Das schon, Peppi«, habe ich gesagt. »Na eben«, hat er aus dem Hinterhalt erwidert. »Du trittst mir fünfundzwanzig Prozent von deinem Einkommen ab, natürlich nur von dem Extraeinkommen wegen der Hertha. Von deinem Geschäft will ich nichts, das könntest du wissen, wir kennen uns lang genug.« Das hätte er nicht sagen sollen. Der Angriff ist die beste Verteidigung, sage ich immer, auch wenn mich die Franziska für einen Trottel hält.

»Du hast dich nicht gemeldet«, habe ich ihm ins Gesicht geschleudert, »weil du im Zuchthaus gesessen bist, das hat sogar die *Kronen-Zeitung* geschrieben.« Einen Moment ist er weiß geworden, der Herr Sachverständige, wie ein Leintuch hat er ausgesehen. Eine ungesunde Gesichtsfarbe hat er schon immer

gehabt, eine käsige, gleich wie wir uns bei der SA kennengelernt haben. Mit seinen wäßrigen Augen hat er hinausgeschaut auf den Wien-Kanal, dann hat er erst losgelegt, mit seiner Rechtsbelehrung. Daß er, jawohl, sieben Jahre gesessen ist, neun Jahre hat er bekommen, zwei haben sie ihm erlassen, und die Untersuchungshaft haben sie eingerechnet. »Der Doktor Habichl hat mich verteidigt«, hat er bedeutungsvoll betont. Aber das war etwas ganz anderes, hat er mich belehrt, weil er nicht mehr bei der SA war, sondern die Juden hat er nur als Soldat erschossen, in Ausübung seiner Pflicht, und in Polen war es auch. Wer seine Strafe verbüßt hat, das ist etwas ganz anderes, der ist ein freier Mensch und kann jedermann offen ins Gesicht sehen. Weil wir nämlich in einer Demokratie leben, wie schon aus seinem neuen Beruf ersichtlich, als gerichtlich beeideter Sachverständiger und Berater in Steuersachen. »Außerdem scheinst du im Gesetzbuch nicht bewandert zu sein«, hat er geschwollen dahergeredet. »Es ist verboten und kann mit Haft oder Geldbuße geahndet werden, wenn einer einem anderen eine verbüßte Strafe vorwirft.«

»Ich werfe dir gar nichts vor«, habe ich gesagt, »wir haben nur unsere Pflicht erfüllt, du genau wie ich. Aber erpressen lassen brauche ich mich nicht, das steht auch im Gesetzbuch.«

»Einer hat eben Glück, der andere, nicht«, hat er erklärt. »Die Haare sind mir nie wieder nachgewachsen, nach den sieben Jahren, das kannst du selbst sehen. Einen Dank des Vaterlandes gibt es nicht. Du warst immer ein Glückspilz.« »Mir haben sie meine Tochter ermordet«, habe ich gesagt. »Die Hertha war mein Lieblingskind.« »Meine Frau hat Krebs«, hat er darauf gesagt. Damit ist er hinausgegangen. Ich bin aufgestanden und zum Fenster gegangen und habe hinausgeschaut auf die Wien. Ein armer Hund ist er, das schon, habe ich gedacht, denn ich werde leicht weich, das ist meine schwache Seite, von meinem Vater her. Auf seinem Tisch ist ein einziger Akt gele-

gen, und eine Schreibmaschine hat er aus dem Gründerjahr. Das ist so, wie wenn ich eine einzige Stange Salami haben würde und den Schinken mit der Hand schneiden müßte. Seine Frau hat Krebs und schaut auf den Wien-Fluß hinaus, da kann man trübsinnig werden, auch wenn man keinen Krebs hat. Wenn er als Bittsteller gekommen wäre, hätte ich mit mir reden lassen, denn persönlich habe ich keine Ansprüche, und eine schwache Seite habe ich auch. Auch wir waren einmal jung, das darf man nicht vergessen. Rotblonde Haare hat er gehabt, der Pospischil, wie ein brennender Wald.

»Ich mache dir einen Vorschlag«, hat der Pospischil gesagt, wie er die Tür wieder leise hinter sich geschlossen hat. »Wenn du jetzt Millionär wirst, dann nimmt dir die Steuer dein letztes Hemd weg.«

»Die Steuer kann mich am Arsch lecken«, habe ich gesagt, allerdings ohne Überzeugung. Denn man sagt das immer, aber die Steuer hat noch keinen am Arsch geleckt. »Das Geld kommt aus dem Ausland«, habe ich erwähnt. »Hast du eine Ahnung!« hat der Pospischil ausgerufen. »Die drehen dir deine ganzen Bücher um, sogar die von der Selcherei. Und ob du da mit der einfachen Einkommensteuer durchkommst, ist noch die Frage. Weil es ja gewissermaßen eine Erbschaft ist.«

Dem war eine gewisse Logik nicht abzusprechen, aber ich habe mir nichts anmerken lassen.

»Paß auf, Oskar«, hat er gesagt, »das machen wir so. Du gibst mir fünfundzwanzig Prozent, und ich übernehme gratis deine Steuerberatung. Ich garantiere dir, Vater Staat kriegt keinen Groschen.«

»Und wie willst du das bewerkstelligen?« habe ich gefragt. »Das laß meine Sorge sein«, hat der Pospischil erwidert. »Wir machen Spesen geltend, daß dem Vater Staat die Ohren auseinanderstehen. Erstens kann dir niemand nachweisen, was dich die Verhandlungen gekostet haben. Zweitens mußt du repräsentieren, denn du bist ja der Vater von der Hertha und

sentieren, denn du bist ja der Vater von der Hertha und stehst in der Öffentlichkeit.« »Das schon«, habe ich gesagt, weil es mir eingeleuchtet hat. Zum Beispiel hat die Franziska ein neues Kleid gekauft, weil sie jetzt repräsentieren muß, und es ist nur recht und billig, daß das auf Staatskosten geht. »Ich erspare dir mindestens vierzig Prozent«, hat der Pospischil geprahlt. »Du verdienst in jedem Fall noch fünfzehn Prozent.«

Ein Mann muß sich entscheiden können, sage ich immer. Das ist der Fehler vom Hans, daß er sich nicht entscheiden kann, man kann es ihm nicht einmal überlassen, wieviel von der Leberwurst wir anfertigen sollen. Aber ich habe erwidert: »So gescheit wie du ist jeder andere Steuerberater ebenfalls. Du übernimmst meine Steuerangelegenheiten. Ich gebe dir dafür fünfzehn Prozent von meinem Filmeinkommen.«

»Da wird es noch andere Einnahmen geben«, hat der Pospischil erklärt.

»Was weißt du vom Leben?« habe ich ihn belehrt. »Ich habe es auf der Lunge, wofür sich aber die Krankenkasse nicht interessiert, denn ich bin nämlich ein Unternehmer. Meine ältere Tochter ist auch nicht auf Rosen gebettet. Und mein Sohn Hans muß jetzt heiraten, weil seine Braut ein Kind erwartet.« Das habe ich, bitte, vorweggenommen. »Meinen Sohn, den Hans, muß ich retten, weil der sonst ein Bolschewist wird.«

»Meine Frau hat Darmkrebs«, hat der Pospischil wiederholt.

»Du kannst es nicht verantworten«, habe ich gesagt, »daß der Hans ein Bolschewist wird.«

Als scharfer Beobachter habe ich gleich gemerkt, daß das den Pospischil ziemlich umgeworfen hat. »Ich will dir entgegenkommen, Oskar«, hat er gesagt, »ich akzeptiere die fünfzehn Prozent, aber aus allen Einnahmen.« »Fünfzehn vom Film«, habe ich, keinen Widerspruch duldet, erklärt, »und zehn vom Rest.« »Schlag ein«, hat der Pospischil erklärt, »aber versuch nicht, mich zu betrügen, denn als Steuerberater bin ich

für deine Steuererklärung verantwortlich.« »Und wenn du mich wieder erpressen willst ...?« habe ich zurückgegeben, weil ich mich an den Fernsehfilm erinnert habe.

»Ich habe ja in Kenntnis deiner Vergangenheit deine Steuerberatung übernommen«, hat der Pospischil darauf überzeugend zur Antwort gegeben. »Und mach bitte keine Verträge ohne mich. Zum Beispiel sollst du beim Film als Berater mitwirken, das ist steuermäßig günstiger. Es ist noch keiner reich geworden, der einen Vertrag ohne einen Steuerberater geschlossen hat.«

Erst dann hat er angefangen, von der Hertha zu reden. Wie denn ein Mädchen aus einer angesehenen Wiener Familie den Weg der Sünde einschlagen konnte. Und warum sie denn nicht wenigstens einen Künstlernamen angenommen hat. Und daß ihn das mit dem Hans gar nicht wundert, bei der heutigen Jugend. Und wieso mir die Katzelmacher das Geld von der Hertha vorenthalten. Und ob ich denn in meinen Verträgen Vorkehrungen getroffen habe, wenn sie inzwischen den Mörder erwischen, weil das ja auch in Italien passieren kann. Eine gewisse Schulung ist ihm nicht abzusprechen, dem Pospischil.

Natürlich habe ich es auch für meine Pflicht erachtet, daß ich mich nach seiner Gattin erkundige. An eine Rettung ist da nicht zu denken, hat er ganz leise gesagt, weil die Ärzte, die Trottel, viel zu spät draufgekommen sind. Ich wollte ihn von dem traurigen Gegenstand ablenken. Und weil wir doch Gutes und Schlechtes zusammen erlebt haben. Deshalb habe ich von der Vergangenheit gesprochen. Ich habe auch an die Villa vom Pollack gedacht. Davon hat wahrscheinlich nur der Krahl Karli gewußt, und das habe ich schon längst erfahren wollen, ob der noch unter den Lebenden weilt. Das Gewissen hat etwas Lauernedes, obwohl der Pollack das deutsche Volk ausgebeutet hat. Weitere fünfzehn Prozent könnte ich auf keinen Fall abgeben, und mit dem Krahl Karli wäre das nicht so einfach wie mit dem

Pospischil, denn der war schon immer ein Scheißer. Der soll in Rußland gefallen sein, hat der Pospischil beruhigend erklärt. Über die Toten nichts Schlechtes, hat einmal ein berühmter Mann gesagt. Es ist eine traurige Tatsache, daß so viele Kameraden tot sind. Den Huber Franzl, der immer ein Kasperl war, den hat es schon in Frankreich erwischt. Auch den Sommer Toni ereilte der Heldentod. Und der Rammer Berti, das Seicherl von der Kompanie, ist in der fremden Erde Italiens verscharrt. Den Jüngsten von der Kompanie, den Emmich Gustav, haben die Russen in Ungarn aufgehängt. »Nur den Pittner Heini sehe ich noch manchmal«, hat der Pospischil gesagt. »Der ist noch immer hinter den Mädchen her.« Da haben wir gelacht, weil der Pittner Heini tatsächlich immer den Mädchen nachgelaufen ist. Er hat Glück bei den Frauen, haben wir immer gesagt, dem gefallen alle.

»Grüß mir deine werte Familie«, hat der Pospischil zum Abschied gesagt. »Ich hoffe, daß ich das Vergnügen haben werde, deine Frau Gemahlin kennenzulernen.« Da ist es mir kalt über den Rücken gelaufen, weil es eine Sauerei wäre, wenn der Pospischil zum Plappern anfängt. Die Frauen verzeihen einem die Vergangenheit nicht, das ist eine Erfahrungstatsache.

»Es geht natürlich alles auf Konto Steuerberatung«, habe ich vorsichtig angedeutet.

»Das sowieso«, hat der Pospischil verständnisvoll geantwortet.

»Du machst ein gutes Geschäft, weil du den Steuerberater von der Steuer absetzen kannst.«

Aber behaglich war mir doch nicht, wie ich so den Wien-Kanal entlanggegangen bin, über den Naschmarkt. Wenn der Naschmarkt abgeräumt ist, sieht er ziemlich traurig aus, denn Salat gehört nun einmal nicht auf den Boden. Wenn man ein Gewissen hat, sollte man keine Vergangenheit haben, oder umgekehrt. Andererseits ist die Steuerberatung etwas Wichtiges. Ich bin zwar nur ein einfacher Selchermeister, aber

Ich bin zwar nur ein einfacher Selchermeister, aber auf die Schulter gelegt hat mich der Pospischil doch nicht. Nur sind zehn respektive fünfzehn Prozent doch eine Schockwirkung. Das läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Mit der Wohnung für den Hans kann ich nicht zurück, denn man kann die väterliche Autorität nicht so einfach über Bord werfen. Und die Hertha hat immer ein Herz für die Hermi gehabt. Sie haben schon im Sand auf dem Gänsehäufl miteinander gespielt, wie sie noch Kinder waren. Ich sage mir immer: Oskar, das ist nicht dein Geld, das ist der Hertha ihr Geld, und du kannst es nur nach dem letzten Willen von der Hertha anlegen. Dem Hans hätte sie sicher eine Wohnung gekauft, aber an den Pospischil war dabei nicht gedacht. Der Franziska werde ich mein Leben lang nicht beibringen können, daß mich der Steuerberater zehn respektive fünfzehn Prozent kosten soll. Ich höre schon, wie sie sagt: »Du bist ein gutmütiger Depp, dich kann jeder übers Ohr hauen.« Das ist typisch für die weibliche Logik, daß das alle Frauen von ihren Männern denken, trotzdem es nicht stimmen kann, weil ja dann alle Männer Deppen wären. Leider wird mich aber auch der Doktor Habichl ganz schön Geld kosten, denn umsonst ist der Tod, und der kostet bekanntlich das Leben. Aber so ein Trottel, wie die Franziska glaubt, bin ich trotzdem nicht. Denn wie ich so durch den Salat gewatet bin, da ist mir eingefallen, daß ich dem Schweizer doch beibringen könnte, mir wenigstens die Hälfte unter dem Tisch zu geben. Was die Steuer nicht erfährt, das erfährt auch der Pospischil nicht. Meine Hertha ist ja schließlich nicht auf tragische Weise ums Leben gekommen, damit sich Vater Staat und die Herren Habichl und Pospischil bereichern. Bei der Sezession habe ich die Trambahn genommen. Woraus ich aber ersehen habe, daß mir die Geschichte doch in die Knochen gefahren ist. Mit dem Taxi vorgefahren wäre ich allerdings sowieso nicht, wegen der Franziska und der Nachbarn. Aber ich habe einfach kein Herz gehabt, ein Taxi zu nehmen.

Italo Canonica

Montag, 13. November. Gutes Rezept gefunden. Zu einem *Tonno Chioccola* braucht man vier Scheiben Thunfisch, zwei Zwiebeln, vier Tomaten, eine Knoblauchzehe, ein Gläschen Weißwein, etwas gehackte Petersilie, fünfhundert Gramm Erbsen, Salz, Pfeffer, vier Eßlöffel Öl, vierzig Gramm Butter. Man reibt den Fisch mit der zerdrückten Knoblauchzehe gut ein, dann wird er gepfeffert und gesalzen. Man dünstet die feingehackte Zwiebel, die Petersilie und die gewürfelten Tomaten in heißem Öl. Die körnige Brühe, Wein und Fisch hinzufügen, zusammen schmoren lassen. Wichtig: Geschlossener Topf! Inzwischen die jungen Erbsen mit Petersilie und Butter in wenig Wasser dünsten und mit dem Thunfisch servieren.

Dienstag, 14. November. Mein Verdacht, daß mir Bossi um einen Schritt voraus ist, verdichtet sich. Am Nachmittag rief Christa Sonntag an. Ich lud sie zum Abendessen in meine Wohnung ein. Das verstößt gegen die Vorschriften, aber es ist mir gleichgültig. Man wird mir in meinem Alter kein Disziplinarverfahren anhängen. Ich will nicht zu oft bei der *Contessa* erscheinen, auch geht es mir darum, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie kam pünktlich um halb acht, in einem eleganten Pelzmantel, kaum hergerichtet, der Lippenstift in Perlmuttfarbe, das scheint jetzt Mode zu sein. Die jungen Frauen sehen aus, als hätten sie Gelbsucht. Christa Sonntag lächelt wenigstens. Die Mannequins und die Fotomodelle, die man in den Modejournals sieht, blicken todtraurig oder wildtrotzig drein, wie auf dem Weg zu einer Streikkundgebung. In Wirklichkeit sehr raffiniert: Die stumme Aufforderung, der Kunde möge ihnen, neben dem Abendkleid, ein Lächeln abkaufen. Ich sah der Sonntag die Überraschung an: Sie hatte nicht erwartet, daß ein Polizist eine so hübsche Dreizimmerwohnung haben könnte. Schon im Vorzimmer überreicht sie mir ein Kuvert. Der Name

des Mörders, ging es mir durch den Kopf – aber es war nur ein säuberlich mit Schreibmaschine geschriebenes Rezept für die Zubereitung einer Münchner Kalbsstelze. »Damit Sie sehen, daß es nichts mit *Ossobucozu* tun hat«, sagte sie. Ich prahlte ein wenig mit meiner Bibliothek. An die zweitausend Bände, auch das Vorzimmer und das Wohnzimmer sind vollgepfropft. Über zweihundert Kochbücher in fünf Sprachen. Ich richtete es so ein, daß sie das *Dekameron bayerischer Küche* nicht bemerkte, denn es enthält ein ausgezeichnetes Kalbsstelze-Rezept, und ich wollte ihr nicht weh tun. Ich hatte den Tisch mit meinem besten Porzellan und altem Silber gedeckt; sie sollte fühlen, daß ich sie als eine persönliche Freundin betrachte. Übrigens hat sie es nicht mißverstanden; sie hat den sicheren Instinkt, der feineren Damen häufig abgeht. Ich wollte keine Zeit in der Küche verlieren, deshalb gab es nur *Vitello tonnato* auf Art des Hauses, fünferlei Käse, ein Zabaione und zwei halbe Flaschen Weiß- und Rotwein. »Hoffentlich mundet es, sonst muß ich mich umbringen«, sagte ich, und erzählte ihr die Geschichte des Kochs, der Harakiri begangen hat. Es war der Koch des Herzogs von Conde, der bei einem *Rendezvous de chasse* entdeckt hatte, daß der Braten nicht ausreichte, und sich auf der Stelle mit dem Degen durchbohrte. Absichtlich kam ich erst beim Espresso auf den Anruf zu sprechen. »Sie sind ein Genie«, sagte sie, »... meine Drohung, Rom zu verlassen, hat eingeschlagen. Bossi sagt, ich brauche mich vor dem Mörder nicht zu fürchten; der sitzt in Spanien und schreibt seine Erinnerungen für *Quest’Ora*. Darauf frage ich ihn ganz entsetzt, warum er den Mörder nicht anzeigen, aber er lacht nur und sagt: ›Der gute Canonica soll ihn selber finden. Übrigens ist der Mann gut bewacht‹, sagt er, und *Quest’Ora* wird ihn zur gegebenen Zeit der Polizei ›auf einem Silbertablett servieren – eine doppelte Blamage für die Kieberer‹.« Die *Contessa* entschuldigte sich für den Ausdruck, obwohl sie ja nur Bossi zitiert hatte. Mehr wollte Bossi nicht sagen, erklärte sie; sie habe ge-

fürchtet, durch weitere Fragen seinen Verdacht zu erregen. Ob sie glaube, daß Bossi die Wahrheit gesprochen hatte. Davon sei sie überzeugt, denn er hatte vorher ziemlich viel getrunken, und am Ende schien er seine Offenheit bereut zu haben. »Er ist eitel wie ein Pfau«, sagte sie, nicht ohne eine gewisse Lebensweisheit, »und eitle Menschen können keine Geheimnisse bewahren.«

Sie beschwore mich, Bossi nicht zu verhören – »er wird es doch glatt ableugnen«. Ich versprach, Bossi nicht zu befragen, solange es sich vermeiden läßt. Bossi würde sich unwissend stellen, ich würde Christa Sonntag als Informationsquelle verlieren, vor allem widerstrebt es mir, die Spur Bossis statt die des Täters zu verfolgen. Ich muß mit den Zeitungen rechnen, die sich rühmen würden, die unfähige Polizei zu ersetzen. Die Zeitungen forschen neuerdings nach Mördern, erteilen Kranken, Fettleibigen und Frauen in den Wechseljahren medizinische Ratschläge, unterweisen das Publikum in Gesetzen und Steuerhinterziehung, nicht zu sprechen von der sexuellen Aufklärung der Kinder, die sie den Eltern aus der Hand genommen haben. Unterdessen war es zehn Uhr geworden, und ich bot mich an -es war der einzige höfliche Ausweg –, Christa Sonntag nach Hause zu bringen, aber sie fand es bei mir so »gemütlich«, daß ich kein Herz hatte, sie zu verabschieden. Vor den kleinen Fenstern regnete es in Strömen, man sah nicht einmal die Lichter der Piazza Navona. Sie fragte, ob ich mich nicht »entsetzlich einsam« fühle, was ich schon aus Vorsicht verneinte, obwohl es gewiß harmlos gemeint war. Ich erzählte ihr von meinen Kindern und meinen Enkeln, zeigte ihr auch einige Fotografien. Die Bilder Adeles waren ihr schon aufgefallen. Ich sagte ihr, daß ich meinen Enkeln meine Pensionierung verschweigen werde: Eher gesteht ein Einbrecher seinen Enkeln, daß man ihn auf frischer Tat ertappt hat, als daß ein Kriminalbeamter zugeben könnte, nicht mehr nach Einbrechern zu jagen. Sie sprach von ihren Sorgen mit ihrem Bruder und fragte

mich um Rat in der Sache eines Grundstückkaufes. Der Takt verbot mir die Frage, ob sie ihrerseits in den Ruhestand zu treten gedenke. Ihren Beruf erwähnte ich überhaupt nicht, obwohl ich mich in den letzten Jahren, besonders seit dem Mord an Hertha Enzian, eingehend mit dem Phänomen der Call-Girls beschäftigt habe. Indes kam sie selbst auf Hertha Enzian zu sprechen, und ich erfuhr manches, was von Wert sein kann. Es war gegen Mitternacht, als sie darauf bestand, daß ich ihr ein Taxi bestelle. Es sei wegen ihres Pelzes, sagte sie. Es regnete noch immer. Ich bereue nicht, daß ich mich über die Dienstvorschrift hinweggesetzt habe.

Mittwoch, 15. November. Ohne es mir selbst recht zu gestehen, quält mich manchmal der Gedanke, was ich nach meiner Pensionierung anfangen werde. Lesen und kochen? Hobbies sind wie Bankkredite: Man kann mit ihnen nur rechnen, wenn man sie nicht braucht. Je näher der Tag meiner Pensionierung rückt, desto mehr befreunde ich mich mit dem Gedanken, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen, natürlich ohne den Ehrgeiz, sie zu veröffentlichen. Vor vier, fünf Jahren habe ich mir diese Absicht noch nicht einzustehen gewagt. Memoiren sind das falsche Gebiß der Zahnlosen. Die meisten Menschen schreiben ihre Memoiren nicht, weil sie etwas zu sagen haben, sondern als Arbeitstherapie für Arbeitslose. Aber als ich heute zu Fuß nach Hause ging – der Regen hat Rom reingewaschen, die Piazza Navona glänzte wie ein Ballsaal –, überkam mich zum erstenmal ein unwiderstehliches Bedürfnis, aufzubewahren, was ich erlebt, gelernt und gedacht habe. Wahrscheinlich hat es mit dem Besuch der *Contessa* zu tun. Wir leben im Zeitalter der Call-Girls, jeder glaubt, sie zu kennen, fast niemand kennt sie. Die großen Hetären des Altertums lernten die Kunst der Liebe, um sie der Politik dienstbar zu machen. Sowohl Aspasia wie Phyrne verfolgten politische Ziele. Sie waren Vorläuferinnen der weiblichen Emanzipation, nur wählten sie, statt einer Partei, einen Partner. Ebenso politisch oder zumindest

gesellschaftlich dachten die Mätressen der französischen Könige: Die Monarchen verheirateten sie mit alten, schwachsinnigen Höflingen; sie spielten noch lange eine Rolle, nachdem ihre Schönheit verwelkt und ihre erotische Anziehung eine bloße Erinnerung war. Nicht minder klug waren die Mätressen der Gründerzeit. Die Mätresse war keine Ehefrau, aber auch keine Dirne; der Geliebte erwartete und empfing von ihr oft bleibendere Treue als von seiner Frau und bedachte sie in seinem Nachlaß – Monogamie am Nachmittag. Selbst die Prostitution in ihrer primitivsten Form war, mit den Call-Girls verglichen, respektabel. Es liegt, denke ich, an der Verschiedenheit der Ziele. Die Marquise von Montespan wollte Herzogin werden, die Kokotte Frau Generaldirektor, die Prostituierte Wirtin in der Provinz. Sie alle lebten einem zweiten Leben entgegen. Nur das Call-Girl benützt das erworbene Geld, um ein Call-Girl zu bleiben: Die »Endstation«, wie sich Christa Sonntag ausgedrückt hat. Es liegt wohl weniger an den Verkäuferinnen der Liebe als an den Konsumenten. Die unmittelbare Vorgängerin des Call-Girls, die »Kokotte«, stellte an den Mann ähnliche Ansprüche wie seine Frau, sie forderte nicht nur Geld, Schmuck und Kleider, sondern auch Zeit. So erklärte ich es mir – für meine Untersuchung nicht belanglos –, daß die Call-Girls vornehmlich mit verheirateten Männern zu tun haben. Der verheiratete Mann hat, neben seinem Beruf, seine Familie: Es bleibt ihm nur noch Zeit für einen Telefonanruf und eine Mätresse zwischen zwei Konferenzen. Zugleich ist das Call-Girl, im Gegensatz zu der Prostituierten, ein Statussymbol geworden. Die neuen Adeligen des Wohlstandes greifen zum Telefon wie zum Kaviarlöffel. Sie »leisten« sich ein Call-Girl, dessen wichtigste Qualität darin besteht, daß es teuer ist. Wenn es Mode ist, Impressionisten zu sammeln, dann steigt nicht nur das Ansehen des Sammlers, es steigen auch die Preise der Gemälde. Die Call-Girls werden imitiert wie die Impressionisten. Ich habe neulich bei dem englischen Psychologen G. M. Car-

Carstairs den Satz gefunden: »*Die öffentliche Moral ist jetzt eine Wüste, übersät mit den Trümmern gebrochener Konventionen.*« Ich habe an den Rand geschrieben: »*Die Konvention – oder, meinethalben die Heuchelei – ist die häßliche Schwester der Moral, aber die schöne Schwester kann ohne die häßliche nicht existieren.*« Carstairs fährt fort: »*Begriffe wie Ehre, ja sogar wie einfacher Anstand, klingen altmodisch, aber nichts, gar nichts, hat ihre Stelle eingenommen.*« Dazu notierte ich: »*Es ist in einer gesitteten Welt so viel Unsittliches geschehen, daß man annimmt, es bliebe nichts anderes übrig, als mit dem schmutzigen Badewasser auch das saubere Kind auszuschütten.*« Theorien? Die Presse glaubt, daß ich den Täter unter Zuhältern, im sogenannten »Milieu« suche. Niemand im »Milieu« hatte Ursache, Hertha Enzian zu erwürgen. Sie wurde von einem Mann getötet, der sich in der Wüste verirrt hatte.

Donnerstag, 16. November. Um zehn Uhr fünfzehn wird mir ein Mann gemeldet, Roberto Pisenti aus Lubriano, unweit von Viterbo. Bäuerliche Erscheinung, mittelgroß, stämmig, schüchtern wie die meisten Bergbauern. Unverkennbarer Lazio-Akzent. Ich erinnere mich sofort an den Fall Pisenti, obwohl er zwei Jahre zurückliegt und ich ihn nicht bearbeitet habe. Ein Bauernmädchen, Vera Pisenti, 20, war in einer Scheune des väterlichen Hofes erwürgt aufgefunden worden. Vom Täter fehlt jede Spur. Zögernd, unter Entschuldigungen, bringt Pisenti sein Anliegen vor. Er habe es sich seit Wochen überlegt, aber nun habe ihn das Gewissen nach Rom getrieben. Ich denke: ein Geständnis – obwohl ich ein schlechter Menschenkenner wäre, wenn ich meinen Besucher für einen Mörder hielte. »Dieses Mädchen, die Hertha Enzian«, sagt er endlich, »hat schließlich auch einen Vater, ich habe es in der Zeitung gelesen. Wenn sie auch ein schlechtes Mädchen war, nicht wie meine Vera.« – »Was wissen Sie von Hertha Enzian?« frage ich. »Nichts«, protestiert er, »aber was man so vom Mörder schreibt, paßt auch auf den Elenden, der meine Vera ermordet hat.« – »Was

zum Beispiel?« frage ich. Vorerst halte ich nichts von der Sache, einmal, weil wir alle unaufgeklärten Morde der letzten Jahre überprüft haben, zum anderen, weil Prostituiertenmorde fast immer von »Prostituiertenmörtern« begangen werden. Bei Bruce Graeme *Passion, Murder and Mystery* (1928) und Wilson-Pitman *Encyclopedia of Murder* (1962) ist darüber einiges nachzulesen. Dennoch muß ich mir von dem Laien sagen lassen, daß zwischen den beiden Morden eine gewisse Ähnlichkeit besteht – Mord durch Erwürgen mit der bloßen Hand, die Sinnlosigkeit der Tat, keine räuberische Absicht (?), kein Versuch der Vergewaltigung, keine vollzogene Notzucht, vermutlich nicht die Tat eines Berufsverbrechers, dennoch große Spitzfindigkeit beim Verwischen der Spuren, wahrscheinlich nicht die Affekthandlung eines Wahnsinnigen (?), schließlich auch kein Lustmord, zumindest nicht im landläufigen Sinne des Wortes. Der Mann wetzt auf seinem Stuhl hin und her, beginnt, etwas von »Aberglauben« zu faseln, ohne jedoch näher zu erklären, was er darunter versteht. Endlich rückt er mit der Sprache heraus – ob denn die Herren von der Polizei nicht bemerkt haben, daß »diese Person«, die Hertha Enzian, am achten August ermordet wurde, auf den Tag zwei Jahre nach dem Mord an seiner Tochter? Damit, meint er, müsse es seine Bewandtnis haben. Ich verpflichte ihn zum Stillschweigen und verspreche, mich der Sache anzunehmen. Sie beschäftigt mich den ganzen Tag. Wenn die Zeitungen die Duplizität des Datums aufgreifen, wird ihnen kein Unsinn zu gewagt sein. Ich sehe schon die Schlagzeilen: »Der August-Mörder geht um« – nach dem Jahrmarkts-Mörder, dem Liebesstrand-Mörder und dem Mitternachts-Mörder eine hübsche Abwechslung. Merkwürdig ist es trotzdem ... Rufe Primavesi in seiner Wohnung an; er hat Urlaub, ich kann ihn den ganzen Tag nicht erreichen. Bestelle ihn für morgen zu mir. Beschließe, dem Chef nichts vom Fall Pisenti zu sagen – es hat Zeit. Das Verhältnis zwischen Giannini und mir ist sachlich, aber mit einem Unterton

von Feindseligkeit. Ich glaube nicht, daß es meine Schuld ist. Giannini kann mir nicht vergeben, daß man ihn mir vor die Nase gesetzt hat. Den Menschen, von denen man beleidigt wurde, verzeiht man eher als solchen, die man beleidigte. Giannini glaubt, sich entschuldigen zu müssen, weil er in meinem Stuhl sitzt. Wenn ich sein Zimmer betrete, springt er auf; er steht oder wandert herum, bis ich den Raum wieder verlasse. Er ist um fast zwanzig Jahre jünger als ich, von unbezähmbarem Ehrgeiz, ein vorzüglicher Kriminalist, aber einseitig und mißtrauisch gegenüber der Erfahrung. Wie die meisten Männer seiner Generation, ist er überzeugt, daß in einer neuen Welt alles neu ist, die Erfahrung nichts als eine Sammlung verstaubter Anekdoten. Es ist ein Gedankenklischee, daß wir in unserer Jugend der älteren Generation ebenso feindlich gegenüberstanden. Da sich die Erwachsenen in den verschiedenen Generationen nicht ähneln – warum sollte sich die Jugend verschiedener Generationen gleichen? Auch wir drängten nach Unabhängigkeit, aber wenn wir auch nicht unbedingt dem Rat der Älteren folgten, so wollten wir ihnen doch ihre Erfahrungen ablauschen, eventuell stehlen oder entwinden. Die Generation Gianninis, von der jüngeren ganz zu schweigen, fürchtet unsere Erfahrungen wie eine ansteckende Krankheit, hütet die eigenen Fehler, als wären sie Tugenden. Es ist fatal, daß ich mit Giannini eine Abneigung gegen die Intellektuellen gemeinsam habe. Wir sprechen eine halbe Stunde, als ob wir uns verstünden, und ich weiß die ganze Zeit, daß unser Verständnis auf einem Mißverständnis beruht. Es verwechselt den Gebildeten mit dem Intellektuellen; er haßt den Gebildeten wegen dessen Fortschriftlichkeit, ich mißtraue dem Intellektuellen wegen seines reaktionären Hochmuts. Giannini ist kurzsichtig. Obwohl er den ganzen Ruhm des Falles Enzian ernten würde, wäre es ihm lieber, wenn ich mich mit einer Niederlage verabschiedete. Ich glaube nicht, daß ich ihm diesen Gefallen tun werde.

... Zwei Uhr früh. Ich kann nicht schlafen. Bin aufgestanden,

um in meinen Tagebüchern nachzublättern. Ich habe einen schrecklichen Verdacht gegen den stellvertretenden Chef der Mordkommission, Doktor Italo Canonica. Ungefähr vier Jahre vor dem Mord an Hertha Enzian wurde in den Borghese-Gärten die Schülerin Lucia Chiesa ermordet. Wir haben den Fall jetzt wieder vorgenommen, aber das genaue Datum der Tat ist mir entgangen. Es war im Hochsommer. Sollte es der achte August gewesen sein? Ich finde in meinem Tagebuch keinen Hinweis. Morgen früh!

Freitag, 17. November. Oh, meine maßlose Dummheit! Werde ich langsam senil? Hätte ich vor zwei Jahren, keinen Tag zu früh, meinen Abschied nehmen sollen? Lucia Chiesa wurde am achten August 1963 ermordet. ... Der Reihe nach: zuerst der Fall Pisenti. Ich lasse mir von Dario Primavesi, der die Untersuchung leitete, Bericht erstatten. Ein trockener Beamter, skeptisch und phantasielos, aber ausgezeichnet geschult, hartnäckig und mir bedingungslos ergeben. Wir vergleichen die beiden Fälle. Erstaunliche Resultate. Der Mord an Vera Pisenti hat sich auf dem Hof ihres Vaters, unweit von Viterbo, am achten August 1965 während oder nach einer ländlichen Hochzeitsfeier ereignet, an der rund achtzig Personen teilnahmen. Primavesis Ermittlungen gestalteten sich ungemein schwierig. Fast alle männlichen Hochzeitsgäste gleichermaßen verdächtig, Anwesenheit von Fremden nicht ausgeschlossen. Primavesi gibt ein weniger rührendes Bild der Ermordeten, als ihr Vater entworfen hat. Er hat sieben Männer ausfindig gemacht, mit denen die Zwanzigjährige Beziehungen unterhielt. Offenbar (?) alle sieben unschuldig. Primavesi hat in Richtung *Cavalleria rusticana* geforscht, hat eine Eifersuchtstat vermutet. Die meisten Aussagen sprechen dagegen. Ein ländliches Call-Girl? In keinem Protokoll findet sich ein Hinweis auf einen Mann, der dem Mörder von der Via Sicilia auch nur ähnelte. Bedeutet wenig. Vera Pisenti hat sich zwischen zweiundzwanzig Uhr fünfzehn und zweiundzwanzig Uhr vierzig aus dem Gasthof

entfernt, wo der Hochzeitsball stattfand. Von dort sind es mit dem Fahrrad, das sie benützte, nicht mehr als sechs Minuten zur Scheune des väterlichen Hofes. Ein Stelldichein? Durchaus möglich, daß sich der Täter nicht unter den Gästen befand. Keine Fußspuren, keine Fingerabdrücke von Interesse. Die Lage der Leiche – vollständig bekleidet, der Rock allerdings über den Kopf geworfen – ganz ähnlich (?) wie die der Enzian. Ich ordne die Wiederaufnahme der Untersuchung im Fall Pisenti an. Außer Primavesi weiß niemand, daß ich auch den Fall Chiesa – der Mann, den wir damals festgenommen haben, war, obwohl wahrscheinlich schuldig, mangels an Beweisen freigesprochen worden – wieder aufgreife. Giannini würde mich für verrückt halten. Ich höre seine nüchterne Stimme: »Wir sind Kriminalisten, nicht Kabalisten.« Vermutlich hätte er recht. Das gleiche Datum kann ein Zufall sein. Ein verteufelt seltsamer Zufall.

Samstag, 18. November. Muß mit einer fiebrigen Angina zwei, drei Tage das Bett hüten. Jetzt, da ich meines Erfolges schon sicher bin, bin ich froh, daß mich die lästige Halsentzündung am Wochenende befallen hat. Ich habe mir eine Penicillinspritze geben lassen. Hoffe, spätestens Dienstag die Arbeit wiederaufnehmen zu können. Habe Primavesi für morgen zu mir gerufen. Ich bleibe im Bett, lese und denke nach.

... Panierte Gurkenschnitten: Das gibt es wirklich. Das Rezept befindet sich in dem *Grand dictionnaire de Cuisine* von Dumas pere. Der Autor der *Drei Musketiere* verstand sich auf *Seezungenfilet à la Orly* und *Truthuhn a la Cardinale* so gut wie auf abenteuerliche Romane. Das Rezept: Man legt die Gurkenscheiben, sorgfältig geschält, kurz in kochendes Wasser. In einer Kasserolle wird inzwischen Butter aufgelöst; die Gurken kommen in die Kasserolle. Sie werden mit etwas Mehl überstreut, gebraten und leicht mit Wasser übergossen. Darauf werden sie mit Salz und Pfeffer gewürzt und schmoren weiter.

Man gibt gehackte Petersilie, ein wenig Muskat hinzu, legiert sie dann mit Sahne und Eidotter. Einige Minuten ziehen lassen! ... Ist es wahr, daß diese Zeit irgendeiner vergangenen Epoche ähnelt? Ich kann es nicht glauben. Wie sollte sie ihr ähneln, da wir eine ganz neue Erkenntnis gewonnen haben, die Hiroshima-Erkenntnis von der Zerstörbarkeit der Menschheit durch den Menschen. Neben der Botschaft von Hiroshima ist die Mondfahrt bedeutungslos: Was der Mensch erreichen kann, haben wir gewußt; was er zerstören kann, nicht einmal geahnt. Hiroshima war der Versuch, Gott auch Sein letztes Privileg, das Recht auf die Sintflut, das *ius ultimae noctis*, zu entreißen. Statt der Allmacht Gottes die Allmacht des Menschen. Ich habe neulich wieder von dem Schrecken gelesen, den der Halleysche Komet 1910 ausgelöst hat. Die Leute zogen auf die Berge, fielen auf die Knie und beteten. Hier, scheint es mir, ist der Unterschied zwischen der Atombombe und dem Kometen. Die göttliche Strafe war glaubhaft, die Bestrafung des Menschen durch den Menschen ist es nicht. Ich bin kein besonders guter Christ, aber ich glaube, der überflüssige Gott hat dem Menschen einen Streich gespielt. Er ließ sich Seine Macht entreißen, nicht Seine Autorität. Er kann als letzte Instanz nicht ersetzt werden, weil der Mensch, anders als Gott, seine Allmacht nicht zu nützen vermag, ohne sich selbst zu vernichten. Gott bleibt Gott, auch nach der Sintflut. Der Mensch ist nur ein Kapitän, der mit dem Schiff, das er versenkt, selbst untergeht. Entspringt unser Unbehagen, über das wir wehleidig jammern, nicht der Ohnmacht unserer Allmacht? Kann die Atombombe eigentlich eine noch größere Zerstörung anrichten, als sie schon angerichtet hat? Kann man die Allmacht noch mißbrauchen, da Allmacht Mißbrauch ist? Unfähig, im Schatten der Zerstörung zu leben, leben wir so, als wären wir schon zerstört worden. Zwischen Ruinen ist alles erlaubt, das *Free for all* der Wildwestkneipen. Die letzte Nacht liegt hinter uns. Wenn ich Verbrecher verhöre, wundere ich mich nicht über ihre Taten –

die sind nichts Neues –, sondern über ihr Erstaunen, daß das *Free for all* für sie nicht gelten soll. Vielleicht haben sie recht. Der steinerne Dschungel ist unwegbarer als der Urwald des Urmenschen, weil ihn Erinnerungen umstehen. Ich frage mich, wie der steinerne Dschungel entstanden ist. Ich kann es nur vermuten. Vergangenheit und Zukunft sind bevölkert, zwischen beiden klafft der Abgrund der Gegenwart. Sie gleicht einem jener Bilder von Chirico, die voll sind von Leere. Auf der einen Seite des Abgrunds lebt man, als gäbe es die Atombombe nicht, auf der anderen, als hätte sie schon alles verbrannt. Der eine fühlt sich von der Vergangenheit bedroht, der andere von der Zukunft, die Jugend vom Alter, das Alter von der Jugend, die Tradition vom Fortschritt, der Fortschritt von der Tradition, auf den »objektiven Geist«, wie Hegel es nannte, auf das Bewußtsein des Vorhandenen baut niemand. Man versteht nicht, was man selbst geschaffen hat: Das Mißtrauen gegenüber dem Verständnis führt zu einer Krise der Mitteilung. Die guten Regierungen sind so diskreditiert wie die schlechten, denn jede Macht ist unheimlich geworden; mit der Macht der Regierungen wächst das Mißtrauen der Massen. Die Jugend läßt nichts gelten, was gestern gewesen ist; sie gebärdet sich fortschrittlich, ohne zu ahnen, daß sie im Grunde den Fortschritt haßt, der zur Hypertrophie der Macht führte. Verräterscherweise holt sie, indem sie gegen die Vergangenheit demonstriert, die ältesten Klamotten vom Dachboden. Schnelle Wagen und Blumen im Sezessionsstil auf dem Kühler. Antimilitarismus und Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg. Astronautengewänder und Wasserpistolen. Die Alten, wie ich, wollen nichts von der Zukunft wissen, die Möglichkeiten von morgen lassen uns erschauern. Wir sind in dem Bewußtsein aufgewachsen, daß alles erlernbar ist, und nun ist kaum noch etwas auch nur verständlich. Wir alle verraten die Gegenwart: Die Jungen, weil sie fürchten, mit der Macht, die Alten, weil sie fürchten, mit der Verwirrung infiziert zu werden. In der Ge-

genwart lebt niemand, Niemandsland, ein unendliches Vakuum. Wahrscheinlich die wahre Tragödie, denn unter allen menschlichen Räumen ist nur die Gegenwart human. Sie ist der Treffpunkt. In der Gegenwart könnte die Wachablösung stattfinden – mit einem Dank an den Posten, der gewacht hat, mit einem Dank an den Posten, der die Wache übernimmt. Keine Wachablösung. Die Atombombe, die in die Gegenwart fiel, hat den einzigen Ort zerstört, wo sich Vergangenheit und Zukunft hätten treffen können. Über einen Abgrund kann man hinwegsehen, sich vielleicht die Hände reichen. Das Niemandsland ist eine Wüste ohne Grenzen; keiner sieht keinen.

Dienstag, 21. November. Meine gestrige Eintragung durchgelesen. Muß lachen: Der geschwätzige alte Mann interessiert sich für panierte Gurken und Philosophie. Es muß ein Zusammenhang bestehen. Ich glaube, ihn zu kennen, aber ich habe heute keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Ich merke mir vor: Gurken und Philosophie.

... Pia, Bianca und Elisa haben in den drei vergangenen Tagen abwechselnd für mich gekocht. Natürlich geht es mir besser denn je. Primavesi meldet: Die Mutter Lucia Chiesas hat wieder geheiratet und befindet sich auf einer Reise. Ich muß unbedingt mit ihr sprechen. Morgen nach Lubriano!

III

DER KOMPROMISS

Antonio Zempach

Wir verbrachten das Wochenende bei meiner Mutter in Ascona. Am Montag fuhren wir nach Rom. Ich überließ Yvette das Steuer, ich beobachtete sie von der Seite und dachte: Ich liebe dich. Ich denke es oft, wenn ich neben ihr im Auto sitze. Plötzlich kommt es mir zum Bewußtsein, beinahe schmerzlich, aber das ist nur, weil Liebe, wenn sie ins Bewußtsein geboren wird, wie eine Geburt ist, ohne Wehen geht es nicht ab. Vielleicht ist es aber auch nur, weil der Wagen so groß ist und Yvette so klein, der Wagen bedroht sie, sie zähmt ihn dennoch. Ein Kind auf einem hohen Pferd: Donnerwetter, wie hält es die Zügel, und doch hat man Angst.

Natürlich begann sie wieder von dem Vertrag zwischen Quest’Ora und der *Kronos-Film*.

»Warum dieser Bossi?« sagte sie zum hundertstenmal. »Warum hat Vanetti darauf bestanden, daß der Mörder seinen Vorstellungen entspreche?« »Ich weiß nicht«, sagte ich zum hundertstenmal. »Er würde die hohe Entschädigungssumme nicht riskieren«, sagte sie.

»Du fährst über hundertzwanzig«, sagte ich. Als Mitfahrer bin ich eine Pest. »Vielleicht ist Vanetti ein Hasardeur. Er wirft seine Phantasie auf den Tisch wie eine Spielmarke.« »Oder er kennt den Mörder«, sagte Yvette. Ich versuchte, von etwas anderem zu sprechen, vom Wetter, von der neuen Autobahn. Es regnete feine Sonnenstrahlen, die Straße war fast leer, besonders nach Parma. Südlich von Parma beginnt das italienische Italien; die dunklen Bäume sind etwas dunkler, die hellen etwas heller, alle Pinienalleen scheinen zu Friedhöfen zu führen, und die Friedhöfe sind freundliche Kurterrassen, mit Grabsteinen wie Liegestühle. Die vornehmen Häuser sind geschlossen, wenn ein Italiener vornehm ist, ist er abwesend, die Bau-

ernhäuser sind vornehm, aber natürlich sind sie nur alt, verregnete Terrakotta.

»Wir sollten einmal im November Ferien machen«, sagte Yvette.

»Wir machen Ferien«, sagte ich. Sie schüttelte den Kopf: »Wir jagen einen Mörder.« Das war aber durchaus nicht meine Absicht. Vanetti hatte am Telefon gesagt, es handle sich um eine geschäftliche Angelegenheit, mit der *Enzian-Story* habe es nichts zu tun, oder nur »ganz indirekt«. Was ging mich der Mörder an; mich interessierte der Kontakt mit den *Edizioni Vanetti*. Doktor von Helis: Mit der Zeit wirst du die Kanzlei übernehmen. Man erbt Dossiers. Ich habe Yvette nicht wegen der Kanzlei geheiratet, nicht wegen der Erbschaft, auch nicht in Dossierwährung. Die *Edizioni Vanetti* sind ein Millionenunternehmen, vielleicht nicht immer ganz korrekt, jedenfalls im Rahmen des Gesetzes. Ich dachte, daß ich allein hätte nach Rom fahren sollen, mit Yvette weiß man nie, man weiß nicht, wann die Weckeruhr zu läuten beginnt.

Wir trafen am späten Nachmittag in Rom ein. Stoßverkehr, ein anderes Wort, gegen das ich allergisch bin. Besonders in Rom, wo der »Stoßverkehr« doppelt beleidigend wirkt, Verkehrsstauung am Kolosseum ist eine Museumsschändung. Das Wetter war milde, beinahe frühherbstlich, mit weißen Wolken am Abendhimmel, wie ungeschickte Chagall-Engel.

Yvette ließ auf meinem Schreibtisch ihre Besatzungsarmee von Tiegeln, Dosen, Fläschchen aufmarschieren. Ich trat auf den Balkon hinaus. Die Spanische Treppe von oben. Wie die meisten Schweizer ziehe ich Paris vor, wie die meisten Schweizer lasse ich mich von Rom erobern. Vanetti schickte uns seinen Wagen.

»Ich bin neugierig, wie er aussieht«, sagte Yvette – unser beliebtes Spiel.

»Hager, verhärm̄t, asketisch«, sagte ich. »Rundlich, ver-

schmitzt, jovial«, sagte sie. Ich wäre lieber um ein paar Stunden älter gewesen. Yvette ist romantisch und voll Argwohn, ich bin realistisch und naiv.

Vanetti erwartete uns vor der *Osteria dell'Orso*. Sie hatte recht gehabt, ungefähr. Er ist über mittelgroß, allerdings eher stämmig als rundlich, mit kleinen, verschmitzten, aber nicht bösartigen Augen, die Haare von jenem typischen Italienisch-Grau, in dem die dunklen Fäden noch lange sichtbar bleiben. In seinem schwarzen Anzug erinnerte er mich an den Mönch Amador in den *Contes drolatiques*. Erster Eindruck: einer jener Römer, die aus der Geschichte Roms das Recht auf einen behaglichen Zynismus ableiten – alles schon dagewesen, kein Grund zur Aufregung. Ich fragte mich, warum er ein Lokal mit Musik gewählt hatte, elegant, aber laut. Wahrscheinlich wollte er mich auf dem sicheren Boden des Fremdenverkehrs kennenlernen. Er hat die vorsichtigen Manieren der klugen Emporkömmlinge, die gesellschaftlichen Fehlern aus dem Weg gehen. Ich könnte wetten, daß er immer eine schwarze Krawatte trägt, man vermeidet geschmacklose Farbkombinationen. Er bestellte wie jemand, der kein Risiko eingeht: Mit Lachs, Chateaubriand, Chablis und *Moulin-á-vent* kann nichts schiefgehen. Ich sah ihn mit den Augen Yvettes. *Grattez le Russe et vous trouvez le snob*. Übrigens begann er schon beim Hors-d'oeuvre vom Geschäft zu sprechen, sein sicherer Boden.

Er habe mich nach Rom gebeten, weil sich ein halbes Dutzend ausländischer Zeitschriften für die *Enzian-Story* interessiere. Also doch. Er wollte die Geschichte über eine Holding-Gesellschaft verkaufen, plane, eine Liechtensteinsche Anstalt zu gründen – mit meiner »bewährten Hilfe«. Selbstverständlich würde er achtundneunzig Prozent der Aktien behalten, zwei Prozent sollte ich übernehmen, »als Schweizer«, man liebt das im Steuerparadies. Er würde der Gesellschaft die *Enzian-Story* für einen nominalen Preis verkaufen; die Gesellschaft sollte

dann die Geschichte an das Ausland weitergeben.

Yvette, es ist das selbstverständlichste Ding von der Welt, die Kanzlei Doktor von Helis machte jeden Tag solche Geschäfte, trotz der echten Hodler an den Wänden. Auch die Ungezüglichkeit hat ihren Kode. Man wird bestraft, wenn man bei einer Steuerhinterziehung ertappt wird, aber die fröhliche Spitzfindigkeit, mit der man den Staat betrügt, ist ein beliebter Gesprächsstoff hochehrwürdiger Salons. Ehebruch gilt als unsittlich, aber unter Männern erzählt man von seinen Seitensprüngen, wie sich Handlungsreisende mit schlüpfrigen Witzen amüsieren. Der Schmuggler, den man erwischt, kommt ins Gefängnis, aber wenn die Unterhaltung erlahmt, kann man sie immer mit einigen persönlichen Schmuggelerlebnissen auf Trab bringen. Ich konnte nicht mit Yvette sprechen, also sagte ich, pflichtgemäß: »Auf das Leben eines toten Call-Girls eine AG zu gründen, erscheint mir doch etwas seltsam.« Vanetti nahm meinen Einwand nicht tragisch. Am Nebentisch hatten drei hübsche junge Amerikanerinnen Platz genommen, er rückte seinen Stuhl so zurecht, daß er sie beobachten konnte. Er sagte, daß er auch andere Storys über die Liechtensteinsche Holding verkaufen wolle, es gehe um Hunderttausende Dollar, er sehe nicht ein, warum er sie der Steuer in den Rachen schmeißen sollte. Ich auch nicht. Schau, Liebling, der Tag der Männer besteht aus Kompromissen, du kannst deinen Vater fragen. Am Abend erzählen sie ihren Frauen von den Resultaten ihrer Arbeit, aber von den Kompromissen erzählen sie nichts, Frauen formen sich ein Ritterbild von der Gesellschaft, schon im Elternhaus; es wäre ein Riesengeschäft, Männer für das einzukaufen, was sie wert sind, und für das zu verkaufen, was ihre Frauen von ihnen halten. Yvettes veilchenblaue Augen wurden noch blauer, ich kenne das. »Herr Vorneweg hat uns angedeutet«, lächelte sie, »daß Sie den Mörder der Enzian kennen.« Sie spricht fließend Italienisch; kein Mißverständnis, keine Entschuldigung, gleich würde ich Vanetti sagen müssen:

Wissen Sie, meine Frau ...

»Der plumpe Teutone«, sagte Vanetti amüsiert. »Alles nimmt er wörtlich. Sie glauben doch nicht ernstlich, Madame, daß ich einen Augenblick zögern würde ...« Ich hätte mich damit zufriedengegeben, ich bin nicht Sherlock Holmes, aber ich wußte, was Yvette nachher sagen würde. Ich bin ständig auf der Hut, vor den Nachher-Gesprächen mit Yvette.

»Im Vertrag ist immerhin angedeutet ...«, sagte ich. »Daß wir eine Vorstellung vom Mörder haben«, unterbrach mich Vanetti.

»Wieso?« fragte der Staatsanwalt im schwarzen Spitzenkleid.

Sie verstehen, meine Frau ..., wollte ich sagen, aber das war überflüssig, Vanetti wich nicht aus, er war in seinem Element. Er schien die drei hübschen Amerikanerinnen vergessen zu haben, die Musik hörte er nicht. »Die Konkurrenz«, sagte er, Radio, Fernsehen. Der Kennedy-Mörder sei vor den Fernsehkameras, vor den Augen von Millionen erschossen worden, ein berühmter Fall, aber nicht außergewöhnlich. Vor einigen Monaten habe BBC in der Sendung *Man Alive* Todeskandidaten vorgestellt, hahaha, Krebskranke, nicht mehr ganz *alive*. Oder doch, denn da war ein Vierundzwanzigjähriger, beispielsweise, riesig optimistisch, die letzten Monate mit seiner jungen Frau bereiteten ihm doppeltes Vergnügen, man konnte es richtig sehen, Hand in Hand mit seiner jungen Frau lief er über eine Wiese, man gewann den Eindruck, daß es sich auch mit Leukämie ganz gut leben läßt. Ein ausgesprochener Trost, für gegenwärtige oder zukünftige Krebskranke. »Ich verstehe nicht«, sagte ich pflichtgemäß. Die halbe Wahrheit.

»In der Zeit des Fernsehens ist die Zeitung ein Anachronismus«, sagte Vanetti, »mit Tatsachen kommt sie nicht aus, sie muß mit der Phantasie operieren. Die Neuigkeiten sind keine – siehe Kennedy. Die Zeitung kann die Neuigkeiten nur noch

kommentieren oder illustrieren, je nachdem. Sensation ist, was über die Nachricht hinausgeht. Der Journalismus krankt an Unglaubwürdigkeit. Einst meinte der Skeptiker: Ich glaube nur, was ich sehe – jetzt genügt es ihm nicht, etwas zu sehen; was er sieht, muß sich auch bewegen. Nur noch die Bewegung ist glaubwürdig. Optik ist von der Bewegung abgelöst worden. *Movimento, movi-mento.*« Er machte eine Handbewegung, als wollte er davonfliegen.

Schau, Yvette, es hat gar keinen Sinn, er wird seine Zeitungen deinetwegen nicht einstellen, der Fall Enzian ist nichts Ungewöhnliches, er sieht nur so aus, vom Dolder, wir halten noch bei der Optik, in unserer heilen Welt. Das Chateaubriand schmeckt ausgezeichnet, wir hätten nur sagen sollen, daß wir es *bleu* lieben, trotzdem warm. »Ein Teil der Presse«, sagte Vanetti unterdessen, »versucht es mit hoher Politik und esoterischer Kultur, da hat das Fernsehen noch das Nachsehen; ein anderer Teil versucht, der Polizei oder den Psychologen um einen Schritt voraus zu sein.

»Wie im Fall Enzian«, sagte Yvette.

Ich fürchtete, Vanetti würde die Geduld verlieren, aber er hatte eine Teufelsgeduld. Ich konnte seine Gedanken lesen: Die Kanzlei ihres Vaters, wenn ich Zempach haben will, muß ich seine Frau gewinnen, wahrscheinlich hat Zempach in die Kanzlei hineingeheiratet. »Die Technik«, sagte er. »Eine Zeitschrift wie *Quest’Ora*, mit ihrer Millionen-Auflage, mit den langen Transportwegen, muß mindestens eine Woche, vielleicht zehn Tage vor Erscheinen gedruckt werden. Frisches Fleisch, sagen wir, und liefern Konserven.«

Er seufzte: die Schuld der Zeit. »Würde man den Mörder der Hertha Enzian heute nacht verhaften, würde der Leser in der nächsten, vielleicht auch in der übernächsten Nummer sein Bild, seine Geschichte umsonst suchen. Wir würden ihn dem Leser tiefgekühl servieren; unterdessen hätten die Fernsehzu-

schauer längst beobachtet, wie er gefesselt aus seiner Wohnung abgeführt wird.« »Also fotografieren Sie ihn vierzehn Tage bevor er verhaftet wird«, sagte ich, wegen nachher. »Dazu müßten wir ihn erst kennen«, sagte Vanetti. »Wir nehmen eine Chance ...«

Hör schon auf, Liebling, aufrichtiger geht es wirklich nicht mehr. Zynisch kommt von den Kynikern, und das waren sehr tapfere Philosophen, asketische Spötter. Wenn Vanetti einen Mörder schützt, dann würde er sagen: Ich verberge den Mörder, damit er nicht für das Fernsehen verhaftet wird, basta.

»Was wir in der Zeitung lesen, sind also veranstaltete Sensationen«, sagte Yvette. Wissen Sie, meine Frau ...

Aber Vanetti blieb milde, väterlich, hatte gleich wieder ein Beispiel zur Hand. Da sei vor kurzem in Buenos Aires eine DC-4 der *Aerolineas Argentinas* aufgestiegen. Das Ziel: Rio Gallegos. Aber einige von den vierundzwanzig Passagieren zwangen den Piloten mit vorgehaltenem Revolver Kurs auf die Falklandinseln zu nehmen beziehungsweise auf das Hauptstädtchen Port Stanley. Obwohl die Inseln vor der argentinischen Küste liegen, haben die Engländer 1833 das Gebiet zur Kronkolonie Seiner britischen Majestät erklärt. Unter der Führung einer hübschen Blondine versuchten die Rebellen, den Archipel für Argentinien zurückzuerobern. Es sei ziemlich glimpflich abgegangen. Und ziemlich erfolglos. »Das heißt gar nicht so erfolglos«, sagte Vanetti. »Weil es sich bei der Blondine nicht um eine argentinische Jeanne d'Arc handelte, sondern um die Mitarbeiterin der illustrierten Zeitschrift Panorama in Buenos Aires. Das bunte Titelblatt mit der Schlagzeile *Nuestras Malvinas, hoy!* war schon Wochen vorher gedruckt. Exklusivbilder von Überfall, Invasion und niedergeschlagenem Aufstand. Wir selbst haben für die italienischen Alleinrechte ein kleines Vermögen gezahlt.« Zu mir gewandt: »Caro amico -wenn Sie im Zeitalter des Fernsehens eine Revolution nicht

versäumen wollen, müssen Sie sie veranstalten.« Zu Yvette: »Madame, es ist alles viel komplizierter. Die Revolution war nicht gestellt, sie fand tatsächlich statt, *Panorama* war eben anwesend, nicht zufällig, die Presse ist aktiv geworden. Wir haben alles und von allem zuviel, daher die Rauschgiftsucht. Lieber Sensationen als Marihuana – meinen Sie nicht auch?«

Dann schielte er wieder zum Tisch der Amerikanerinnen hinüber, wandte sich aber enttäuscht um: Auf ihren Plätzen saßen zwei fette Ehepaare. Er beschäftigte sich nur noch mit Yvette. Hoffentlich würden wir noch einige Tage in Rom bleiben. Er und ich würden morgen früh im Verlagshaus die Sache mit Liechtenstein besprechen – ob er ihr seinen Wagen schicken dürfte? Eine Audienz beim Papst? Es ließe sich machen. Ach nein, sie sei ja wahrscheinlich Protestant. Nun, der Papst sei schon selber ein halber Protestant. Johannes XXIII. hätte eben länger leben sollen. Johannes, Kennedy, Chruschtschow: Es sah doch ganz hoffnungsvoll aus. So gehen sie alle dahin. Es zieht, das sind die Engländer mit den offenen Fenstern – *Cameriere!* Die Musik sei auch nicht mehr wie früher, im Vorjahr hätte es eine bessere Kapelle gegeben, Peruaner.

Du kannst wirklich nicht verlangen, Yvette, daß ich sage: Apropos Johannes XXIII. – was wissen Sie von dem Mörder der Enzian?

Vanetti brachte uns ins Haßler. Ich verabschiedete mich etwas zu herzlich, wie einer, der sich für seine Frau entschuldigt; Männer entschuldigen sich für ihre Frauen; die verstehen nicht, daß man zu zweit anders spricht als zu dritt und zu dritt wieder anders als zu Millionen, wahrscheinlich ist das das ganze Geheimnis des Zeitungsgeschäftes. Frauen lernen langsam, Garantie für Moral. Im geheizten Dachgarten setzten wir uns an die Bar. Ich dachte: Nun kommt das Nachher-Gespräch, das hättest du sagen sollen und jenes. Aber Yvette schien aufgeräumt, sie sah aus wie eine Katze, die den Kanari gefressen hat.

»Er hat ein vollständiges Geständnis abgelegt«, sagte sie. »Muß mir entgangen sein«, sagte ich. Yvette: »Er hat sich im voraus gerechtfertigt. Er wollte mich mit dem Jahrmarkt der Krebskranken überzeugen – hereinspaziert, hier sehen Sie echte Todeskandidaten! Wahrscheinlich drückt er schon das bunte Titelblatt. *Nostro as-sassino, hoy!*«

»Ich bin ein Mann«, sagte ich – was man eben sagt, wenn man etwas Unmännliches tut. »Ich kann keine emotionellen Urteile fällen.«

»Willst du dich an diesem Geschäft in Liechtenstein beteiligen?« fragte sie.

»Nein, natürlich nicht. Aber an der Aktiengesellschaft ist nichts auszusetzen.«

Es war niemand mehr auf der Terrasse. Unter uns schließt Rom mit offenen Augen. Yvette blickte ernst, sie war schön, ich hätte ihr Vanetti geopfert, samt Enzian und Liechtenstein.

»Du kannst jetzt nicht aussteigen«, sagte sie.

Ich sah sie überrascht an. Sie sagte: »Du mußt es herausfinden.«

Ich sagte: »Ich bin nicht Sherlock Holmes, mein lieber Watson. Übrigens schreibt der *Corriere della Sera*, daß es sich nur noch um Tage handeln kann.« Die Polizei könnte mir wirklich den Gefallen tun.

Yvette denkt: Jetzt verstehst du, Papa, warum sich Antonio auf die ganze Geschichte eingelassen hat. Natürlich wollte er Vanetti nie vertreten, wir sind nur nach Rom gefahren, um den Komplizen des Mörders zu erlegen. Ich bin stolz auf Antonio, bist du nicht stolz auf Antonio? »Wir werden sehen«, sagte ich.

Am Vormittag führte ich ein langes Gespräch mit Vanetti. Büros, Redaktionen, die neue Druckerei: alles sehr imposant, ein beruhigender Lokalaugenschein. Ich lehnte die zwei Prozent ab. Vanetti ging auch darauf ein. Er behandelte mich mit

dem üblichen Sie-sind-ja-Schweizer-Respekt; unsere Uhren gehen auf die Minute, wir machen keine Kriege, wir sprechen drei Sprachen, wir lassen den Koffer vor dem Bahnhof stehen. Unsere einzige wahre Tugend kennt niemand: daß wir nicht für bare Münze nehmen, was die Ausländer von uns halten. Wir einigten uns. Ein beträchtliches Honorar. Siehst du, sage ich zu Doktor von Helis, es war doch eine ganz gute Idee. Er: Ich freue mich für dich. Ich: Vanetti bleibt mein eigener Mandant. Ich stand schon in der Tür, als ein junger Mann ins Zimmer stürzte, ohne anzuklopfen. Corduroyhose, kariertes Hemd, am Hals offen, eine violette Jacke, dicke rote Socken, Sandalen, das Standbild des Unbekannten Demonstranten. Natürlich mit Bart, ein schmales Gesicht mit Trauerrand. »Francesco, mein Sohn«, sagte Vanetti – er hatte nichts von seiner Familie erwähnt. Sie sprachen von technischen Dingen, die ich nicht verstand, Klischeeanstalt, Verspätung, Umbruch, aber das Zimmer war plötzlich mit Spannung geladen. Ich fühlte mich in den Teufelskreis eingeschlossen, als hing die Spannung mit mir zusammen. Ich bat Vanetti, mir ein Taxi zu bestellen. Francesco bot sich an, mich in seinem Wagen ins Hotel zu bringen. Vanetti lehnte ab, schlug vor, seinen Chauffeur zu rufen, ein Taxi zu bestellen, mich selber in mein Hotel zu fahren – hektisch, erregt, als gelte es, eine Katastrophe zu verhindern. Prompt begann die Weckeruhr zu läuten, Marke Yvette. Ich akzeptierte das Angebot des Sohnes. »Was fahren Sie für einen Wagen?«

Er sagte: »Alfa.«

Auf dem Weg zum Parkplatz sprach er kein Wort. Er setzte sich in den Wagen, öffnete die Tür von innen, blickte grimmig – ich dachte: Du hättest mich ja nicht einladen müssen. Er fuhr wie ein Ambulanzfahrer, der sich beeilt, obwohl es zu spät ist, das Opfer des Unfalls ist tot. Mitten im Trubel der Piazza del Popolo sagte er: »Sie sind der Schweizer Anwalt, der das Le-

ben der Enzian gekauft hat?« »Ich habe mit Herrn Enzian verhandelt«, sagte ich.

»Ist Geld so wichtig?« fragte er.

»Komische Frage«, sagte ich.

Ich hatte keine Lust, ein ideologisches Gespräch zu führen. Schließlich trug er Uniform; sie sitzen auch bei uns herum, auf dem Limmatquai, warten auf zornige Bürger, sind zornig, wenn die Bürger nicht zornig sind. Sie waschen sich nicht, sie brauchen es nicht, sie sind rein, seelisch. Wer das Leben nicht angreift, beschmutzt sich nicht, ziemlich einfach, schade, daß man es ihnen nicht nachmachen kann. Ich bin sechsunddreißig, also ein Großvater, total korrupt. »Warum zeigen Sie meinen Vater nicht an?« fragte der junge Vanetti.

Ich hätte ein Taxi nehmen sollen oder den Redaktionswagen, oder ich hätte mich von Vanetti nach Hause bringen lassen sollen.

»Warum sollte ich ihn anzeigen?« fragte ich. »Hoffentlich haben Sie meinem Vater genug Geld abgeknöpft«, sagte Francesco Vanetti. »Die Memoiren werden Millionen bringen. Bevor sie erscheinen, sind Sie über alle Berge. Fröhliche Weihnachten!« »Sie sprechen in Rätseln«, sagte ich. Es war mir gar nicht rätselhaft. Ich war auf der richtigen Fährte, ich wollte das Wild nur nicht erlegen. Ich saß zwischen den Ästen und hatte Angst, vom Baum zu fallen. Wenn man Angst hat, sollte man nicht auf den Baum klettern. Mein Vater hatte keine Angst und ist doch vom Baum gefallen. Aber er wollte ja auch nur eine Eule fotografieren.

»Warum sollen Sie nicht verdienen?« fragte Francesco Vanetti. »Ein Call-Girl wird ermordet, und alle verdienen.« Er fluchte, weil ein Wagen beinahe den Kotflügel des Alfa Romeo gestreift hatte. Auf einmal benahm er sich, als wollte er nur den drohenden Blechfeinden entgehen. Sein Adamsapfel bewegte sich auf und ab.

»Arbeiten Sie bei Quest’Ora?« fragte ich.

»Ich dichte«, sagte er. »Ich bin Fotodichter.«

Wir waren eingekleilt zwischen Automobilen. Francesco Vanetti drückte das Hörn nieder, obwohl er das rote Licht deutlich sehen konnte. Er sagte:

»Vielleicht hat Ihnen mein Vater lauter Lügen erzählt. Aber Sie haben sie geglaubt.«

Yvette, der junge Vanetti hat mich nach Hause gebracht, ein netter junger Mann, Fotodichter. Ist das alles? Er hat von mir verlangt, seinen Vater anzuseigen. Yvette: Hast du ihn gefragt, weshalb? Ich: Memoiren. Yvette: Was für Memoiren? Ich: Ich habe ihn nicht gefragt.

»Was für Memoiren?« sagte ich. Und nochmals: »Warum sollte ich Ihren Vater anzeigen?«

»Seit wann zeigt man eigentlich seinen Komplicen an?« sagte er.

Wirklich, Yvette, ich habe mein Bestes getan.

Ich sagte: »Es wäre nett, Sie wiederzusehen. Wollen Sie vielleicht heute abend, mit meiner Frau und mir ...?«

»Es hat keinen Sinn«, sagte er.

Er blieb sitzen, als ich vor dem Haßler ausstieg.

Man muß nicht unbedingt vom Baum fallen. Man kann auch oben sitzen bleiben. Aber es ist fast dasselbe.

Aurelio Morelli

Nicht ohne Zögern, ja mit einer gewissen Beschämung erfülle ich die Pflicht, über das Ende des vormals in Lubriano beheimateten, bei ihrem Tod zwanzig Lenze zählenden Bauernmädchen Vera Pisenti zu berichten. Seit mir, just an dieser Marterstätte meiner Verbannung, Agnese zu begegnen bestimmt war, sind die festen Mauern meiner Weltanschauung erschüttert, die Feder sträubt sich, wenn ich dies, andererseits, auch als gutes Zeichen werten möchte: Groß ist nur der Dichter zu nennen, dem die Feder nicht immer gehorcht.

Doch ist es das nicht, gewiß nicht in erster Linie. Vielmehr sind die Umstände, unter denen Vera Pisenti entschlief, dazu angetan, die Lauterkeit meiner Motive in Frage zu stellen, ja den hanebüchenen Verdacht zu erwecken, eine sexuelle Aberration, erotische Hemmungslosigkeit, die Libido des Todes hätten meine strafende Hand geführt. Wäre der Schwur in eigener Sache akzeptabel- und warum sollte er es bei einem Mann von meiner Lauterkeit nicht sein? –, ich könnte beschwören, daß ich zwar an meinem sechsundfünfzigsten Geburtstag die Welt von einem jungen, also gefährlichen Geschöpf zu befreien gedachte, daß mir aber der bloße Zufall, nichts weiter, das Mädchen Vera Pisenti in die Hand spielte – und das in des Wortes wahrstem Sinne -: Von Lustgefühlen konnte dabei keine Rede sein. Und schließlich bin ich, der Lässtigkeit mehr, dem geneigten Leser die Erklärung schuldig, warum ich denn, nach dem Tod Lucia Chiesas, zwei volle Jahre verstreichen ließ, ohne der Gerechtigkeit meinen Tribut zu entrichten. In dem *Dramatis personae* William Shakespeares, die seinem Drama *Julius Caesar* vorangestellt ist, werden Marcus Brutus, Cassius, Casca, Trebonius, Ligarius, Decius Brutus, Metellus Cimber und Cinna als Verschworene, *conspirators against Julius Caesar*, vorgestellt, obwohl doch der Dramatiker

mit besserem Recht ganz schlicht von Mördern hätte sprechen können. Dennoch hat mein berühmter Kollege nicht unbedacht gehandelt, denn zwei Momente erheben die edle Verschwörung über den gemeinen Mord – die wohlüberlegte und sorgfältig vorbereitete Tat sowie eine möglichst große Anzahl von Personen, die sie, direkt oder mittelbar, ausführen. Je absichtlicher die Tötung, je größer die Zahl derer, die den Mord beschließen, desto weniger verächtlich ist die Verletzung des testamentarischen Gebotes, geht es aber um eine von Massen an Massen zu begehende Schlachtung, dann darf füglich von einem Idealzustand, beispielsweise Krieg oder Revolution, gesprochen werden.

Ich sage das alles nicht *post festum*, leichthin, gedankenlos, ohne triftige Ursache. Ich hatte nun einmal als der einsame Pionier meiner Generation, als der kühne »Einzelgänger«, wie der halb bewundernde, zugleich aber wunderliche Ausdruck lautet, die junge Lucia Chiesa in ein reineres Leben geführt – in ein reineres, sage ich, weil doch nirgends auch nur angedeutet steht, daß die Jungen und die Alten, die im Frühling oder im Herbst Verschiedenen, bei Betreten der himmlischen Gefilde oder der höllischen Tiefen nicht mit einem Mal gleichaltrig werden, alterlos, zeitlos, so daß göttliche Gerechtigkeit offenbar mit der Abschaffung der Jahreszeiten beginnt. Wenn ich zwei Jahre verstreicheln ließ, ohne meine Pflicht zu erfüllen, so geschah es nicht aus Angst, verlorenem Sendungsbewußtsein, vergreisender Tatkraft, lendenlahmer Reue, sondern weil ich Brutus zu sein begehrte, kein Einzelgänger. Die revolutionäre Organisation, die *conspiratio* gegen den Tyrannen Gaius Iulius Caesar waren mein Ziel; des glücklichen Schicksals, das mich den Häschern hatte entgehen lassen, wollte ich mich würdig erweisen, indem ich meine Generation zur Selbstverteidigung, zum Spartakus-Aufstand, zum letzten Gefecht aufrief gegen das Ungeheuer – oder, mit Shakespeare zu sprechen: »*Why, man, he doth bestride the narrow world / Like a Colos-*

sus: and we petty men / Walk under his hugh legs, and peep about / To find ourselves dishonourable graves.«

Ich scheiterte kläglich. Es gibt dafür keine Entschuldigung, jedenfalls nicht für jene, die mir ihr gutes Komplimentum verweigerten. Die Jugend wünscht nicht bloß, uns mundtot zu machen, zu beherrschen, in Sklaverei uns zu beugen – weshalb ein evolutionäres Streben der Eltern und Älteren nach Emanzipation, Gleichberechtigung, Wahlrecht und Freiheit von Prügelstrafe zu spät kommt und überholt ist -: Diese Jugend, so sagt sie selbst, will »allein bleiben« ... man kann aber nur allein bleiben, wenn man die anderen kaltblütig hinschlachtet. Erkennen wir es ? – Mitnichten erkennen wir es. Der Jugend, einer Generation ohne Gewissen, stehen Generationen mit einem schlechten Gewissen gegenüber. Wie giftig aber und einer aufgeblähten Leber gleich ist es doch, unser Gewissen! Obwohl es keine einzige Epoche der Menschheitsgeschichte gab, die ohne Kriege ausgetragen wäre; obgleich wohl schon Heraklit wußte, daß »*der Krieg der Vater aller Dinge, aller Dinge König*« ist; obwohl allein die höhere Gerechtigkeit des Krieges es verhindert, daß nur alte und kranke Menschen sterben, verhindert, daß eine fürchterliche Mehrheit und Massenpopulation unerfahrenerer, geistig unbemittelner, seelisch unentwickelter, hilf- und verantwortungsloser Jugendlicher entstehe; obwohl, auf der anderen Seite, alles, was man Fortschritt nennt und wovon vornehmlich die Jugend profitiert, vergangenen Generationen, und hier wiederum fast nur alten Männern zu danken ist; obwohl just meine gemarterte Generation der Jugend die drei sichersten Instrumente gegen künftige Kriege geschenkt hat – Wohlstand, sozialen Fortschritt und die Atombombe ... trotz allem fühlt sich das Alter schuldig, schlägt es sich, statt dem Feind aufs Haupt, an die eigene Brust. Clemenceau, der kluge Tiger, wußte, daß der Krieg eine zu ernste Sache sei, als daß man sie Generälen anvertrauen könne, wir aber sind so dumm, daß wir die Zukunft der Jugend anvertrauen zu können wäh-

nen. Wir haben die Atombombe geschaffen, der Menschheit ersten festen Schutz gegen die Vernichtung, aber aus Angst, daß sie unseren Händen entgleiten würde, vertrauen wir sie Knabenhänden an; aus Furcht, sie könnte die Kinderzimmer zerstören, lassen wir sie – ach, Schmach und Schande! – im Kinderzimmer ticken. Unsere Vernunft ist verstummt. Der Ruf »Alle Macht der Jugend« hätte doch fürwahr wie die revolutionäre Parole *Alle Macht den Räten* nur dann einen Sinn, wenn die Jugend eine beständige Größe wäre: In Wirklichkeit ist auch die Jugend der Natur Untertan; kaum hat sie die Macht errungen, ist sie nicht mehr jung und, will man ihrer Philosophie glauben, durch Älterwerden korrumptiert – unter der Vorspiegelung, für eine neue Jugend zu kämpfen, kämpft sie nur für ein neues, das frühere verdrängende Alter.

Ich leugne nicht, daß ich zwei Jahre in der Illusion lebte, ein später Brutus werden zu können, kein individualistischer Mörder mehr, sondern ein kollektiver, also ein Führer. Zurückgewiesene Zeitungsartikel, abgelehnte Essays, kopfschüttelnde Beschimpfungen meiner ohnedies nicht allzu vielen Bekannten, der Ruf des armseligen Sonderlings, gesellschaftlicher Boykott, karges Brot für mich selbst waren das Resultat. Dabei kann ich mir nicht einmal den Vorwurf machen, die Intelligenz meiner Mitmenschen überschätzt zu haben. Der Todfeind, frech geworden, zeigt sich längst ohne Maske, der primitivste Tropf kann ihn erkennen, der törichteste Spaziergänger ihm begegnen. Wenn junge Mädchen Röcke tragen, die kaum noch ihre Schamhaare bedecken, und junge Männer Haare tragen, die ihnen auf die Schultern fallen – wie anders ist es zu erklären, als daß sie, verrohte Geschöpfe, die dickeren Beine ihrer Mütter, die Glatzen ihrer Väter Spott und Hohn preisgeben wollen? Wenn Schulen zu Bordellen und Universitäten zu Lehranstalten der Hurerei werden – wie anders ist es zu erklären, als daß die Jugend den struppigen Wald, dem Wald von Birnam gleich, in Marsch gesetzt hat, weil Eltern und Ältere in

diesem Wald sich verlieren müssen? Wenn junge Dichter in einer Sprache schreiben, die in unverständlicher Form Überflüssiges sagt – wie anders ist es zu erklären, als daß sich die Jugend in einer Geheimsprache, einem Indianerlatein zu verstündigen wünscht, um solcherart das Alter auszuschließen? Leugnen kann die Jugend den schönen Fortschritt nicht, den wir ihr beschert, und so zieht sie ihn denn in den Staub – was ist Freiheit von Hunger neben transzentalen Werten, was Freiheit von Krieg, wenn der Friede vereinbart wird, was die Mehrheit, wenn sie zufrieden ist, was die Ordnung, wenn sie verteidigt werden muß . . . und was es sonst noch geben mag an durchsichtigen Rechtfertigungen des Vatermordes.

Durchsichtig – für wen? Auf keinen Fall für das sich duckende Schlachtvieh über vierzig.

Nach zwei also vertanen Jahren begab ich mich, entmutigt, erschöpft, aller Mittel bar, auf den Bauernhof meiner guten Mutter. Es war Ende Juni, der geliebte Monat. Der Juni ist der Herbstmonat des Frühlings, wehmütinger als der September, der des Herbstanfangs Frühlingsmonat ist. Das Land um meinen Geburtsort Montefiascone stand in armer Pracht. Meine teure Mutter hatte dem verloren geglaubten Sohn ihr eigenes Zimmer eingeräumt, und wenn ich durch das kleine Fenster auf den grünenden Wein hinausblickte, schien mir der Rat des alten Voltaire, man täte am besten, von der Welt abgewandt, seine Rosen zu schneiden und seinen Garten zu bestellen, beinahe verlockend. Ich hatte *Phainomena*, die 1154 Hexameter des Aratos, mitgebracht, natürlich im griechischen Original, weil mich diese poetische Stern- und Himmelskunde von Jugend an herzlich berührt hat – wie wunderbar, Sterne zu betrachten, die uns noch trügerisch leuchten, da sie doch längst erloschen sind! Um mir meine körperliche Elastizität zu erhalten – man sieht mir, heißt es, mein Alter nicht an –, nahm ich fast täglich das klappige Damenfahrrad des alten Giovanni,

trat ich darauf planlos durch die heimatlich grüßende Landschaft; nach Viterbo oder Lubriano pedalte ich, dem kleinen Marktflecken, der mir stets lieb gewesen. Es geschah nicht selten, daß ich das Haus meiner Mutter bei Einbruch der Dunkelheit verließ: Die letzten Jahre hatten mich, einen guten Schläfer, unerklärlicherweise des Schlafes beraubt; die lauen Nächte versetzten mich in einen Zustand erregter Sentimentalität, unter dem Eindruck des Aratos gab ich Mond und Sternen ein heimliches Rendezvous.

In den letzten Julitagen bahnte sich endlich das Ereignis an, von dem zu berichten meine traurige Pflicht ist – traurig, weil es unter dem Zwang brutaler Makler geschieht, doch ein glückliches Ereignis nichtsdestoweniger –, »*Thank God, I have done my duty*«, soll der edle Lord Nelson auf seinem Sterbebett gesagt haben. Ende Juli also geschah es, daß ich, im Mondlicht quer durch die Felder wandernd – mein Fahrrad schob ich neben mir einher –, auf eine Scheune aufmerksam wurde, durch deren verschlossene Tür ein schwaches Licht auf den satten Boden fiel. Zu einem Bauernhof gehörte die Scheune zweifellos, doch lag sie von den Behausungen ein gutes Stück entfernt; es ging auf elf, die Wirtschaftsgebäude rundum – eines wohlhabenden Bauern Besitz mußte es sein – waren ausgestorben ... um so mehr zog mich das Schimmerlicht an. Die Scheune, der ich mich lautlos näherte, war ein neuer Bau, höchstens zwei oder drei Jahre alt – daher wohl auch das elektrische Licht –, doch war sie mit Sparsamkeit errichtet worden, denn sie bestand fast ganz aus Holz, und die Planken waren so nachlässig zusammengetakelt, daß man durch den einen oder anderen Spalt unschwer ins Innere blicken konnte. Wie soll ich nun, was sich meinen schamhaften Augen bot, beschreiben, ohne mich der Obszönitäten schuldig zu machen, da es doch gerade diese Obszönität war, die mein sittliches Gefühl verletzte, ja so grausame Wunden in mir zurückließ, daß mich die Schreckensbilder, durch die Nächte von Foce Verde geisternd, auch

heute noch verfolgen. Durch einen Spalt in der Seitenwand lugend, erblickte ich – ich muß es aussprechen – die tierische Begattung eines Mädchens von kaum achtzehn oder neunzehn Jahren, so meinte ich, durch einen Bauernjungen ähnlich unreifen Alters. Begattung, jawohl, und tierisch – beide Wörter aber habe ich mit Vorsicht gewählt. Von einem Liebesspiel auch nur rustikaler oder rudimentärer Natur war hier nichts wahrzunehmen, auch nichts von der schlichten Leidenschaftlichkeit, die man von gesunden Bauernkindern erwarten dürfte; auf jenen Prolog, der allein die Scheußlichkeit des Geschlechtsaktes zu entschuldigen vermag, allein den Menschen, ein Wesen höherer Art, sollte man glauben, vom läufigen Vieh unterscheidet, hatten die beiden jungen Menschen verzichtet – der Jüngling konnte kaum die Scheune betreten haben, als sich die beiden schon im Zustand ekelregender Kopulation befanden. Lagen sie im Stroh, Körper an Körper, schlügen sie die Arme in schöner Vereinigung umeinander, küßten sie sich in junger Sommerliebe, suchte Hand die Hand, Haut die Haut, tastete Verlangen nach Verlangen? – nichts dergleichen. Das Mädchen mußte auf das elende Stelldichein wohl vorbereitet gewesen sein, denn es trug keinen Unterrock, kein Unterkleid, kein Höschen, nackt war es unter dem sich bauschenden Rock – diesen Rock aber schlug es, von dem Geliebten abgewandt, hoch, schlug es über den Kopf, bot dem geilen Knaben den Anblick zweier rosa Halbkugeln, und tat dies – ich wollte meinen Augen nicht trauen, traue der Erinnerung auch heute kaum – in stehender Figur, ohne sich nach dem Geliebten überhaupt umzusehen, während der Jüngling, auf solche Darbietung vorbereitet, seine Hose ganz einfach fallenließ, die Knie etwas einknickte, den Oberkörper zurücklehnte und, dem Pferd, dem Hund, der *Ziege*, anderen Bestien gleich, die stoßenden Bewegungen der Paarung vollzog.

Indem ich von Pferden, Hunden, Ziegen spreche, bin ich mir des Unrechts bewußt, das ich an diesen und anderen Tieren

begehe. Ist es denn nicht so – auf dem flachen Land aufgewachsen, habe ich es oft genug beobachtet –, daß sich der Hengst voll Leidenschaft an die Stute klammert, mit den Hufen seiner Vorderbeine den Leib des weiblichen Tieres umfaßt, daß sich der Rüde über den Rücken der Hündin beugt, als wollte er das Weibchen liebend festhalten; von einer Vereinigung der Körper läßt es sich hier füglich sprechen – in jener Scheune von Lubriano vereinigten sich aber nur Körperteile, von einer Umarmung war nichts festzustellen; wenn der minderwertige, zugleich aber, wie ich sehen mußte, überentwickelte menschliche Hengst das üppige Mädchen überhaupt berührte, dann nur, um sich mit seinen rohen Händen an ihren rückwärtigen Partien, als wären sie eine Leiter, ein Balkon oder eine Reling, festzuhalten.

Als hätten meine Füße Wurzel geschlagen, verharrte ich auf meinem Beobachtungsposten, doch tat ich es mit schmerzlichem Widerwillen, richtiger, aus angeborener Toleranz – ich wollte mich überzeugen, ob dieser Akt vereinbarter Notzucht, der ohne Prolog begonnen hatte, wenigstens mit einem Epilog enden würde. Kein Vorspiel, kein Nachspiel! Der Jüngling streifte seine Hose hoch, wie sich ein anderer nach genossenem Mahl den Mund abwischt, das Mädchen zupfte seinen Rock zurecht, als erhöbe es sich vom Blumenpflücken; dann setzten sie sich nebeneinander auf ein Düngerfaß und begannen sich unbefangen zu unterhalten – was sie sprachen, konnte ich nicht vernehmen, nur ihr Lachen drang zu mir, und es dünkte mich, daß sie lachten, weil es wenigstens etwas geben muß, was ein menschliches Paar vom Zuchttier unterscheidet.

Wen sollte es wundern, daß ich von Stund an um den Schlaf gebracht war? Wenn sich meine Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht auf wenige, zum Glück mißglückte Versuche in meiner frühen Jugend beschränken, so erwähne ich das beileibe ohne Scham, da mich die absurde Schlußfolgerung, die Psychi-

ater, Sexualpathologen, Psychoanalytiker und andere Voyeurs daraus ziehen würden, nur mit Heiterkeit erfüllt. Meine profunde Bildung gestattet es mir, alle einschlägigen Werke – von Hieron Cardamus *Synesorium somniorum* im sechzehnten Jahrhundert bis Magnus Hirschfelds *Geschlechtsanomalien und Perversionen*, von Vespas / *sogni nei neuro-psicopatici* im neunzehnten Jahrhundert über Menningers *Love against hate* bis Sartres *Das Sein und das Nichts* Revue passieren zu lassen, ohne mich in ihnen auch nur im entferntesten zu erkennen. Weder die »homosexuelle Komponente«, der Professor Freud so große Beachtung geschenkt hat, konnte ich, trotz unbefangener Prüfung, bei mir entdecken, noch habe ich jemals einer jener Perversionen gefrönt oder deren Regung auch nur unterdrücken müssen, von denen der Marquis de Sade und der österreichische Schriftsteller Sacher-Masoch sprechen. Die Betrachtungen der ernsteren von diesen Autoren, denen es nicht darum geht, durch die Beschreibung von Perversionen die Lust an denselben zu wecken – sie beziehen sich nicht auf mich, der ich, von Kindheit an, nie erlahmend, ein vollkommen glückliches Sexualleben geführt habe, mit dem einzigen Unterschied, daß ich hierzu keines Partners, weder männlichen noch weiblichen Geschlechtes, bedurfte.

Wenn Sartre behauptet, das Laster sei »*die Liebe am Versagen*«, so beweist das nichts als die Oberflächlichkeit meines gallischen Kollegen. Bei der Onanie, Masturbation, Selbstbefriedigung, wie man diese klassische Form der Liebe, je nach dem Maß der Vorurteile, nennt – sogar die Bibel wird verfälscht, wie Mark Twain in *Einige Bemerkungen über die Wissenschaft der Onanie* andeutet, da Onan seinen Samen erst nach dem Geschlechtsakt auf den Boden vergoß, bestenfalls also als der Vater des *coitus interruptus* angesehen werden kann -: Von einem Versagen, kurzum, kann bei der diskreten Liebe zu sich selbst, bei dem Abscheu vor der öffentlichen Entkleidung, bei dem Unwillen, das Intimste mit anderen zu

teilen, bei der stolzen Unterwerfung kollektiver Triebe, durchaus nicht gesprochen werden, vielmehr handelt es sich dabei um den letzten Triumph über den beschämenden Verlust der menschlichen Unabhängigkeit. Wie sehr muß Gott den von Ihm geschaffenen Menschen verachtet haben, daß Er es nicht wagte, ihm die Pflicht der Fortpflanzung anzuvertrauen, ohne ihm diese natürliche Aufgabe mit dem billigsten Vergnügen schmackhaft zu machen. Auf der anderen Seite verstand es der mit Lustversprechungen bestochene und zugleich gefoppte Mensch nicht, die ihm einmal gewährte Lust intellektuell zu isolieren: Er ließ sich zu dem Irrglauben verführen, daß es zur Erzeugung dieses Vergnügens tatsächlich eines Mitmenschen, einer Mitfrau oder eines Mitmannes, kurzum eines Partners bedürfe. Gott, Seiner Kreatur mißtrauend, entthronte Sich selbst. Statt zu verfügen, daß der Samen des Mannes im Boden aufgehe und neue Männer aus ihm entstünden, wie die Eier der Fische vom göttlichen Element des Wassers befruchtet werden, ließ Er Onan hinrichten, zwang Er den Mann, seine Säfte in die leere Schale der Frau zu ergießen, schuf Er einen Götzen und zweiten Gott, den eitlen Sexus, dem die Menschheit dann auch weit demütiger als dem Herrn und Schöpfer huldigt. Die ganze heuchlerische Liebeslehre, die *ars amandi*, beruht auf der fürwahr grotesken Vorstellung, daß sich die Menschen, indem sie die Pflicht der Fortpflanzung erfüllen, gegenseitig Spaß und Vergnügen bereiten sollen, wo sich doch jeder selber die gleiche oder größere Befriedigung zu verschaffen vermag. Je weiter die Zivilisation fortschreitet, nämlich vom Menschen dort, desto größere Sorge verwenden die, welche sich selbst befriedigen könnten, auf die Befriedigung ihrer Partner; in Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, ja in Familienblättern erscheinen die paradoxesten Ratschläge – beispielsweise, wie man, beim Koitus düstere Gedanken hegend, den Orgasmus verzögern kann –; keiner weiß mit Sicherheit, wie er dem anderen so recht gefallen kann; fast jeder hat vergessen, daß die schlichte Berühring

des eigenen Körpers ohne weiteres und mit Sicherheit jene Sensationen erzeugt, die ein noch so eifriges Studium der Liebeskunst kaum zu gewährleisten vermag. Die biblische Todesstrafe ist zwar abgeschafft, die von der Kirche verkündeten Höllenstrafen schrecken niemand, und auch des Kinderschrecks gesundheitlicher Folgen glaubt die Wissenschaft endlich entraten zu können, aber dafür behauptet sie, der isolierte Geschlechtsakt führe zu Minderwertigkeitsgefühlen, einem Verlust des Stolzes und des Selbstbewußtseins. Mag sein, daß ich zu den Auserwählten gehöre. Wenn man auch ein gottbegnadeter Dichter sein muß, um meine Phantasie zu besitzen, so sollte doch über die Gnade der Phantasie kein Zweifel bestehen – wer ist reicher beschenkt: Der, der erreicht, was auch einem Ziegenbock nicht versagt bleibt, oder der, dessen vier Wände mit allen Schönheiten dieser Erde, mit allen orgiastischen Szenen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit allen bekannten oder auch unbekannten Möglichkeiten des Geschlechts ausgestattet sind? Ein Herr, in des Wortes wahrster Bedeutung, vermag ich mit einer einzigen Geste, und sei es auch in dem niedrigen, modrigen Zimmer meines elenden Geburtshauses, die Hetären des klassischen Altertums, die Kurtisanen der französischen Könige, die umworbenen Sterne der modernen Traumfabrik, vermag ich die willigen oder unwilligen Opfer des Marquis de Sade, die Frühlingsausflüge der lieblichsten Rokokopärchen oder auch die teuren Vergnügungen zeitgenössischer Playboys, heraufzubeschwören. Indes sage ich das nicht nur, weil es gilt, falsche Begriffe zu korrigieren, sage es auch, um selbst dem unverständigen Richter zu beweisen, daß ich den Mord an Vera Pisenti – wenn man ihn, arm an Worten, so nennen will – nicht etwa aus Eifersucht, aus sexuellem Neid, in hemmungsloser Erregung beging, da ich ja in meinen schlaflosen Nächten längst die Stelle des eifrigeren Jünglings eingenommen, seine Lust ausgekostet, das dralle Mädchen besessen und den Zustand glücklicher Erschöpfung erreicht hatte.

Ich handelte wie der Revolutionär, der sich täglich die Verwerflichkeit des bestehenden Systems vor Augen hält, um aus seiner Erkenntnis Mut zu umstürzlerischer Tat zu schöpfen. Ich hatte mich der Illusion hingegeben, daß die Pest der Unsittlichkeit nur in den Ritzen des großstädtischen Asphaltalts ihr Wurmdasein führe. Man ist dort zu Hause, wo man Kindheitserinnerungen hat. In meiner Jugend brauchte man Mädchen wie Vera Pisenti nicht der Obhut ihrer redlichen Eltern anzuvertrauen: Das Land behütete sie, die Kirche, die Angst vor irdischer und göttlicher Verdammnis, die eigene Scham. Sollte ich predigend durch die Dörfer ziehen? Man hätte mich verlacht. Revolution beginnt, wo die Predigt aufhört.

Es zog mich zurück an den Ort der Schande. Bei Einbruch der Dunkelheit machte ich mich auf den Weg, in der Hoffnung, die verruchten Kinder auf frischer Tat zu ertappen, oder, wer weiß, in der Hoffnung, mich zu überzeugen, daß ich einer Wahnsinnvorstellung zum Opfer gefallen sei. Es war keine Wahnsinnvorstellung gewesen. Nicht nur am nächsten Abend wurde ich unsichtbarer Zeuge der empörenden Vorfälle – bald mußte ich erkennen, daß sich die beiden jungen Tiere allnächtlich, zur gleichen Stunde etwa, am gleichen Ort trafen, um dort unermüdlich ihrer Lust zu frönen. Ich zählte ihre Jahre zusammen – weniger waren es als meine, und dennoch: Keine Abart, keine Abwegigkeit der körperlichen Liebe war ihnen fremd. Auch kein Wetter konnte sie von dem sündigen Stelldichein abhalten; zweimal mußte ich mich – zum Erstaunen meiner guten Mutter und des schwachsinnigen Giovanni – in strömendem Regen auf den Weg machen; durchnäßt bis aufs Hemd, außer Atem, weil ich vor Blitz und Donner von Baum zu Baum geflüchtet war, von einem widerwärtigen Schnupfen geplagt, kehrte ich in meine Behausung zurück.

Hätte sich nicht der Festtag meiner Geburt genähert, längst hätte ich meinen wohldurchdachten Plan ausgeführt, die beiden

mitten im bestialischen Akt mit einigen Revolverschüssen zu erledigen. Giovanni hatte, ich wußte es, seine alte Armeepistole hinter den Flaschen des Weinkellers verborgen; ohne aufzufallen, konnte ich sie zu mir nehmen, von Rost befreien und mit frischer Munition ausstatten. Dennoch will ich – denn auch ich bin menschlich – eine Schwäche gestehen. Je näher der achte August rückte, desto größer wurden meine feigen Rücksichten. Noch am Morgen meines Geburtstages war ich von kleinnütigen Zweifeln geplagt. Ach ja, ich will es bekennen: Hätte mich, als ich die knarrenden Treppen hinunterstieg, ein Geburtstagskuß Mammas erwartet, hätte mir auch nur Giovanni, der schmutzige Geliebte meiner Mutter, die Hand gedrückt, hätte es an diesem Morgen statt der einförmigen Suppe ein Täßchen Kaffee, ein kleines Stück Kuchen gegeben – Vera Pisenti wäre noch am Leben. Aber wer hätte denn des achten August gedenken sollen, an dem der unwillkommene Erdenbürger Aurelio Morelli in die Dunkelheit der Welt geboren wurde? Meine Mutter war, wie immer, mit ihren stinkenden Katzen beschäftigt, Giovanni schlürfte mit ekelhaftem Geräusch seine Frühstückssuppe, ohne Gnade und Geschenk war der Tag. Ich blieb stumm, verschob die Geburtstagsfeier auf den Abend. Es war schwül, der Himmel sternenlos. Wie eine Geliebte, die mit glühendem Körper auf den Geliebten wartet, lagen die Felder im Gewitterfieber. Ich mied den Ort, der belebter als sonst schien; in einem Gasthof am Strand fand ein Fest statt. Ich fürchtete, daß Vera Pisenti – ihren Namen kannte ich nicht, erst später erfuhr ich ihn aus den Zeitungen, was einerseits die schöne Unpersönlichkeit meiner Tat beweist, andererseits auf die Vorsicht deutet, mit der ich zu Werke gegangen –, ich befürchtete also, das junge Paar könnte diesmal, von der *festa* abgehalten, auf seine Orgie verzichten. Das Licht meines Fahrrades fiel auf den schmalen Weg zwischen den Feldern, von dem abzuweichen ich mich hütete, weil hier allein der Abdruck meiner Schuhe zwischen anderen Fußspuren ver-

schwand. Erst in der unmittelbaren Nähe der Scheune löschte ich das Licht aus; mit Schrecken nahm ich zugleich wahr, daß die Scheune in Dunkelheit lag. Ich hätte umkehren können, aber mein unfehlbarer Instinkt hieß mich, in Geduld zu verharren.

Meine Tugend wurde belohnt. Wenige Minuten später tauchte aus der Richtung der Ortschaft das schwache Licht eines Fahrrades auf; ich fühlte – denn ich konnte es nicht sehen –, daß sich das Mädchen dem Ort seines Verbrechens näherte. Erst als ich mich an die Wand herangeschlichen hatte, fand ich meine Vermutung bestätigt: Die Hure hatte die Scheune betreten, das Licht angezündet – eine einzige Glühbirne pendelte an einem gespannten Draht –; sie sah sich um, wunderte sich, daß ihr Geliebter noch nicht anwesend war, setzte sich vorsichtig – sie trug ein festliches Kleid von seidener Pracht – auf eine ungehobelte Fügebank.

Meine Langmut, eine meiner nicht wenigen Tugenden, wurde auf eine harte Probe gestellt, und auch eine gewisse Enttäuschung bemächtigte sich meiner, weil ich mir an die hundertmal ausgedacht hatte, wie ich die paarende Jugend mitten in der Begattung töten, in dem unwürdigsten Zustand zurücklassen und, als warnendes Exempel, der allgemeinen Verachtung preisgeben würde. Nachdem gut fünfzehn Minuten, eine kleine Ewigkeit, verstrichen waren, und das sitzen gebliebene Mädchen sichtlich Anstalten traf, sich zu entfernen – schon hatte es die Hand auf dem Lichtschalter –, aber auch, weil ich abergläubisch das Herannahen der mitternächtlichen Stunde und damit das Verstreichen meines Geburtstages fürchtete, entschloß ich mich, die Scheune zu betreten.

In den Augen des liederlichen Geschöpfes malte sich vorerst kein Schrecken. Ich sah es zum erstenmal aus der Nähe und mußte, nicht ohne Heiterkeit, daran denken, daß ich seinen nackten Unterleib besser als sein Gesicht kannte. Aus der Nähe

sah Vera Pisenti etwas älter aus, zwanzig, einundzwanzig, ein Mädchen mit blauschwarzen Haaren, starken Backenknochen und einem lusternen Mund, besonders reizvoll anzuschauen, weil der volle Busen, durch das eng anliegende, tief ausgeschnittene Kleid kokett hervorgehoben, weil die ausladenden Hüften und die rundlichen, beinahe kindlichen Beine mit dem bleichen, schmalen, ja edlen Gesicht kontrastierten.

Auf die Frage des Mädchens, wer ich sei und was ich hier tue, antwortete ich, daß ich, meinerseits, sehr wohl wisse, wer es sei und was es hier tue: Wie allabendlich erwarte es den Geliebten, um mit ihm – ich gebrauchte einen für die Dirne verständlicheren Ausdruck von entsprechender Vulgarität – Unzucht zu treiben. Nicht etwa, um mich zu erregen – es ging mir eher darum, kaltes Blut zu bewahren –, sondern einzig und allein, um sie von meinem Wissen zu überzeugen, fragte ich sie, ob sie auch heute unter ihrem Rock, zu deren Farbe und Material ich sie übrigens galant beglückwünschte, keine Unterwäsche, kein Höschen trage; vielleicht, höhnte ich, sei ihr Buhle diesmal nicht erschienen, weil er Umständlichkeiten befürchtete. Das Mädchen, immer noch unerschrocken, begann, die unflätigsten Beschimpfungen auszustoßen, ja nannte mich ein »altes Schwein«, versprach, daß ich von ihrem »Verlobten« eine Tracht Prügel beziehen würde, erklärte schließlich, nur deshalb nicht nach Hilfe zu rufen, weil sie mit einer »Brillenschlange«, wie ich es sei, leichterdings allein fertig werden könne. Solche Drohungen zwangen mich, zu meinem Revolver zu greifen, den ich aus gebührender Distanz auf die Person richtete, obwohl ich schon entschlossen war, keine Kugel auf sie zu verschwenden. Das tapfere Mädchen verwandelte sich alsogleich in ein zitterndes Häuflein Unglück. Es nahm wohl an, daß es mit einem Wahnsinnigen zu tun habe, denn es flehte nicht nur händeringend, schließlich auf die Knie fallend, um sein elendes Leben, sondern redete mir auch gut zu, versprach mir, wirr und unzusammenhängend, Geld, Besitz und

seinen Leib, bat mich seiner unwirschen Worte wegen um Verzeihung, gestand, als ich es hierzu aufforderte, ein Hurenleben geführt zu haben.

Ich hieß das Mädchen, sich an die Wand der Scheune zu begieben, wohin ich ihm, vorsichtig meine Füße auf das Heu setzend, folgte. Hier befahl ich Vera Pisenti, mir den Rücken zukehren, und auch dies tat ich teils aus kühlem Bedacht, teils aus humanitären Rücknsichten – ich gedachte, mich, ohne daß sie es sehen konnte, der Pistole zu entledigen, wollte es ihr zugleich gestatten, sich von ihrem Henker abzuwenden. Ich erinnerte mich meiner zarten Lucia: Nicht geringerer Barmherzigkeit sollte die ländliche Sünderin teilhaftig werden. Obwohl der weiße Hals des Mädchens aus dem herausfordernden Dekollete leuchtete, ließ ich mir Zeit und hob zu einer erprobten Strafpredigt an. Mit der Beredsamkeit eines Savonarola, mit der Strenge eines Vaters, der nach- und einholt, was die Väter dieser unväterlichen Welt versäumt, machte ich der von mir Abgewandten klar, daß sie als Repräsentantin einer jeder Sittlichkeit entratnen, jedes Anstandes baren, jede Keuschheit verhöhnenden Jugend den Weg allen faulen Fleisches werden müssen. Für das Wort »altes Schwein« müsse sie büßen, nicht weil sie es ausgesprochen, sondern weil sie es gedacht und weil sie nicht anders denke als andere Hürchen, die das Glück haben, heute, doch nicht für immer, der Strafe zu entgehen. Als Hexe verbrannt zu werden verdiene sie, sagte ich, ihr solcherart gnädig eine Märtyrerrolle zubilligend – denn es ist allemal leichter, auf dem Scheiterhaufen zu sterben –, doch mußte ich das begründen, und so berichtete ich von allem, was ich auf meinem Beobachtungsosten erspäht. Mein Gedächtnis erwies sich als lückenlos. Wie der fähige Staatsanwalt in seinem Schlußplädoyer kein einziges belastendes Indiz unerwähnt läßt, so ließ ich es an keiner Einzelheit ermangeln – am Dienstag habe sie den Rock über den Kopf geschlagen. Am Donnerstag habe sie sich in einer Reiterposition gefallen, am Samstag

habe sie es durch kecke Manipulationen verstanden, ihren Geliebten zu neuen Exzessen anzuregen. Obwohl die Sünderin sehr wohl wußte, daß ich mit der Waffe in der Hand hinter ihr stand, verlor sie Verstand und Besinnung, begann sie von neuem, Flüche gegen mich auszustoßen, ja, am Ende unbedacht nach Hilfe zu rufen. Ein Henker, kein Mörder, verlor ich den Kopf keineswegs, ließ ich die laute Waffe des guten Giovanni lautlos ins Heu fallen. Welch kluge Entscheidung! Nie hätte ich es mir verzeihen können, zu Komplexen, ja zu schweren seelischen Störungen hätte es zweifellos geführt, wenn ich mich einer so feigen, unpersönlichen und unmännlichen Waffe, wie ein Revolver es ist, bedient hätte; auch hat mich von Kindheit an der Anblick von Blut stets mit Schaudern erfüllt. Der Hals des Mädchens soll, so las ich später, Würgespuren aufgewiesen haben, doch zeigt der Mangel an gerichtsmedizinisch wahrnehmbaren Fingerabdrücken, daß ich nicht besinnungslos, von Lust und Rausch ergriffen, handelte. Ich habe Vera Pisenti, meine Herren Geschworenen, nicht erwürgt. Denn wie ich so, hinter dem Mädchen stehend, auf meine Hände hinabblickte, da vollzog sich eine schier wunderbare, zweifellos höheren Ortes bestimmte Metamorphose: Meine schlanken, sehnigen Arme verwandelten sich unter meinen Augen in zwei kräftige Stricke; ich mußte sie nur sanft um den Hals des Mädchens legen, mußte sie nur, am Knoten meiner verzauberten Finger, zusammenziehen – soweinig sich der Strick beschmutzt, der sich um den Hals eines verurteilten Verbrechers legt, so wenig finde ich die Spuren der Tat an meinen reinen Fingern: Instrumente der Exekution waren sie, nichts weiter, Werkzeuge des Gesetzes, Organe des Todes, Prothesen des rächenden Schicksals.

Von keiner Panik ergriffen, bereitete ich Vera Pisenti, die mit dem Gesicht nach vorne niedergesunken war, ein sanftes Bett auf dem Heu, das ihr zu Lebzeiten, weiß Gott wie oft, als Lotterbett gedient hatte. Heute noch, an meinem kleinen

Schreibtisch in Focca Verde, an dem ich, abgewandt von dem Anblick des ekelhaften Basketball-Platzes sitze, muß ich über die Phantasiearmut der albernen Detektive lächeln, die einen Lustmord erwogen, weil der Rock des Mädchens hochgeschlagen und über sein gelbes Gesicht gedeckt war. Mit dem Revolverlauf hatte ich in der Tat den Rock hochgeschlagen, doch tat ich es lediglich, um mich zu überzeugen, ob die Verruchte auch diesmal unbekleidet zum Stelldichein gekommen war – sie war es nicht, ein lockeres Höschen bedeckte ihre Scham –, tat ich es aus Pietät, weil es althergebrachte Sitte ist, leblose Gesichter zu bedecken. Das Heu, auf dem man meine Schritte hätte entdecken können, versteckte ich unter unberührtem Stroh, ein Büschel Heu, worauf ich zuletzt, beim Verlassen der Scheune, getreten, nahm ich mit, um es auf dem Heimweg zu verstreuen. Mein Blick fiel noch einmal auf den Unterleib, den ich so oft in verzückten Zuckungen gesehen hatte und der keinem frechen Fant mehr zum Vergnügen dienen würde; dann löschte ich, gleichfalls mit viel Geschick den Revolver benutzend, das Licht aus. Das Städtchen war noch immer laut vom Johlen der Feiernden. Das Gewitter hatte sich verzogen.

Erst am nächsten Morgen – ich will es nicht verhehlen – ergriff mich die Angst. Ich tat, was kein Verbrecher, der mit Vor- und Nachbedacht handelt, getan hätte: Noch ehe die Kunde vom Ende Vera Pisentis nach Montefiascone drang, hatte ich, freilich nicht ohne die Pistole Giovannis auf ihren alten Platz im Weinkeller zurückzulegen, die unselige Stätte meiner Geburt, das Haus meiner Mutter verlassen. Ich weiß nicht, ob die taube Frau und ihr blödsinniger Geliebter mein Verschwinden mit dem Tod Vera Pisentis in Zusammenhang brachten. Beinahe will es mir so scheinen.

Emilio Bossi

Frühflugzeug, sieben Uhr fünfzig, nach Wien. Mußte also Francesco finden. Da findet Canonica schon eher den Mörder der Hertha Enzian.

Ich rief bei mir zu Hause an. »Er ist sicher bei einer Party«, sagte Fiorella. »Damit ist mir viel geholfen«, sagte ich. Jeden Abend gibt es in Rom ein paar hundert Partys. Fiorella gab mir vier Adressen.

Ich konnte die Reise nach Wien weder aufschieben, noch konnte ich Francesco zurücklassen. Im Fall Enzian sind wir ein Team. Ich muß bald wieder in Rom sein, die Fälle Chiesa und Pisenti ausgraben.

Vanetti habe ich noch nichts davon erzählt, daß wir, statt einer Forelle, einen Hai gefangen haben. Ich beginne, in Fischen zu denken, wie Morelli. Ich habe Vanetti den ersten Teil des Manuskriptes nicht gezeigt, dabei hat er den zweiten schon bezahlt. Morelli habe ich gesagt: Vorschuß auf Chiesa und Pisenti. Man muß manövrieren. Vanetti würde panisch reagieren. Mit einem einfachen Mörder kann man ein Geschäft machen, einen dreifachen muß man anzeigen. Morelli ist meine Filmchance. Wenn er zu früh verhaftet wird, nehmen die in Berlin einen Routinier, einen von Opas Kino. Allerdings kann ich nicht sehr lange warten; Morelli drängt auf Gehaltserhöhung. Gut, daß ich mein Honorar nach der Anzahl der Folgen ausgemacht habe. Statt fünfzehn Enzian denke ich mir zwölf Enzian, sechs Chiesa und vier Pisenti, zusammen zweiundzwanzig, sieben Plus. Zugegeben, ich spiele mit einem hohen Einsatz. Aber wenn die Polizei den dreifachen Mörder aus meiner Hand entgegennehmen muß, bin ich gemacht. In Amerika würde ich den Pulitzer-Preis bekommen. Man könnte eine Serie *Wo die Polizei versagte – Die unaufgeklärten Fälle* anschließen. Es ist

zwar ein alter Hut, aber wenn man ihn Morelli aufsetzt, wirkt er wie neu. Fuhr zuerst in die Via Catalana. Die Wohnung eines jungen Filmregisseurs, den ich kenne, Angelo Caratti. Er begrüßte mich herzlich. »Freue mich, daß du kommen konntest«, sagte er. Er hat mich nie eingeladen und wir sagen Sie. »Ich suche Francesco Vanetti«, sagte ich. »Ich auch«, sagte er. Damit konnte ich nicht viel anfangen.

Im übrigen ging es so gesittet zu, daß ich wenig Hoffnung hatte, Francesco zu entdecken. Etwa vierzig Personen, darunter ein paar schöne Frauen. Sprachen von einem einzigen Gegengespann. *Quaranta personaggi in cerca d'un film*. Ein Juwelenladen auf Stelzbeinen, eine bejahrte *Comeback-Kandidatin*, drehte an meinem Blazerknopf und sagte: »Sie müssen versprechen, mich richtig zu fotografieren, immer von unten.« Wen sie nicht kennen, den halten sie für einen Kameramann. Parfümierter Versammlung der Filmgewerkschaft, nichts für Francesco. Ich versprach einem Mädchen, das süß aussah, aber lange Haare in den Armhöhlen hatte, eine Hauptrolle, ließ mir seine Telefonnummer geben und machte mich aus dem Staub. Aus langen Haaren unter den Armen kann man auf den Liebhaber schließen. Die Haare kann man noch immer rasieren. »Du wirst nie heiraten«, wirft mir meine Mutter vor, dabei hat sie ein Interesse, daß ich nicht heirate. Schließlich muß man mit einem Mädchen mindestens zweimal schlafen, bevor man es heiratet. Ich habe keine Zeit für eine so ausgedehnte Verlobungszeit. Es war mir klar, daß mir Fiorella eine falsche Adresse gegeben hatte.

Ich fuhr ans andere Ende der Stadt, Via dei Villini. Reporterglück? Ein Lieblingswort von Vanetti. Um einen anderen Reporter zu finden, muß man doppeltes Glück haben. Ich habe auch das, man kann sich darauf verlassen.

Die Tür stand natürlich offen. Politik der *porta aperta*. Obwohl ich Francesco nicht gleich fand, dachte ich: Hier ist

es richtig.

Der Hausherr, ein ziemlich alter Mann, an die sechzig. Ein Principe della Metta. Thronte in einem hohen Samtsessel, versteinert wie die Ausgrabungen am Toten Meer. Ich mußte an meinen Großvater denken. War in seiner Jugend Schaffner bei einer Zahnradbahn gewesen, eingleisiger Hochalpinist. Manchmal zog er für uns die Uniform an, natürlich offen, über dem Bauch konnte er sie nicht schließen. Die Enkel pflegten zu seinen Füßen zu sitzen; er erzählte Märchen, von Feen und Unfällen. So saß auch der Principe da, nur hatten die Enkel teils Barte, teils waren sie halb nackt. Die Mädchen natürlich. Er erzählte nichts, er war besoffen. Er liefert den Enkelchen Alkohol, Marihuana, LSD und was es sonst gibt; man kommt da nicht mit. Sie liefern ihm Jugend, daran besäuft er sich.

Ich kannte niemand, niemand kannte mich. Das störte nicht weiter; die anderen schienen sich auch nicht zu kennen. Oder sie taten so. Individualisten kennen sich nicht, das ist schick. Die Wohnung ziemlich groß, besteht aus lauter kleinen Zimmern, ein riesiger Taubenschlag. Ich stieß gleich aufs Schlafzimmer. Ein Mädchen in einem Trenchcoat war dabei, einen nackten Jüngling auszupeitschen. Das heißt, eine Peitsche hatte sie nicht, sie benutzte Hosenträger. Ich sagte: »Pardon!«, aber die Dame war sehr freundlich, lachte und fragte, ob ich auch geprügelt zu werden wünsche. Ich sagte »danke!« und fragte, ob jemand Francesco Vanetti gesehen habe. Der junge Mann mit dem nackten Hintern sagte, er sei kein Auskunftsbüro. Komisch war nur die Kulisse. Schloßmöbel in einer modernen Wohnung wirken wie zu großes Spielzeug in einem Puppenhaus. Wenn man das Bett beim Aufräumen ein wenig zur Seite rückt, fällt es aus dem Fenster. Über dem Bett hing das Gemälde eines della Metta, hoch zu Roß, mit einem Falken auf der Schulter. Wenn es die Hosenträgerartistin so weiter treibt, reitet der Prinz aus dem Rahmen.

Ich ging in die Küche, die voll junger Leute war, ein Auto- bus in der Stoßzeit. Der Eisschrank stand offen, aber es war nur eine Flasche Bier darin und eine Nerzjacke. Ich trank das Bier und ging in den Salon zurück.

Der Hausherr war eingeschlafen. Einer der Friseurschrecken hatte aus dem Badezimmer ein Waschbecken gebracht, aus Plastik, voll Wasser. Zwei oder drei Nymphen hoben die Beine des Schlafenden vorsichtig hoch, stellten seine Füße, samt Schuhen, ins Wasser. Sein Kopf war zur Seite geneigt, er schnarchte weiter. Der Friseurschreck fotografierte ihn mit einer *Polaroid*. Ich lachte und wurde zum erstenmal beachtet, weil sonst niemand lachte.

Es ist nicht meine Art, aufzugeben. Ich fragte eine Nymphe, ob sie Francesco Vanetti gesehen habe. »Er ist oben«, sagte sie. Daran hätte ich früher denken sollen. Es saßen nämlich ziemlich viel Leute auf den Treppen, im Stiegenhaus. Im dritten Stock hat der Prinz eine zweite Wohnung, wahrscheinlich für Gäste.

Ich stieß sofort auf Francesco, aber er tat, als würde er mich nicht erkennen. Er lag in der trockenen Badewanne. Ich weiß nicht, ob er mich wirklich nicht erkannte. Bei einer LSD-Party ist das für einen Abstinenzler, der Whisky LSD vorzieht, nicht auszumachen. Nach meiner ersten Zigarette habe ich vier Jahre lang nicht geraucht, es war mir speiübel. Aber ich zündete mir Zigaretten an, hielt sie schief, nach oben, so daß meine Finger nikotinbraun wurden. Ich glaube, auf jeden LSD-Süchtigen kommen neun Lasterschwindler.

Ich überlegte mir, ob ich die Brause über Francesco öffnen sollte, aber ich gab ihm lieber eine halbe Stunde Besinnungs- zeit. Seinen Koffer und seine Kameras hatte ich im Wagen. Nach einer Dusche hätte ich ihn trockenlegen müssen. Ich bin keine Amme für Rauschgiftbabys. Ich wanderte herum. Oben ebenso viele Zimmer wie unten, die Ahnen müssen fleißig ge-

wesen sein. Im Salon saß ein Mann mit Hornbrille auf dem Teppich, etwa vierzig. So einer, der schon beim Frühstück intellektuell ist. Er hatte einen Schreibblock in der Hand und machte Notizen.

»Was schreiben Sie da?« fragte ich.

»Das sehen Sie doch«, sagte er. »Ich mache Studien.«

»Was haben Sie herausbekommen?« fragte ich.

»Udo hat einen Vagina-Komplex«, antwortete er.

»Wer nicht?« sagte ich.

Der Professor nahm das sehr ungnädig auf. Ich hütete mich zu lachen, damit hatte ich schon unten schlechte Erfahrungen gemacht. Als ich klein war, spielte ich mit meinen Vetttern das Lache-nicht-Spiel. Einer von uns schnitt Grimassen; wer am längsten ernst blieb, gewann. Jetzt weiß ich, warum Barte Mode sind. Damit man nicht sieht, wenn einer lacht. Die gewinnen das Lache-nicht-Spiel, mit unfairen Mitteln. Übrigens lümmelte dieser besagte Udo in einem Ledersessel und phantasierte von weiblichen Geschlechtsteilen. Dabei saß ein sehr hübsches Ding, eine Deutsche mit langen Beinen, auf der Lehne seines Sessels. Sie langweilte sich demonstrativ. Wenn ich so etwas Blondes auf Armweite habe, phantasiere ich nie. Wahrscheinlich bin ich anormal, was bei meiner Ahngalerie von Lokomotivführern und Zahnradbahnschaffnern nicht allzu verwunderlich ist.

Vielleicht geht es im Schlafzimmer lustiger zu, dachte ich. Aber es lagen nur zwei Paare auf dem Damastbett. Zwei Mädchen und einer der beiden Jungen schliefen, sanft, wie Säuglinge. Nur einer, ein Blondgelockter, ungefähr siebzehn, beschrieb, auf dem Rücken liegend, allerlei beflügelte Bewegungen. Er tanzte mit den Händen. Vielleicht hat er einen Ballett-komplex, immerhin origineller.

Auf dem Weg ins Badezimmer, duscheentschlossen, sprach

mich ein erfreuliches Geschöpf an. Mein Typ. Ich fliege auf Blutarme. Meistens sind sie wärmebedürftig.

»Du bist ganz nüchtern«, sagte die Blutdruckproletin und strich mir über die Haare.

»Du auch«, sagte ich.

»Ich habe heute keine Lust«, sagte sie entschuldigend.

»Willst du einen Würfel?«

»Lieber ein Sandwich«, sagte ich. Es war nicht bösartig gemeint, ich hatte Hunger.

»Reist du nie?« fragte sie.

»Leider ja«, sagte ich, »nach Wien.«

»Wie heißt du?« fragte die blutarme Elsa von Brabant.

»Ich bin von der Rauschgiftpolizei«, sagte ich.

»Setzen wir uns«, sagte sie.

Sie legte mir die Hand auf die Knie. Vermutlich war ihr kalt. Ich war wütend, weil Francesco in der Badewanne lag und das Flugzeug um sieben Uhr fünfzig starten sollte und es schon spät war. Ich bin ein guter Samariter: Ich hätte die Blutarme gern von LSD geheilt. Wenn ich schon nichts für sie tun konnte, wollte ich wenigstens ein guter Reporter sein. Reportage ist alles und alles ist Reportage, sagte Vanetti.

»Schluckt ihr dieses Zeug eigentlich, weil es euch Spaß macht oder weil ihr euch langweilt oder weil es verboten ist?« fragte ich.

»Es ist nicht verboten«, sagte sie. »Du bist eine Jungfrau.«

»Absolut«, sagte ich. »Ich halte noch bei Kokain.«

»Kokain ist Gift«, sagte sie ernst und sah mich mit Tiefkühläugen an. »Kokain gibt keine Antwort.«

»Nie«, sagte ich.

»Siehst du«, belehrte sie mich. »Fragst du nicht, wer du

bist?«

»Jeden Tag«, sagte ich. »Aber erst nach Redaktionsschluß.«

»Man wird mit allen Antworten geboren«, sagte sie. »Dann verliert man sie, wie die ersten Zähne. Weißt du, was du willst?«

»Ich möchte eine Gehaltserhöhung, Francesco aus der Badewanne holen und mit dir ins Bett gehen.«

Sie ließ von meinem Knie ab und nestelte statt dessen zerstreut an meinen Hemdknöpfen.

»Du bist ein *Superman*«, sagte sie.

»Danke«, sagte ich, weil ich es für ein Kompliment hielt. Sie sagte, der *Superman* sei ein Symbol der repressiven Gesellschaft. »LSD befreit dich von der Autorität.«

»Ich gehe meine eigenen Wege«, sagte ich hartnäckig.

»Du bist nicht kreativ«, sagte sie. »Du dienst der Einheitsgesellschaft. Ich suche den Sinn des Lebens.«

»Du hast doch LSD«, beruhigte ich sie. »Hast du ihn nicht gefunden?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah trostbedürftig aus. Ich dachte, ich könnte die vier Schlafenden aus dem Schlafzimmer jagen. Aber weil ich keine Zeit hatte und ein guter Samariter bin, sagte ich: »Man findet den Sinn nicht im Katalog. Schau dir die Schaufenster an und schnuppere unter den Waren herum.«

»Du mußt deine Persönlichkeit finden«, sagte sie kategorisch.

»Ich dachte, durch LSD verliert man sie«, sagte ich ketzerisch.

»Das ist dasselbe«, sagte sie.

»Ich werde versuchen, es zu verstehen«, versprach ich, weil sie ziemlich ausdrucksvoll krabbelte.

»Du bist arm«, sagte sie.

»Ziemlich«, sagte ich. »Mein Vater war Lokomotivführer. Er hatte einen Unfall. Er hat das rote Zeichen übersehen.«

»Er war ein Individuum«, sagte sie. »Individuen sind farbenblind.«

»Es gab achtzehn Tote«, sagte ich. Es waren aber nur drei, weil es ein Lastzug war.

»Du schwimmst auf der Oberfläche wie Fett«, sagte sie.

Das war beleidigend, aber ich sagte: »Wenn ich etwas mehr Zeit hätte, würde ich in die Tiefen tauchen.«

»Wenn du kein Geld verdientest, hättest du mehr Zeit«, ermahnte sie mich wie eine Oberlehrerin.

»Ich hätte Hunger«, sagte ich und dachte an das Sandwich.

»Du kannst ja stehlen«, riet sie mir.

Das war ein gesunder Gedanke. Ich dachte daran, daß es ganz gut wäre, Vanetti zu bestehlen, aber was tätet ich, wenn Vanetti auch seine Individualität entdeckte und es nichts mehr zu stehlen gäbe. Mir fielen zwei hübsche Verse ein. *Willst du nicht vor deinem Ich dich ducken / Rat ich dir, El-Es-Di zu schlucken, / oder Willst du in die Tiefen tauchen / Mußt du Marihuana rauchen.* Aber die werden erst ziehen, wenn sich die LSD-Konsumenten zur Konsumgesellschaft bekennen. Kommt noch. Ich knöpfte mein Hemd zu, weil es doch keinen Sinn hatte, wegen Francesco und des Frühflugzeuges. »Ich muß Francesco aus der Badewanne holen«, sagte ich, um meine unwirsche Geste zu entschuldigen.

»Francesco hat einen Vater«, sagte sie.

»Da läßt sich nichts machen«, sagte ich, obwohl ich es einsah.

»Francesco wird nie begreifen, daß alles sinnlos ist«, sagte sie mit aufrichtigem Mitleid.

»Er bemüht sich«, verteidigte ich Francesco ebenso aufrich-

tig.

»Er liebt nicht«, sagte sie zerstreut.

»Seinen Vater?« fragte ich.

»Seinen Vater soll er nicht lieben«, sagte sie.

Ich fragte, ob man sich das aussuchen kann, aber sie antwortete nicht; wahrscheinlich hielt sie mich für unbelehrbar. Also ging ich ins Badezimmer. Francesco schlief noch immer. Er sah aus wie ein Baby, dem im Schlaf der Bart gewachsen ist.

»Los«, sagte ich, »wach auf, wir müssen nach Wien.«

»Wo bin ich?« fragte er. »In der Badewanne«, sagte ich.

Die Antwort schien ihn zu befriedigen. Er kroch aus der Badewanne.

Es war zu spät, ihn nach Hause zu bringen, und zu früh für den Abflug. Wir fuhren auf den Flughafen. Da ich keinen Ärger mit den Zollbeamten haben wollte, schlug ich Francesco vor, er möge sich waschen. Als er von der Toilette zurückkehrte, sah er nicht mehr ganz wie Schmuggelware aus. Er sagte kein Wort, streckte die Beine auf meiner Aktentasche aus und schlief bis sieben. Ich las die Zeitungen und fühlte mich wie eine Gouvernante. Als er aufwachte, fragte er mich, wo ich ihn gefunden hatte. »Bei della Metta«, sagte ich. »Aha«, sagte er.

»Warum nimmst du das Zeug?« fragte ich. »Es soll schlecht für die Potenz sein.«

»Ich will mich nicht fortpflanzen«, sagte er. Ich sagte: »Was hat Potenz mit Fortpflanzung zu tun?« Er senkte die Augen und sagte: »Ich schäme mich.« »Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen«, sagte ich, weil mich Geständnisse entwaffnen. »Du solltest nur die Suche nach deiner Persönlichkeit auf das Wochenende beschränken.«

»Ich schäme mich vor Sofia«, sagte er. »LSD ist eine bürgerliche Erfindung. Es gehört zum Establishment und untergräbt

den Kampfgeist.«

»Natürlich«, sagte ich. »Keine Potenz, kein Kampfgeist.« »Ich werde nie mehr hingehen«, sagte er. »Das ist sehr vernünftig«, sagte ich. »Aber euer Geld will ich auch nicht«, sagte er. »Du hast Geld genug«, sagte ich.

Er sagte nachdenklich: »Wäre ich in der Badewanne geblieben, müßte ich nicht diesen Enzian fotografieren.« Ich: »Aber protestieren könntest du auch nicht. Allein in der Badewanne.«

»Das verstehst du nicht«, sagte er. »Wenn du mit der Gesellschaft in Berührung kommst, machst du dich schmutzig. Man muß sie mit den Wurzeln ausreißen.« »Und was dann?« sagte ich.

»Leute wie du fragen das immer«, sagte er. »Man zertritt einen schmutzigen Wurm, weil er ein schmutziger Wurm ist. Ohne Zukunftspläne.«

Warum soll ich mich mit Francesco abgeben? Aber ich sagte: »Ihr kommt mir vor wie die Amerikaner. Als sie uns befreiten, zwangen sie uns, Chlor in unser Wasser zu tun. Dabei wurden sie selbst so steril, daß sie sich den Magen an Spaghetti verdarben. Früher starben die Leute an Schmutz, jetzt sterben sie an Sterilität. Ihr krepierst langsam an Reinheit.«

Er hörte mir nicht zu. Offenbar störte es ihn doch, daß ich ihn in seiner LSD-Badewanne gefunden hatte. »LSD ist gut, am Anfang«, sagte er. »Man korrumptiert die Gesellschaft.«

»Ich dachte, die ist schon korrupt«, sagte ich. »Aber die Massen wissen es nicht«, sagte er. »Wenn die Gesellschaft mit einer süchtigen Jugend nichts anzufangen weiß, wird die Korruption allen klar. Es ist wie mit der Polizei. Man muß zeigen, daß sie machtlos ist.« »So machtlos auch wieder nicht«, sagte ich. »Eben«, sagte er. »Man muß sie zur Brutalität zwingen.« »In der Badewanne ist das schwer«, sagte ich. Ich hatte Francesco ziemlich satt.

»Deshalb ist LSD nur ein Anfang«, sagte er. »Mein Platz ist auf den Barrikaden.«

»Wenn wir aus Wien zurück sind«, sagte ich, »kannst du wieder auf die Barrikaden steigen.« »Das verstehst du nicht«, wiederholte er. »Du bist zu alt.« Das, finde ich, war ein berechtigter Vorwurf, schließlich bin ich einunddreißig. »Worüber beklagst du dich eigentlich?« fragte ich.

»Über deine Frage«, sagte er. »Gleich wirst du sagen, wie gut es den Massen geht. Zuerst habt ihr die Massen unterdrückt, jetzt bestecht ihr sie.«

Ich weiß zwar nicht, wen er unter »ihr« verstand, aber ich sagte: »Das nenne ich Fortschritt.«

Vielleicht hätte ich Francesco bekehrt; zum Glück wurden wir aufgerufen. Kaum saßen wir im Flugzeug, schlief Francesco ein. Ich flirtete mit der Stewardess, obwohl sie statt einem Hintern zwei Kotflügel hatte. Ich kann Stewardessen nicht leiden. Sie haben alle ein Ich-nehme-kein-Trinkgeld oder ein Ich-schlafe-nur-mit-dem-Kapitän-Gesicht. Wenn sie so keusch sind, weiß ich nicht, warum sie mit ihren Kotflügeln wackeln. Sie bemühen sich unentwegt, einen zu erziehen. Geile Volks-schullehrerinnen. – *Stop smoking, fasten your seatbelt!*

Und in Reih und Glied muß man ihnen folgen, wie die Gänse der Gänsehirtin. Ich haßte so etwas schon in der Schule, in Reih und Glied zu marschieren. Francesco schlief bis Wien.

Im Hotel sorgte ich dafür, daß er ein Bad nahm – ausnahmsweise ein nasses. Er rasierte sich, zog sich um und sah beinahe wie ein Mensch aus. Inzwischen trank ich Kaffee und Orangensaft und aß Rühreier aus fünf Eiern. Geht auf Spesenkonto. Jeder kämpft gegen das Establishment, wie er kann.

Der Wiener Korrespondent von *Quest’Ora* holte uns ab. Wiener, spricht fließend italienisch. Er heißt Matzleinsdorfer und sieht auch so aus. Zuviel Wiener Schnitzel. Wie alle Kor-

respondenten, kann er Sonderberichterstatter auf seinem Jagdgebiet nicht leiden. Mir war es gleichgültig, ich brauchte einen Dolmetscher. Wir fuhren in seinem Volkswagen zu

Enzian sieht aus wie ein Toter auf Gesellschaftsreise. Er stellte uns seinen Sohn vor, der viel wahrscheinlicher aussieht. Auch seine Frau paßt besser zu den Leberwürsten. Enzian überließ die Bedienung der Kunden Frau und Sohn. Das Geschäft floriert. Er setzte sich mit Matzleinsdorfer und mir rückwärts in seine Glaskabuse. Es war viel zu eng, ein ungelüfteter Eisschrank. Für Francesco wäre kein Platz gewesen, aber er hatte ohnedies draußen zu tun. Ich hatte gleich etwas gegen Papa Enzian. Wir haben den Mann bezahlt, damit er singt. Aber er piepste nur, diplomatisch. Ein richtiger Würstel-Talleyrand. »Wann haben Sie Ihre Tochter zuletzt gesehen?« fragte ich.

»Die Hertha?« fragte er. »Natürlich die Hertha«, sagte ich.

»Vier Monate, nachdem sie nach Rom gezogen war, hat sie uns besucht«, sagte er. »Ist Ihnen nichts aufgefallen?« fragte ich. »Was soll mir aufgefallen sein?« fragte Papa Enzian. »Daß sie, zum Beispiel, eine Menge Geld hatte«, sagte ich. »Sie hat gesagt, daß sie bei einer Tanztruppe ist«, antwortete er.

»Eine Tanztruppe zieht herum«, sagte ich. »Und Tänzerinnen verdienen nichts.«

»Ich weiß nichts von Tanztruppen«, sagte er. »Ich habe mich immer nur um das Geschäft gekümmert.« »Mit vierzehn hat sie die Schule verlassen«, sagte ich. »Für immer.«

»Sie war immer nur für die Kunst«, sagte er. »Hat sie im Geschäft mitgeholfen?« fragte ich. »O nein«, protestierte er. »Sie war ein zartes Wesen.« »Sie soll mit siebzehn als Striptease-Tänzerin aufgetreten sein«, sagte ich. »In Graz.«

»Wir haben geglaubt, daß sie Sprachen lernt«, sagte er. »In Graz?« fragte ich. Er antwortete nicht.

Wenn der Würstel-Talleyrand glaubte, daß ich nicht vorbereitet war, kennt er mich schlecht. Ich sagte: »Die Polizei hat Sie zur Verantwortung gezogen, weil Ihre Tochter falsche Angaben gemacht hatte. Über ihr Alter.« Papa Enzian schlug sich auf die Brust. »Ich habe sie persönlich zurückgeholt, aus Graz«, sagte er. Aus der *Berlitz-School*, dachte ich, aber ich sagte nichts.

Wenn man mit jemand tagelang arbeiten muß, soll man ihn nicht gleich verärgern.

Er wurde etwas gesprächiger. Er erzählte etwas von dem Sohn eines Industriellen, der an allem schuld sein soll. Hertha hatte ihn bei einem Faschingsball kennengelernt. »Bitte, er war ein Herr«, sagte er, »das schon.« Nur falsche Vorstellungen von der Welt hätte sie seither gehabt. »Sportwagen, und so«, sagte er. Er drückte auf die soziale Tube. »Denn das Leben ist wie eine Leiter«, sagte er, »- wenn man hinaufsteigt, wird einem schwindlig.« Ich nehme an, daß Matzleinsdorfer richtig übersetzte; es wird wohl auch auf deutsch nicht mehr Sinn gehabt haben. »Wie würden Sie den Charakter Ihrer Tochter beschreiben?« fragte ich. »Sie war ein Engel«, sagte er.

»Aber es heißt, daß sie, bevor sie großjährig war, viermal von zu Hause durchgebrannt ist«, sagte ich. Enzian wurde immer magerer. Ich hatte das Gefühl, daß er uns am liebsten das Geld zurückgegeben hätte. Er beugte sich an mein Ohr und sagte: »Meine Frau hat eben nicht verstanden, daß ein junges Geschöpf einen Freiheitsdrang hat. Sie ist immer von selbst zurückgekommen. Aber zu mir. Sie war eben eine Idealistin, traumhapert. Sie hat immer die Illustrierten gelesen, Sie wissen ja selbst.« Das saß. Ich sah durch die Glastür, daß Francesco den Laden, Frau Enzian und den jungen Enzian aufnahm. Der junge Enzian schien ziemlich unwillig zu sein, aber Frau Enzian setzte auf Wunsch Francescos das Messer mindestens sechsmal an eine riesige Wurst. »Stimmt das, daß Sie den Film

schreiben werden?« fragte Enzian.

Ich bejahte. Er wollte wissen, ob er »die Sache« mit mir besprechen könne. »Was für eine Sache?« fragte ich.

»Ich soll nämlich im Film vorkommen«, sagte er. »Das ist im Vertrag nicht vorgesehen.«

Ich wurde neugierig. »Schließlich hatte sie einen Vater«, sagte ich. »Wir möchten kein Findelkind aus ihr machen.« »Aber mit dem Mord hat es nichts zu tun«, sagte er. »Den Namen könnte man doch weglassen.« »Für den Namen haben wir bezahlt«, sagte ich. »Mein ehrlicher Name ...« sagte er. »Herr Vorneweg will auch, daß meine Frau und ich zur Weltpremiere« – der Begriff war ihm geläufig – »nach Rom kommen. Das ist aber auch nicht vertraglich vorgesehen.«

»Die *Kronos* wird Ihnen sicher die Spesen ersetzen«, versuchte ich. Papa Enzian gefiel mir immer weniger. Ich dachte: Der Würstel-Talleyrand möchte kneifen. Vanetti kann sich auf meine Nase verlassen. Das mit Rom sei auf keinen Fall zu machen, erklärte er: »Schon wegen meiner armen Frau. Weil sie dann das Ganze noch einmal erleben muß. Wenn es auch nur eine Schauspielerin ist, die ermordet wird. Meine Frau, die ist ganz anders als ich. Wenn die einen Film anschaut, vergißt sie ganz, daß es nur ein Film ist.«

Mama Enzian kam herein, mit einer Rechnung. Sie lächelte mich an, die Salami-Loreley. Ich fragte, ob wir am nächsten Tag, Sonntag, wiederkommen dürften: Ich hoffte, Frau Enzian würde gesprächiger sein. »Kommen Sie nur«, sagte sie.

Ich war entschlossen, etwas mehr über Papa Enzian zu erfahren.

»Das Geschäft habe ich von meinem Vater geerbt«, sagte er. »Mein Vater war der berühmteste Fleischhauer in ganz Hernals. Sie werden es mir nicht glauben, aber er konnte einen halben Ochsen auf der Schulter tragen. In meiner Jugend war

ich auch stark, aber dann habe ich es auf der Lunge erwischt.«

»Im Krieg?« fragte ich.

»Erst nachher«, sagte er. Seine Lippen waren verschlossen wie die Schale einer faulen Muschel. »Waren Sie Soldat?« fragte ich.

Ich habe eine ausgesprochene Abneigung gegen Soldaten, ehemalige, gegenwärtige und zukünftige. Manchmal funktioniert es auch umgekehrt: Wenn mir einer mißfällt, ist es meistens ein Held a. D. In den Filmen sieht man böse Faschisten und Nazis, aber ausschließlich brave Soldaten. Leider waren es aber brave Soldaten, die in Rom oder Venedig oder Intra die Widerstandskämpfer an die Wand gestellt haben.

»An der Front war ich nicht«, sagte Enzian. »Ich war unentbehrlich. Wegen der Fleischversorgung. Bei Ihnen in Italien war das sicher auch so.«

Natürlich. Das kenne ich, die Unentbehrlichen. »Sie waren also bei der Nazi-Partei«, sagte ich anerkennend. »Nur ganz kurz«, sagte er und wurde so dünn, als könnte er nicht einmal einen Hasen hochheben. »Die Hertha ist im Krieg zur Welt gekommen«, versicherte er. »Es war in der schlimmsten Kartenzzeit. Am schlimmsten war es mit der Kälte. Meine Frau und ich sind jeden Sonntag in die Wälder hinausgegangen, wegen dem Holz.« Papa Enzian hält mich für einen Idioten. Bevor ich von ihm selbst gesprochen hatte, wollte er nichts von Hertha sagen, und jetzt sprudelte er Informationen hervor wie ein Sportansager im Radio. Daß sich die Hertha einen Wagen auf Raten gekauft hatte und daß der Wagen an allem schuld sei, denn »wer A sagt, muß auch B sagen«. Und ähnliches. Meinethalbens soll Papa Enzian der Martin Bormann in Verkleidung sein. Aber wissen will ich es. Unterdessen hatte sich die Sonne herausgewagt. Sie verwandelte den Leberkäse in Goldbarren. Wir gingen auf die Straße hinaus, und ich stellte die Enzians unter die Geschäftstafel auf – oben zwei Enzians in Blau, unten

drei Enzians in Weiß. Nur die Schwester, die mit dem Polizeirat verheiratet ist, muß noch her. Jedesmal, wenn Francesco losknipste, duckte sich Papa hinter Frau und Sohn. Ich stellte ihn vor die beiden hin, wie einen Tormann auf den Fußballbilandern.

Francesco benahm sich überraschend manierlich. Von einem kleinen Mädchen, das gaffend dastand, lieh er sich dessen Puppenwagen aus, als Vordergrund, vor der Familiengruppe. Wahrscheinlich tat er es aus reiner Originalitätssucht, ein Quest’Ora-Fellini. Ich muß ja nicht direkt drunterorschreiben, daß es der Puppenwagen ist, der Hertha Enzian gehört hat; die Leser denken sich das dazu. Man soll den Leser nie unterschätzen, sagt Vanetti. Es gab einen kleinen Volksauflauf. Fünfzehn oder zwanzig Personen, Männer, Frauen, Kinder. In Rom laufen sie vor den Fotografen davon, hier will jeder aufs Bild. Die Wiener dürften ein ziemlich zurückgebliebenes Volk sein. Mama Enzian sonnte sich teils in der Novembersonne, teils in der Popularität. Aber als wir in den Laden zurückkehrten, sagte Papa Enzian: »Hoffentlich erscheinen die Bilder nicht in Österreich. Das ist nämlich tragisch nicht vorgesehen.« Was nicht stimmt, aber ich wollte nicht streiten. Mit einem plötzlichen Einfall schenkte uns Papa Enzian eine selbstgemachte Wurst, ein Kanonenrohr. Mit einer Wurst hat mich noch niemand bestochen.

Carlo Vanetti

Francesco hat ausgezeichnete Bilder aus Wien mitgebracht. Der Junge macht sich. Nicht jeder kann ein Genie sein, aber mein Fleisch und Blut ist er doch. Meine Familie hat sich verschworen, mich hinters Licht zu führen. Als ob ich nichts von Francescos Teilnahme an den Demonstrationen wüßte. Natürlich weiß ich alles: Die Polizei hält mich auf dem laufenden. Ich könnte Francesco um sein Vergnügen bringen, indem ich ihm zustimme, aber ich denke nicht daran, ihn auf so einfache Art zu kurieren. *Die Demonstrationen sind ein Segen. Politik war bei uns nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr zu verkaufen.* Deshalb stagnierte auch die Auflage von Positivismo; sie war ein reines Insertionsorgan. Und auch das nur in beschränktem Umfang, da sie nur einen Teil der Inserenten ansprach. Die Marktforschung weist zwei Gruppen von Inserenten auf. Die Waschmittelfirmen inserieren, weil sie Waschmittel verkaufen wollen. Firmen, die Computer verkaufen, könnten sich die Inserate ersparen, denn Hausfrauen, die sich auf ein Inserat hin für zwei Millionen Dollar einen Computer kaufen, sind relativ selten. Solche firmen wollen sich in Zeitungen gedruckt sehen, die so vornehm sind, daß sie niemand liest. Wächst das politische Interesse der Massen – was immer der fall ist, wenn Köpfe eingeschlagen werden –, dann kann man, neben Kriegen, Krankheiten, Huren und Mördern, auch Politik erfolgreich anbieten. Büstenhaltererzeuger werden in Positivismo und Schiffsreeder werden in Quest’Ora inserieren! Seit dem Zweiten Weltkrieg wurden auf der Bühne der Politik nur noch russische und amerikanische Stücke gespielt, teils abwechselnd, teils am gleichen Abend. Die schöne Europa saß in der Loge und sah zu. Es werden noch hundert Jahre lang vornehmlich russische und amerikanische Stücke gespielt werden, denn ohne Atombomben wäre eine Ausstattungsrevue ärmlich.

Aber es ist etwas anderes, ob man in der Loge sitzend höflich applaudiert oder auf der Galerie Krach schlägt. Ein Theater-skandal kann interessanter sein als ein Stück von Miller, Rattigan oder Tennessee Williams, von Ionesco und Beckett ganz zu schweigen. Es ist sehr gut eingerichtet: Die Russen und die Amerikaner spielen, und wir randatieren. Auf dem Theaterzettel sind wir nicht genannt, aber die Galerie können wir beleben. Deshalb bin ich für die Demonstrationen. Außerdem fördern sie das Niveau, und Quest’Ora ist die Illustrierte mit Niveau. Jahrzehntelang haben die Intellektuellen nichts zur Unterhaltung beigetragen. Jetzt schreiben sie endlich keine langweiligen Romane mehr, sondern halten zündende Reden. Sie werden richtig pressefähig. Ich habe allein gegen die Langeweile gekämpft, jetzt kämpfen auch die Intellektuellen dagegen. Sie nennen die Langeweile Unbehagen, aber es kommt auf das gleiche hinaus, es hat nur mehr Niveau. Ich habe neue Verbündete gewonnen. Wer wie ich sein Leben dem Dienst an der Öffentlichkeit gewidmet hat, der weiß, daß das Reservoir, aus dem die Presse die Persönlichkeiten angelt, nicht unerschöpflich ist. In den vierziger Jahren angelten wir Filmstars und Millionärinnen. Filmstars eignen sich heute nur noch für Familienzeitschriften, und eine amerikanische Erbin könnte ich nicht einmal meinen Mickey-Mouse-Lesern zumuten. Dann waren die mehr oder weniger aristokratischen Playboys und Playgirls an der Reihe. Heute sind sie so altmodisch wie ein Trichtergrammophon oder ein Stummfilm. Sogar auf der Börse der nackten Brüste gibt es eine ausgesprochene Baisse. Nicht als ob sie für immer erledigt wären. Sex ist wie Tel und Tel, es wird immer koitiert werden, weshalb ich auch auf Morelli große Hoffnungen setze. Aber es muß die richtige Mischung sein, predige ich meinen jungen Leuten. Wenn wir Sex und Kriminalität mit etwas Politik auflockern können, haben wir den idealen Cocktail. Busen hatten wir genug; wir brauchen Gesichter, möglichst junge. Die alten Politiker sind nicht fotogen. Des-

halb bin ich – obwohl es mir Francesco nie glauben würde – für die Jugend. Gin ist Gin, aber zu einem Martini gehört eben auch ein Schuß Vermouth. Die Jugend ist wie Vermouth: Zuviel davon verdirbt den Martini, gebraucht man zuwenig, tritt der Gin-Geschmack zu stark hervor. Lui e Lei hat das nicht begriffen. So weit denkt meine Familie nicht. Sie sagt sich, daß es mir furchtbar peinlich wäre, wenn man Francesco bei einer seiner Protest-Belustigungen verhaftet würde. Das ist aber nicht der Fall. Die Zeiten, da sich ein Vater rühmen wollte, wohlerzogene Kinder zu haben, sind vorbei. Ich habe es mir ausgerechnet, ich bin meine eigene Marktforschung. Wenn Francesco in Schwierigkeiten gerät, würden mich fünfundzwanzig Prozent meiner Leser mit sympathisierendem Mitleid betrachten, weil sich diese Leute sagen, daß sie »bessere« Kinder haben; fünfundzwanzig Prozent würden mit mir fühlen, weil die Söhne dieser Leser nur zufällig nicht verhaftet wurden; fünfzig Prozent aber, darunter die gesamte lügend, würden sagen, was ich für ein toleranter Vater und aufrechter Demokrat bin, weil ich meinen Sohn nicht erzogen habe. Jede Heuchelei ist mir fremd: Ich bemühe mich redlich, Francesco nicht zu erziehen. Ich bin, wie man es von mir erwarten darf, ein moderner Mensch und ein moderner Vater.

In der Redaktionskonferenz hatte ich von Anfang an ein ungutes Gefühl. Es wuchs von Minute zu Minute. Ich legte der Konferenz, die ich stets mit sicherer Hand lenke, die Bilder Francescos vor und besprach die Aufmachung der *Enzian-Story*. Es war, wie immer, ein Monolog, da bedeutende Männer verdammt sind, mit der Mittelmäßigkeit zu leben. *Ich bin ein Demokrat, aber eine Zeitung ist kein Staat, sondern ein Orchester, dessen Ton nur ein einziger Dirigent angeben kann.* Im geheimen hält mich die ganze Redaktion für einen alten Trottel, der Millionen in eine wertlose Antiquität investiert. Zu ihrer Entschuldigung muß ich allerdings sagen, daß sie die Wahrheit nicht kennt. Die *Enzian-Story* ist für mich ein reiner

Arbeitstitel, ich meine die *Morelli-Story*. Belotti, der mir vom ersten Tag an zur Seite stand, möchte *Quest’Ora* ganz ins politische Fahrwasser lenken, was unter den Leserinnen eine Verheerung anrichten würde. *Wer im Namen der öffentlichen Meinung auftritt, ist ein Rechtsanwalt ohne Klienten*. Ida de Gotardi, die Leiterin der Moderedaktion, faßt jede Mode wörtlich auf; das bezieht sich auf Bikinis wie auf Intellektualität. Eine *Mutter Courrege*. *Mode ist etwas, was man nur in der Provinz wörtlich nimmt*. Intellektuell bin ich in *Positivismo*. Wenn ich meinen natürlich witzig gemeinten Lieblingsleitspruch wiederhole: »Seien wir gescheit – bleiben wir blöd«, ist Ida stets drauf und dran, ihren übrigens sehr schicken Hut zu nehmen und zu kündigen. Rusconi, ein talentierter Junge, glaubt, *Lui e Lei* und *Familiarità* mit Pornographie schlagen zu können, aber Pornographie ist ein Dessert, kein Hauptgericht. Ich konzentriere mich ganz auf Morelli. *Genialität ist die Stärke der Einseitigkeit, Talent die Schwäche der Vielseitigkeit*. Morelli vereinigt Pathologie, Pornographie und Pädagogik; wenn wir etwas Glück haben und in der Weihnachtsnummer mit Politik, dem vierten »P«, aufwarten können, bleibt der Konkurrenz nur die bedingungslose Kapitulation.

Was mich in der Konferenz am meisten störte, war die Passivität Bossis. Er ist nie imstande, einem in die Augen zu blicken, aber er gehört zu denen, die manchmal einen Ein-fall haben. Diesmal saß er da wie das leibhaftige schlechte Gewissen, was ich mir aber, da er keines hat, nicht mit seiner Kenntnis der Tatsachen erklären konnte. Nach der Konferenz sprach er mich an; er wollte mich dringend unter vier Augen sprechen. Ich dachte erleichtert, daß es sich um einen Vorschuß handle. Bossi hat Vorschüsse bis ins einundzwanzigste Jahrhundert. Es ging schon auf zehn, und ich dachte daran, diesmal früher zu Claretta zu fahren, aber ich nahm Bossi gleich in mein Büro mit. Er spielte den Zerknirschten. Dann rückte er mit der Sprache heraus. – »Ich habe«, sagte er, »Morelli immer noch nicht

bewegen können, das Manuskript herauszurücken.«

Das ist die Katastrophe.

Weihnachten steht vor der Tür. Bossi muß das Manus auf jeden Fall noch umschreiben, weil weder Mörder noch Intellektuelle wissen, was das Publikum braucht, intellektuelle Mörder wissen es schon gar nicht. Ich muß das Manuskript persönlich redigieren. Wir haben höchstens drei Wochen für die Vorbereitung der Weihnachtsnummer, wenn man auch das bunte Titelblatt, mit Bellinis *Madonna mit dem Vögelchen*, im voraus drucken kann. Morelli kommt nicht aufs Titelblatt, wegen der Madonna. Wir kündigen ihn mit Plakaten an.

Bossi war so aufgereggt, daß ich noch aufgeregter wurde. Während er, ohne mich anzuschauen, seine Entschuldigungen wie eingelernt hervorsprudelte, stieg ein schrecklicher Verdacht in mir auf. Beziehungsweise deren mehrere. Woher weiß ich eigentlich, daß Aurelio Morelli der Mörder ist? Vielleicht ist er ein Hochstapler, der überhaupt niemanden ermordet hat. Vielleicht ist er nur einer jener Schriftsteller, die um jeden Preis auffallen wollen. Was wäre Jean Genet, Francescos Lieblingsschriftsteller, geworden, wenn er sich nicht als Homosexueller und Vagabund ausgewiesen hätte? Oder will uns Morelli erpressen? Ich habe mich von Bossi überreden lassen, auch die zweite Rate zu bezahlen, so daß Morelli jetzt im Besitz von einer Million dreihundertdreunddreißigtausenddreihundertdreunddreißig Lire und dreunddreißig Centesimi ist, ohne, möglicherweise, einen Strich anständige Arbeit geleistet zu haben. Sollte ich wieder einmal das Opfer meiner Großzügigkeit geworden sein? Dieser Verbrecher ist imstande, das Geld zu behalten und sich der Polizei zu stellen. Verklagen könnten wir ihn auf keinen Fall. Oder noch schlimmer – ich will es gar nicht zu Ende denken -: Wer sagt mir, daß Morelli und Bossi nicht unter einem Hut stecken? Vielleicht hat Bossi einen Teil des Geldes behalten, in Geldnöten ist er immer. Ich

habe zum erstenmal in meinem Leben eine Katze im Sack gekauft. Bis heute habe ich nicht einmal Moravia im Sack gekauft. Ich hatte Mühe, meine Entrüstung zu zügeln. Ich erhebe nicht gern und leicht meine Stimme, aber ich fürchte, man konnte mich bis in die Druckerei hören. »Das Manus ist einfach überwältigend«, versuchte Bossi mich zu beschwichtigen.

»Woher wissen Sie das?« herrschte ich ihn an. »Morelli hat es mir vorgelesen«, antwortete er. »Eine ganze Nacht lang. Es war die beste Nacht, die ich je verbracht habe.«

»Und was hat Sie so ergötzt?« fragte ich sarkastisch. »Signor Vanetti«, behauptete Bossi, »... es ist eine Weltsensation. Dreimal so groß, wie wir es erwartet haben.« »Fabelhaft!« rief ich aus. »Signor Morelli schreibt ein Meisterwerk. Auf meine Kosten und zu seinem eigenen Vergnügen. Bossi«, sagte ich, diesmal kalt wie ein Militärrichter, »... ich gebe Ihnen eine Woche. Wenn heute in einer Woche nicht zwei Drittel des Manuskriptes auf meinem Tisch liegen, werden Sie die Folgen zu tragen haben. Den Mörder zeige ich an, darauf können Sie sich verlassen. Wenn er überhaupt der Mörder ist.« »Ob er der Mörder ist!« erklärte Bossi. »So einen Mörder finden Sie im ganzen Archiv nicht.« »Mörder ist Mörder«, entgegnete ich zornig, denn die Andeutungen Bossis über die Großartigkeit der Hausarbeit Morellis ärgerten mich mehr, als sie mich bessärfiigten. »Glauben Sie ja nicht, daß es mir schwerfällt, mich an Ihnen schadlos zu halten«, drohte ich. »Ich klage Ihre Vorschüsse ein. Ich bringe Sie um Ihren Filmjob.« Dabei erregte ich mich aber noch mehr, denn die ganze Tragweite eines Betruges von Morelli, von Bossi oder von beiden, kam mir erst jetzt zum Bewußtsein. Mein Vertrag mit der *Kronos*, die übernommenen Garantien, die Schadensersatzansprüche! Wenn Morelli einfach ein Schriftsteller ist – schließlich steht mein guter Name auf dem Spiel!

Auch Bossis verhältnismäßig logische Versicherung, daß er

an der Verfilmung ebenso interessiert sei wie ich, beschwichtigte mich nicht. Ich wiederholte mein befristetes Ultimatum und verließ in aufgewühltem Zustand das Verlagshaus.

Auf dem Weg zu Claretta wurde ich noch unruhiger. Einerseits ist sie der einzige Mensch, mit dem ich mich aussprechen kann, besonders seit mir Beatrice das Fürchterliche angetan und sich mit diesem Schneemann verlobt hat. Andererseits sind meine Besuche bei Claretta mit gewissen Verpflichtungen verbunden. *Manchmal denke ich, daß sich gerade alternde Männer hüten sollten, eine Geliebte zu haben. Bei einer liebenden Gattin, der man ohnedies schon seinen Namen geschenkt hat, kann man sich von den ehelichen Pflichten loskaufen. Aber wie besticht man eine liebende Geliebte, wenn man gestehen muß, daß man zu physischer Liebe gerade nicht aufgelegt ist? Macht man ihr Geschenke, demütigt man sie – von den demütigenden Kosten ganz abgesehen –; macht man ihr keine, verliert man sie; schenkt man ihr weder Juwelen noch Liebe, kann man seiner Frau ebensogut treu bleiben.*

Im Hausflur wurde mir einen Moment lang übel. Die Seitentür des Blumenladen geht auf den Flur hinaus, und wenn ich nachts das Haustor öffne, schlägt mir immer eine Art Friedhofsgeruch entgegen. *Es ist das Merkwürdige, daß Blumenhandlungen bis zu Geschäftsschlüß wie Frühlingswiesen, gleich nach Geschäftsschlüß wie Grabstätten riechen.* Ich habe mich an den Moderduft gewöhnt, ich habe sogar gelernt, ihn als angenehm zu empfinden, da er sich mit dem Gedanken an künftige Genüsse verbindet. Diesmal lief ich vor dem Geruch davon, zwei Stockwerk hinauf, ich kam atemlos oben an. *Man wird alt, wenn man bemerkt, daß ein Haus keinen Fahrstuhl hat.*

Das Unglück wollte es, daß mich Claretta nur mit einem Schlafrock bekleidet empfing, unter dem verführerische Spitzenwäsche hervorlugte. Meistens erwartet sie mich voll beklei-

det, denn das *Striptease*, wie wir es scherzend nennen, gehört nun einmal zu unseren angenehmsten Vereinbarungen. Ein Malheur kommt selten allein: Ich lehnte den eisgekühlten Champagner ab, weil ich meinte, daß mit meinem Magen etwas nicht in Ordnung sei. Der Kognak regte mich nicht an, sondern verstärkte nur noch den Druck in der Magengegend.

Statt, wie üblich, den Gedankenaustausch auf die Stunde nach dem Austausch der Intimitäten zu verschieben, begann ich sofort, von Bossi und meinen Unannehmlichkeiten zu erzählen. *Casanova rät alternden Männern, ihre Rendezvous so einzurichten, daß sie unter unbequemen oder gefährlichen Umständen stattfinden, damit ein eventueller Mißerfolg durch eine unabsichtlich oder mit Vorbedacht herbeigeführte Störung entschuldigt werden kann.* Mein Versuch, durch meine geschäftlichen Klagen eine Situation zu schaffen, aus der kein Weg ins Bett führt, mißlang. Claretta, die doch den größten Wert darauf legt, nicht nur »deshalb« geliebt zu werden, war in amouröser Stimmung, daher auch die Spitzewäsche. Statt sich mit mir zu beraten, bot sie sich an, mir auf andere Weise die Sorgen zu vertreiben.

»Ist nicht geheizt?« fragte ich, denn auf dem Weg zum Schlafzimmer, der durch einen langen und engen Korridor führt, wurde ich von einem leichten Schüttelfrost befallen. »Es ist sogar zu heiß«, erwiderte Claretta neckisch, und um es zu beweisen, ließ sie den Schlafrock fallen. Ich pflege unter solchen Umständen, sie von dem Rest der Kleidung zu befreien. Meine Treue zu Claretta ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß mich der Anblick ihrer ansehnlichen Formen sofort in Erregung versetzt, ohne daß es hierzu irgendwelcher zeitraubenden Formalitäten bedurfte. Ich konnte diesmal keine Erregung wahrnehmen; es geschah sogar etwas geradezu Gespenstisches. Ich wurde mit einemmal von dem Friedhofsgeruch überwältigt, den ich vorher im Hausflur gespürt hatte. Da es

aber ganz unmöglich war, daß der Geruch des Blumenladens in die blitzblanke Wohnung hätte eindringen können, wurde ich von Panik ergriffen: Ich hatte das Gefühl, an meinem eigenen Begräbnis teilzunehmen. Ich sah Claretta, die ein Mäulchen machte, weil ich ihr das öffnen des Strumpfbandgürtels überließ, wie durch einen dichten Schleier. Und als sich dann auch noch, in dem Moment, in dem ich mich bückte, um meine Schuhsenkel zu lösen – denn ich bin von eisernem Willen und nicht so leicht bereit, meinen Schwächen nachzugeben –, als sich plötzlich ein heftiger Schmerz in der linken Brustseite beziehungsweise zwischen den Rippen einstellte, stand das Wort Herzinfarkt wie eine unabweisbare Drohung vor mir. Es ist der Fluch der Bildung, daß der Gebildete für jedes persönliche Erlebnis eine historische Parallele findet. Selbstverständlich dachte ich sofort an den französischen Präsidenten Felix Faure, der in einer ähnlich verfänglichen Situation das Zeitliche gesegnet hatte. Da es aber keine Situation gibt, in der ich meine Verpflichtungen gegenüber meiner Familie und meine Rolle im öffentlichen Leben vergesse, schloß ich wieder, mit Anspannung der höchsten Energie, meine Schuhe; ich erklärte, daß ich mich anscheinend mit Austern vergiftet habe – warum mir Austern einfieLEN, weiß ich nicht – und unverzüglich gehen müsse. Das war leichter gesagt als getan. Claretta legte sofort wieder ihren Schlafröck an – trotz meinem Schrecken oder weil er auf groteske Weise meine Sinne geschärft hatte, entging es mir nicht, daß sie mit den herabhängenden Strümpfen wie der gestiefelte Kater aussah. Aber unterbewußt legte sie wohl den größten Wert darauf, daß ich in ihren illegitimen Armen mein Leben aushauche. Ich mußte meine ganze Überredungskunst aufwenden, damit sie mich ziehen lasse; dann aber bestand sie darauf, ein Taxi zu bestellen. Das war vollkommen unmöglich, denn ich konnte meinen Wagen nicht vor dem Blumenladen stehen lassen. Unterdessen hatte sich mein Zustand ein wenig gebessert – Wille ist alles –, und ich war si-

cher, daß ich wenigstens den nächsten Taxistandplatz erreichen würde. Ich überzeugte Claretta endlich von der Unabänderlichkeit meines Entschlusses, verlor aber viel Zeit mit Ausflüchten und Erklärungen. *Nicht ohne Bitterkeit ging es mir durch den Kopf, daß die Geliebten auf die Witwen ihrer Liebhaber eifersüchtiger sind als auf deren Frauen.* Ich las in Clarettas Augen die Enttäuschung über einen Mann, der zu Hause sterben will, nachdem er doch jahrelang vorgetäuscht hat, daß das Haus seiner Geliebten sein eigentliches Heim sei. Sie brachte mich ans Haustor, und ich versprach – was hätte ich nicht alles versprochen! – am nächsten Tag frühmorgens anzurufen.

Obwohl ich nach wie vor an einem gewissen Luftmangel litt, so daß ich, trotz der eisigen Nachtluft, beide Fenster meines Coupes öffnen mußte, fühlte ich mich erleichtert. Die Nähe des heimatlichen Hafens verlieh mir ungeahnte Kräfte. Auch sagte ich mir, daß ich, angesichts der prekären Lage, in die ich durch die Affäre Morelli geraten war, auf keinen Fall sterben dürfe. Ich dachte mit einer gewissen Zärtlichkeit nicht nur an Frau und Kinder, sondern auch an meine vierzehnhundertundvierzehn Arbeiter und Angestellten, als deren Vater ich mich empfinde. Das war freilich unklug, denn die Erkenntnis, daß die *Edizioni Vanetti* auf ein einziges Augenpaar gestellt sind, erhöhte die Angst, die nun einmal mein Herz umklammert hatte. Ich fuhr ziemlich rasch, ja vielleicht unverantwortlich schnell, jetzt nicht mehr, weil ich in meinem eigenen Bett sterben wollte, sondern weil ich sicher war, zu Hause nicht sterben zu müssen.

Das Haus war erleuchtet. Maria erwartete mich, wie immer, auch zu dieser späten Stunde. Ich sagte nichts von Austern, sondern deutete auf mein Herz. Maria stellte keine Fragen – sie ist eine Frau, die sich immer fürchtet und nie erschrickt. »Du hast dich aufgereggt«, erklärte sie resolut. Und sie telefonierte nach dem Arzt.

Christa Sonntag

Ich langweile mich nie, weil ich eine psychologische Natur habe. Zum Beispiel, die Party beim Howard Stranger. Ohne Psychologie wäre es furchtbar langweilig gewesen, das heißt, bis der Bossi aufgetaucht ist. Erstens überhaupt, und zweitens, weil ich mit fünf oder sechs von den Anwesenden schon geschlafen habe.

Es hat sich nämlich um ein *entertainment* gehandelt, und das ist immer sehr langweilig. Der Howard Stranger ist im Import- und Exportgeschäft tätig, natürlich *en gros* – und wie! Er hat eine Villa auf den Parioli, an der ist alles dran, direkt wie beim Sonnenkönig. Aber ich beneide ihn nicht. Mein Häuschen ist mir lieber, da kann man das Rauschen des Meeres hören. Und wenn dem Stranger seine Geschäftsfreunde aus Amerika kommen, dann bietet er ihnen ein *Aolce vita*. Bitte, es ist damit wie mit den Heimatfilmen. Wenn ich einen Film sehe, der in der Heimat spielt, dann weiß ich ganz genau, daß da nichts stimmt, weil, beispielsweise, meine heimatlichen Wälder nicht direkt bei der Frauenkirche beginnen und weil wenige Leute den ganzen Tag jodeln, besonders in den Nobellokalen. Aber die Menschheit will betrogen werden, und wenn so ein amerikanischer Ex- oder Importeur nach Rom kommt, besonders ohne seine werte Familie, dann will er sehen, ob das *dolce vita* im Film gestimmt hat. Weil es aber nicht gestimmt hat, wird ihm das süße Leben so vorgespielt, wie es im Film gespielt worden ist. Wodurch aber das, was im Film gespielt wurde, dann doch stimmt, und darüber kann man dann wieder einen Film machen, in dem alles stimmt. Wenn aber der Howard Stranger den Film nachdreht, für die Geschäftswelt, dann spiele ich darin eine Rolle, neben welcher aber die Anita Ekberg direkt verblaßt. Infolgedessen ist es gar keine Lüge, wenn mich der Howard Stranger – beziehungsweise der Brown Johnny, denn

entertainment ist seine Abteilung – als angehenden Filmstar vorstellt. Glauben tut es sowieso keiner.

Selbstverständlich wird zu den Geschäftspartys vom Stranger nur die höchste Klasse eingeladen – Franchise, Rita, Gretchen und ich, höchstens noch *La Napolitana*, aber nur aus hilfsweise. Einmal habe ich die Hertha mitgenommen, aber das hat sich als herber Irrtum erwiesen. Weil nämlich die Welt betrogen werden will, und wer das nicht weiß, der braucht keinen Astrologen, dem steht ein bitteres Schicksal bevor. Jeder von den Gästen weiß, daß ich der käuflichen Liebe nicht abgeneigt bin, aber wenn ich mich so benehmen täte wie ein Call-Girl, könnte ich mir die Grundgebühr beim Telefon gleich ersparen. Es ist nämlich im männlichen Wesen gelegen, daß jeder Mann lieber mit der greisen Königin-Mutter von Mosambique schlafen möchte – wenn es so etwas gibt, geografisch war ich noch nie gebildet – als mit dem hübschesten Mädchen von der Via Veneto. Deshalb hat auch noch kein Call-Girl, das sich nicht eine vornehme Zurückhaltung auferlegt hat, die Marie für ein Haus am Strand von Anzio erworben. Wenn ein Mann in den Schoß seiner Familie zurückkehrt, will er sich an etwas Besonderes erinnern, der spinnerte Teufel, der spinnerte, zum Beispiel an die Königin-Mutter von Mosambique. Das unterscheidet ihn nämlich von anderen Reisenden, denen gleichfalls ein *dolce vita zur Verfügung* steht. Ein außereheliches sexuelles Erlebnis, das ist sozusagen eine Erinnerung auf Vorrat, das legt man beiseite wie Olivenöl in Kriegszeiten, davon kann man noch lange zehren, im Schoß der Familie.

Aus diesem kühlen Grunde sitze ich auch ziemlich unnahbar da, im Barzimmer vom Stranger, und zwar nicht an der Theke, weil das ordinär ist. Ich trinke einen Zitronensaft, genannt *lemon-juice*, trotzdem ich prinzipiell gegen Vitamine eingestellt bin. Ich sage zu dem Butler: »Aus gepreßten Zitronen.« Gewisse Ausdrücke verraten nämlich, daß man sich auskennt. Zum

Beispiel sage ich immer, wenn ich Räucherlachs bestelle: »Aber sehr mild«, trotzdem es mir schnurzegal ist. Und beim Kaviar frage ich, ob er grau ist, weil ich weiß, was sich gehört. Trotzdem noch kein Kellner geboren wurde, der gesagt hat, daß der Lachs versalzen oder der Kaviar schwarz ist. Einen feinen Freier, den erkennt man daran, daß er den Weißwein zurückschickt, weil er ihm zu warm ist, und den Roten, weil er ihm nicht temperiert ist. Nur Animiermädchen, die nichts sind wie gemeine Prostituierte mit Alkoholkonsum, sprechen in der Öffentlichkeit dem Alkohol zu. Warum soll ich die Gäste vom Howard Stranger zum Alkoholgenuss verführen, wo ich doch erstens keine Prozente bekomme und zweitens keinen Grund habe, das Haus zu schädigen? Außerdem ist es der Gesundheit abträglich.

Von Zeit zu Zeit kommt einer und setzt sich zu mir. Oder die Francoise setzt sich zu mir, denn die Franchise ist ebenfalls Extraklasse und weiß, daß es vornehm ist, wenn sich zwei Frauen ohne männliche Gesellschaft unterhalten. Sie spricht von ihrem Pudel, der die Staupe hat. An der Bar sitzen zwei Gestalten, die ich in unbekleidetem Zustand kenne. Der eine, ich glaube, er heißt Lynn oder so ähnlich, war schon ein paarmal bei mir; ich gehöre zu seinem Rom-Besuch wie die Peterskirche. Er ist ein ziemlich geschamiges Individuum. Sooft er kommt, erzählt er mir, daß er in Pittsburgh – oder in Philadelphia, die beiden bringe ich nämlich immer durcheinander – von mir geträumt hat. Dieses wünscht er sogleich in die Tat umzusetzen, trotzdem es ziemlich kompliziert ist und manchmal auf technische Hindernisse stößt. Es ist recht blödsinnig. Er könnte ja gleich sagen, was er will, und außerdem träumt kein Mensch so lebhaft, nicht einmal Kinder, die was Masern haben. Aber er ist eben geschamig. Während sein Kollege – ich glaube, sie sind beide in der Autobranche – von einfacherem Wesen ist und sich nicht so zeitraubend anstellt.

Ich sitze da und stelle psychologische Studien an, denn es ist noch früh, und die Männer beschäftigen sich vor elf meistens nur mit Geschäften. Besonders, wenn sie wissen, daß die Liebe sowieso auf sie wartet.

Es ist wahrscheinlich wegen dem Canonica, daß mir die Hertha nicht aus dem Kopf geht. Ich führe meinerseits ein gefährliches Leben, weshalb ich es auch spätestens im Januar 1972 an den Nagel zu hängen gedenke. Das kommt daher, daß die Männer kranke Wesen sind, und zwar nicht nur die Ausnahmen. Ganz im Gegenteil. Wahrscheinlich sucht der Canonica einen Lustmörder, aber es gibt genug kranke Männer, die deshalb noch keine Lustmörder sind, und die Hertha ist möglicherweise einem von diesen zum Opfer gefallen. Ich muß es dem Canonica sagen. Wenn ich mich zurückziehe, könnte ich die Polizei beraten, natürlich nebenamtlich, da ich mich hauptsächlich dem Grund-Stücksgeschäft widmen werde. Erstens brauche ich einen Nebenverdienst, zweitens ist es einträglich und drittens mit der Natur verbunden.

Es ist eine Tatsache, daß man die normalen Männer mit der Lampe suchen muß; den Diogenes hätte man sonst auch nicht gefunden. Während eine Frau ins Bett geht, um die Liebe zu genießen, sucht der Mann im Bett nicht den Genuß mit dem Weib, sondern er will sich seine männlichen Eigenschaften bestätigen lassen. In der Jugend gehen sie ins Bett, weil sie schon Männer sein wollen, im Alter wollen sie beweisen, daß sie immer noch Männer sind. Beides ist sowohl den Nerven wie dem Genuss abträglich. Die Männer sind von der Wiege bis zum Grabe mit ihrem bestimmten Körperteil beschäftigt, von dem sie glauben, daß nur sie einen solchen besitzen, während doch das Gegenteil eine Erfahrungstatsache ist. Etwas Überschätzteres als einen männlichen Körperteil gibt es überhaupt nicht, nicht einmal den Wert des schnöden Mammons. Das muß man natürlich wissen. Ich verdanke meine bescheidenen

Erfolge der Bewunderung, die ich jedem Gast zolle. Es ist nämlich viel unbequemer, die Liebe auf dem harten Fußboden auszuüben oder sich ein Kinderkleidchen anzulegen, als dem Mann Bewunderung zu zollen. Bitte, man kommt einfach weiter, wenn man seine Körpermasse billigt oder ihn als einen Liebeskünstler bewundert, und es kostet rein gar nichts. Es gibt zwei Arten von Männern. Die einen denken an die Liebe mit besonderem Interesse, wenn sie geschäftliche Sorgen haben, die anderen sind mehr für die Liebe, wenn sie von Erfolg zu Erfolg eilen. Die einen nenne ich die Trostathleten, die anderen die Erfolgsartisten. Beide erkenne ich auf hundert Meilen; ein Mann ist nämlich so durchsichtig wie ein Chiffonschleier. Aber daß beides nichts mit der Liebe zu tun hat, das verstehen die armen Affen leider nicht. Das Geschlechtsleben beim Mann beruht auf nervöser Grundlage. Eine Kollegialität wie, zum Beispiel, zwischen Francoise und mir, gibt es zwischen Männern niemals, weil schon die kleinen Jungen ihre Geschlechtsteile vergleichen – *big deal!* Der Mann steht ständig im Wettbewerbskampf, und davon macht er auch im Bett keine Ausnahme. Der Mann ist von der Wiege bis zum Grabe wütend, entweder weil man ihm nein sagt oder weil man ihm zur unrechten Zeit ja sagt oder weil er glaubt, daß er eine Frau nicht glücklich machen kann oder weil er glaubt, daß ein anderer die Frau glücklicher macht. Das Schlimme ist, daß der Mann meistens über sich selbst wütend ist, nur weiß er das nicht. Richtige Nervenruinen sind das, eigentlich brauchen sie eine Krankenschwester und kein Call-Girl. Noch niemand hat darüber nachgedacht, daß es keine Lustmörderinnen gibt, und wenn einmal eine Frau Gewalt anwendet, was besonders in den höheren Gesellschaftskreisen vorkommt, dann ist daran noch keiner gestorben. Der Grund ist nicht, daß die Frau von sanftem Wesen ist, sondern sie kann von Natur aus den Mann unterwerfen, würgen braucht sie ihn deshalb noch lange nicht. Außerdem steht die Frau nicht im Konkurrenzkampf, welcher

nämlich auch im Geschäftsleben zu den häßlichsten Handlungen führt. Es muß gar kein Verrückter gewesen sein, der die Hertha umgebracht hat, ein bißchen gemeingefährlich sind sie alle.

Der Träumer hat genug Autos verkauft, er erhebt sich von der Bar und setzt sich zu mir. Der depperte Pfundhammel glaubt, daß ich auf ihn gewartet habe. Bitte, es ist nur ein Beweis, daß man sich nicht anstrengen muß; wenn sie genug Autos verkauft haben, stellen sie sich von selbst ein. Mein Prinzip ist eine zufriedene Stammkundschaft, auf eine Erweiterung des Geschäftes lege ich keinen Wert. »Now, redhead«, sagt er – er findet das komisch – »Wissen Sie, daß ich von Ihnen geträumt habe? *How about that?*«

»*How about that?*« sage ich, weil ich ja *perfettamente* Englisch spreche.

»In Detroit habe ich von Ihnen geträumt«, sagte er, weil er weder aus Pittsburgh noch aus Philadelphia ist. »Hoffentlich etwas Schönes«, sage ich im leichten Konversationston.

In diesem Augenblick setzte sich der Bossi zu uns. »Wie kommen Sie daher?« frage ich und stelle die beiden Herren einander vor, das heißt, ich stelle Bossi dem Älteren vor. Ich weiß nämlich, was sich gehört. Ein Formfehler, das wird bei mir klein geschrieben. Der Bossi ist aber noch mehr erstaunt, daß er mich hier getroffen hat, denn der Stranger, sagt er, ist ein *old friend* von ihm. Er erzählt dem Lynn – ich glaube, er heißt Lynn, jedenfalls heißt er Theodore –, daß ihn Mr. Stranger einmal in seinem Privatflugzeug nach Marrakesch mitgenommen hat. Mr. Stranger hat gerade dort zu tun gehabt, und der Bossi hat den italienischen Einbrecherkönig, welchen sie dort geschnappt haben, nach Italien zurückbegleitet.

»*How interesting!*«, sagt mein Träumer wütend, denn er hätte sich lieber mit mir verabredet. Ich zwinkere Theodore zu, natürlich ganz diskret, denn er ist schließlich ein alter Kunde,

eine *Credit-card* beim Stranger hat er auch, das heißt unbeschränkten Kredit, und außerdem soll man die Männer nicht nervöser machen, als sie sowieso sind.

Da kommt auch schon der Stranger auf uns zu, ein volles Whisky-Glas in der Hand; er hat immer ein volles Whisky-Glas in der Hand und sieht aus wie der *Man of distinction*, auf den Whisky-Reklamen. Es ist klar, daß er den Theodore beeindrucken will, denn er preist den Bossi an wie eine neue Zigarettenart – der berühmteste Kriminalreporter von Rom – und so.

»Emilio«, sagt er zu meinem Träumer, »kommt gerade aus Viterbo – das ist eine kleine Stadt, nördlich von Rom –; er ist einem Mörder auf der Spur, das wird eine Sensation geben, bei Emilio kann man sich darauf verlassen.« Und er schlägt dem Bossi auf die Schulter, daß dem sein Whisky-Glas nur so scheppert.

»How interesting«, sagt mein Träumer aus Detroit. Aber ich frage: »Wen hat man jetzt wieder ermordet?« »Niemanden«, sagt der Bossi. »Howard macht Witze. Keinen Menschen hat man ermordet.«

»Aber du hast doch gesagt ...« erklärt der Stranger. »Irgend ein Mädchen ...« Er sieht ziemlich wütend aus. Ich kenne das. Die meisten Amerikaner sind gutmütig, aber sie können sehr zornig werden, wenn man sie zum Narren hält. Das weiß ich ganz genau, weil ich mich immer für die Psychologie der einzelnen Völkerstämme interessiert habe.

»Du glaubst aber auch alles«, sagt der Bossi, und schaut überall hin, nur nicht dem Stranger in die Augen. »Ich habe mich nur interessant gemacht. Beziehungsweise entschuldigt, weil ich zu spät gekommen bin.« Und damit beginnt er in seinem Englisch, mit dem man ihm sogar den Zutritt zu einer *American Bar* verweigern würde, auf den Theodore einzureden, wie wenn er ihm noch heute nacht *Quest'Ora* verkaufen wollte.

Bei mir beginnt es zu läuten wie bei einer Bombenwarnung. Den Bossi kenne ich so gut, wie wenn ich hundertmal mit ihm geschlafen hätte. Ermordet haben sie in Viterbo keine, denn das würde morgen in den Zeitungen stehen, und warum sollte das der Bossi ableugnen? Es hat mit der Hertha zu tun, Ehrenwort, das mit dem Mädchen hat der Stranger einfach mißverstanden. Beziehungsweise mit mir hat es zu tun. Denn meinen Träumer hätte der Bossi, wenn er lügen will, genauso anlügen können wie den Stranger. Nur vor mir hat er nichts sagen wollen, da hat er lieber gesagt, daß er gelogen hat. Weil ich aber scharfsinnig denke, betrachte ich das auch als einen Beweis, daß es sich um die Hertha handelt. Und der Bossi entfernt sich so plötzlich, als wenn ich die Lepra hätte.

Der Theodore fragt, ob wir noch in eine Bar gehen wollen, und ich sage, ja, denn erstens halte ich es für unsittlich, daß man einen Kunden gleich mit sich nach Hause nimmt, und zweitens soll man in den eleganten Lokalen gesehen werden, weil das zum guten Ruf beiträgt. Im Taxi erzählt mir der Träumer, daß er ein Riesengeschäft abgeschlossen hat. Er ist nämlich ein Erfolgsartist. Inzwischen denke ich die ganze Zeit darüber nach, ob ich den Canonica noch heute nacht anrufen soll. Die Denunziation ist meinem Charakter fern gelegen. Auf der anderen Seite geht mich der Bossi gar nichts an, während der Canonica ein Herr ist; seit ich bei ihm war, sind wir direkt befreundet. Was mir der Bossi gibt, ist nicht sein eigenes Geld, er handelt aus reinem Geschäftsinteresse. Auf der anderen Seite läuft meine Aufenthaltsbewilligung am ersten Ersten ab; der Canonica braucht nur ein Wort zu sagen, und sie liefern mir die neue direkt auf einem Silbertablett. Außerdem ist es meine Pflicht und Schuldigkeit, den Täter an die Hand der Gerechtigkeit zu liefern. Eine Kollegin war die Hertha trotzdem.

Francesco Vanetti

Neben der kleinen Brücke über dem Fiume Astura ist ein Gebüsch, ich verstecke mich im Gebüsch, im Gebüsch liege ich auf der Lauer, unter der Tafel *Divieto di eseguire fotografie e rinematografie e rilievi anche a vista Art. 250-250 o L. P.* ist das Gebüsch, unter der Tafel liege ich auf der Lauer.

Auge im Wald

Glasauge im Wald

Mein Äug ist aus Glas

Wie das Leopardenauge

- Kinderzimmer –, der

Leopard schläft auf dem Bett,

Harmlos, Fiebertraum,

Masern.

Die Bestie ist harmlos,

Stoffleopard im Gebüsch,

Sein Auge tötet,

blutrünstig, Jägermörder

jägergejagt

Er ist ein Mensch,

Ich blicke durch das Gebüsch, meine Kamera blickt durch das Gebüsch, ich habe drei Augen, die Zyklopen hatten nur ein Auge, auf der Stirn, ein Auge, ich habe ein Auge auf dem Bauch, zusammen drei Augen. Nur ein Auge ist ein Festhalteauge, das künstliche Auge ist ein Festhalteauge, das Auge auf dem Bauch, was es sieht, ist festgehalten für immer, augegebannt, schwarz-weiß, in Farbe, jedes Format, hinter dem künstlichen Auge rollt der Film, wechselbar, unbeschränkte Produk-

tion, der Film ist wechselbar, das Auge ist wechselbar, Weitwinkel und Tele. Mein Auge ist nicht wechselbar, was mein Auge festhält, hält es nicht mehr fest, meine Erinnerungen lassen sich nicht in ein Album kleben, meine Mutter klebt ihre Erinnerungen in ein Album, sie hat verlässliche Erinnerungen, ich habe keine. Mein Auge ist wertlos, Augen sind wertlos, Augen lassen sich nicht austauschen, nur austauschbare Augen wären wertvoll, Sofia könnte mich mit meinen Augen sehen, ich könnte Sofia mit ihren Augen sehen, ich könnte meinem Vater meine Augen geben, er würde sich mit meinen Augen im Spiegel sehen, mit meinen Augen würde er sich erkennen, mit den eigenen Augen ist man blind, die eigenen Augen sind wertlos, man sollte sie in eine Kamera setzen, als Linse, Aufnahmen fürs Album. Der Mörder trägt Gummihandschuhe, als er Hertha Enzian erwürgte, hätte er Gummihandschuhe tragen sollen, er hat Gummihandschuhe an, weil das Wasser kalt ist, die Fische sind kalt, die toten Fische sind kalt, der Mörder liebt tote Fische, dem Mörder graut es vor toten Fischen. Ich knipse den Mörder, *I am shooting*, sagen die Amerikaner, die Amerikaner schießen immer, vom Bauch, von der Hüfte, ich schieße mit meiner Kamera, ich bin das wilde Tier mit dem Jagdgewehr, feige wilde dreiäugige Bestie, ich breche nicht aus dem Busch, ich zerreiße niemand, ich fotografiere. Es macht klick-klack, ich schieße, ich wechsle mein Auge, Tele-Linse, ein-hundertfünfunddreißig, ich bringe den Mörder näher, ich ziehe ihn an mich heran, mein Auge bringt niemand näher, für mein Auge bleibt alles fern, es ist wertlos, ich schieße, klick-klack.

Ein Apparat gleitet mir über die Schulter, der Apparat fällt auf den Boden, das Geräusch ist nicht berechnet, es macht bum, kein klick-klack, der Mörder ist mit einem Satz auf der Böschung, er steht vor mir, er hat ein weißes Gesicht, er hat weiße Augen, der lange Mantel schlottert ihm um die Beine, seine Beine schlotttern, er greift nach meiner Kamera, so hat er nach Hertha Enzian gegriffen, er will meine Kamera erwürgen.

Sie haben mich fotografiert: sagt er. Ich entreiße ihm schnell die Kamera, Sie sind verrückt: sage ich. Es ist die erste Gelegenheit, es ist die Gelegenheit, auf die ich gewartet habe, ICH könnte ihm jetzt sagen, daß ich Francesco Vanetti bin, der Sohn von Carlo Vanetti, ich fotografiere Sie für *Quest’Ora*, *Quest’Ora* wird Ihre Bilder veröffentlichen, mein Vater wird Sie anzeigen, Sie werden verhaftet, Sie werden eingesperrt, lebenslänglich, 1-e-b-e-n-s-1-ä-n-g-l-i-c-h. ICH könnte ihm sagen, daß die *Enzian-Story* in der Weihnachtsnummer beginnt, den Selchermeister haben wir schon, die Tote haben wir schon, machen Sie sich aus dem Staub, vor Weihnachten, *Stille Nacht, heilige Nacht*, am Heiligen Abend werden Sie in die Krippe gelegt, vielleicht werden Sie auf dem Christbaum gehenkt, *Buon Natale*. Mein Vater ist krank, er liegt im Spital und ist krank, Herzinfarkt, Ehrgeizinfarkt, ich kann meinen Vater nicht anzeigen, sie bringen ihn ins Gefängnisspital, gefesselt, der Mörder entwischt, mein Vater stirbt, er ist tot, ich kann ihn nicht anzeigen.

Sie sind verrückt: sage ich, wer sind Sie überhaupt, Sie interessieren mich nicht, ich kann fotografieren, soviel ich will, ich fotografiere das Atomgelände, Sie begraben tote Fische. Woher wissen Sie, daß ich tote Fische begrabe: fragt er, ich habe Sie beobachtet: sage ich, ich fotografiere nicht zum erstenmal, warum begraben Sie tote Fische? Das Fotografieren ist verboten: sagt er, er zeigt nach der Tafel, *Divieto di eseguire fotografie e cinematografie e rilievi anche a vista Art. 250-250 o L. P.*, der Mörder ruft das Gesetz an, die Mörder rufen das Gesetz an, das Gesetz schützt die Mörder, die Mörder gehören zum Establishment, es ist verboten, Mörder und Atomgeheimnisse zu fotografieren, große Mörder, kleine Mörder, geschützte Mörder. Die Mörder schützen sich gegenseitig. Gehen wir auf die Polizei: sage ich, zeigen Sie mich an, zeigen Sie mich an, weil ich ein Spion bin, ich werde sagen, daß Sie tote Fische begraben. Sind Sie ein Spion: fragt er, ja, ich bin ein Spion: sage ich.

Wie heißen Sie: fragt er, ich frage Sie auch nicht, wie Sie heißen: sage ich. Er fragt, für wen ich spioniere, ich spioniere für niemand: sage ich, warum muß man für jemand spionieren, ich spioniere gegen das Atom. Das Atom hat die Fische getötet, deshalb begrabe ich sie: sagt er.

Wir beginnen zu gehen, der Mörder und ich gehen auf das Dorf zu, wir sind anonym, wir haben keine Namen, der Mörder und ich gehen nebeneinander, der Wind pfeift uns um die Ohren, es ist niemand auf der Landstraße, ein paar Autos sind auf der Landstraße, der Himmel ist grau und leer wie die Landstraße. Ich zeige Sie nicht an: sagt der Mörder, wenn Sie ein Spion sind, zeige ich Sie nicht an, ich würde Sie nicht einmal anzeigen, wenn Sie ein Mörder wären: sage ich, wenn das Brot verschimmelt ist, hat es keinen Sinn, Brotwürmer zu suchen, krabbelnde Brotwürmer im faulen Brot. Ich verstehe den Mörder, hoffentlich versteht mich der Mörder, ich sage: warum leben Sie in Foce Verde, Foce Verde ist ein verschimmeltes Nest, in Foce Verde sind nur Soldaten, die das Geheimnis behüten, schauen Sie, da marschieren sie, hinter Stacheldraht, sie wissen nicht, warum sie marschieren, sie haben keinen Feind, sie suchen einen Feind, sie marschieren im Kreis, sie suchen einen Feind, der Erste wird den Letzten erschießen, oder sie werden gegen die Badekabinen marschieren, besser Badekabinen als gar kein Feind, Feindsucher, Soldaten. Wir könnten uns verstehen: sagt der Mörder, aber es ist zu spät, für mich ist es zu spät, für sie ist es zu früh, deshalb können wir uns nicht verstehen.

Sein Hotel ist in der Nähe, er bleibt stehen, er sagt: Geben Sie mir den Film, er blinzelt hinter seiner Brille, sein Gesicht ist tot, die Augen blinzeln, aber er ist tot, die Amputierten glauben, daß ihre Beine weh tun, aber sie haben keine Beine. Ich brauche den Film: sage ich, ich kann Ihnen den Film nicht geben – ICH würde ihm den Film geben, er weiß nicht, daß ich

genug Aufnahmen von ihm habe, mein Vater hat die Filme im Banksafe versperrt, die Juwelen meiner Mutter liegen im Banksafe, daneben liegen die Aufnahmen vom Mörder, schmutzige Brillanten, schmutzige Aufnahmen, zu Weihnachten wird meine Mutter ihre Juwelen tragen, zu Weihnachten wird *Quest' Ora* die Bilder vom Mörder tragen, mein Vater hat einen Herzinfarkt, mein Vater verlangt Dankbarkeit, es ist sein letzter Wille, ich kann dem Mörder nicht die Bilder geben.

Ich fahre nach Rom, die Menschen kommen aus der Kirche, Unglaubensstreikbrecher, rechts ist ein Fußballplatz, sie jagen einem Ball nach, sie tragen Sträflingsgewänder, schwarz-rot, weiß-blau, Frauen schieben Kinderwagen, Unfruchtbarkeitsstreikbrecher, Computer errechnen das Jahr zweitausendfünf, aber sie schieben Kinderwagen, dickbäuchige Frauen, dickbäuchige Kinderwagen, ich habe im gleichen Kinderwagen gelegen, zwei große Räder, zwei kleine Räder, *schlaf, Kindlein, schlaf*, es ändert sich nichts, sie schieben Kinderwagen, es ändert sich nichts. LSD ist wie der Fußballplatz und die Kirche und die Kinderwagen, alte Männer haben LSD erfunden, ich habe nichts über mich erfahren, mein Mund war voll Salz, ich habe nur Farben gesehen, wie von Pollock oder Herbin, ich hätte zu einer Ausstellung gehen können, nach sechs Stunden ist die große Gemeinschaft beim Teufel, nur der Salzgeschmack ist nicht beim Teufel. Es ist überflüssig, etwas über sich zu erfahren, Erfindung von alten Leuten, Verführung, feister Seelenschwindel, man liegt wieder im Kinderwagen, das wollen sie, daß man wieder im Kinderwagen liegt, wie soll man die Scheißwelt aus den Angeln heben, wenn man in die Windeln pißt? Ich sage nicht, daß mich der Mörder erwischt hat, ich zeige den Mörder nicht an, ich zeige meinen Vater nicht an, wenn der Mörder fliehen will, soll er fliehen, es ist seine Sache, ich zeige die Welt an, Weltstrafantrag, wenn sie die Welt verhaften, kann der Mörder nicht fliehen, mein Vater kann nicht fliehen, die Kirchen brennen, die Fußballplätze ver-

öden, die Kinder purzeln aus dem Wagen.

Besuchszeit. Gehen Sie nur hinauf, Ihrem Vater geht es besser: sagt die Nonne hinter der Informationskasse, sie sieht aus wie ein verkleideter Mann, sie hat einen dicken Schnurrbart, im ganzen Haus riecht es ekelhaft nach Sauberkeit, alle Besucher lächeln entschuldigend: geht es ihrem Patienten besser, meinem Patienten geht es besser. Das Zimmer ist voll Blumen, die Vasen stehen auf den Tischen, die Vasen stehen auf dem Fußboden, Rosen, Nelken, Chrysanthemen, Töpfe, ob die Sacchi Blumen geschickt hat, wahrscheinlich hat sie ihren ganzen Laden geschickt, sie wird einen Kranz schicken, ein großer Mann bekommt Blumen, ein großer kranker Mann bekommt Blumen, zwei Dutzend Popularität, vier Dutzend Angst, ein Topf Opportunismus, eine Rose Liebe, ein Dutzend Kranzablöse. Man hat meinen Vater ein wenig aufgerichtet, er ist rasiert, ich küsse ihn auf die Stirn, er riecht nach Krankheit und Toilettenwasser.

Der Professor war gerade hier: sagte er, es geht mir viel besser, ich werde Weihnachten zu Hause sein: sagt er, der Professor ist erstaunt, wie schnell ich mich erhole. Er brüstet sich mit seiner Gesundheit, so krank ist er, er beobachtet mich, ob ich Mitleid mit ihm habe, er prüft mich, ob ich ihm dankbar bin, weil er nicht gestorben ist. Setz dich zu mir: sagt er, ich bin froh, daß du gekommen bist, es ist sehr wichtig, ich habe mit dir zu sprechen. Meine Konstitution ist großartig: brüstet er sich, der Professor ist ganz begeistert, aber drei Wochen absolute Bettruhe, mindestens vier Wochen zu Hause, Erholungsurlaub, es wird März werden, vielleicht April. Die kommenden Wochen sind entscheidend, ich denke, er spricht von seiner Krankheit, von seinem Herzen, er hat seine Krankheit vergessen, sein Herz, er spricht vom Verlag, er spricht von *Quest'Ora*. Die Pläne lassen sich nicht mehr ändern, Millioneninvestitionen in die *Morelli-Story*, den Namen spricht er flüsternd aus. Millionen stehen auf dem Spiel, Bossi hat die

ersten Folgen geliefert, ich konnte sie noch nicht lesen: sagt er, aber es ist eine große Beruhigung, ich habe mich furchtbar aufgeregt über Bossi, es könnte von den Aufregungen kommen, sagt der Professor, ich muß mich schonen. Mit der *Morelli-Story* kommen wir auf anderthalb Millionen, du kannst Gift darauf nehmen: sagt er, spätestens bis Ostern haben wir *Lui e Lei in* die Tasche gesteckt, ich habe Janetti angewiesen, die Inseratenannahme zu bremsen, Inserate nach dem alten Tarif wären ein Verlustgeschäft, bei anderthalb Millionen Auflage.

Ich habe ein elendes Gefühl im Magen, als ob ich schon Gift genommen hätte, auf die Auflage, auf die anderthalb Millionen, ich habe Salz im Mund, el-es-di-salzig, mein Vater ist blumengerahmt wie eine Bellini-Madonna, die Chrysanthemen stinken verwelkt, ich hasse Chrysanthemen, sie stinken. ICH will sagen, daß mich das nichts angeht, was geht mich das an, will ICH sagen, sprich mit Bossi, sprich mit Janetti, sprich mit dem Verlagsleiter, sprich mit dem Inseratenchef, sprich mit der Sacchi, sie ist deine Geliebte, sprich mit Beatrice, sie ist dein Liebling, es geht mich nichts an, ich bin eine Kamera, ich habe Morelli getroffen, ICH werde die Welt anzeigen, ICH habe lange genug im Kinderwagen gelegen. Was will er von mir, aber ich sage nichts, er strengt sich furchtbar an, er soll sich nicht aufregen, er hat rote Backen, er hat sich nicht über Bossi aufgeregt, er ist von der Sacchi gekommen, bettheiß, warum sitze ich an seinem Bett, was geht es mich an? Niemand ahnt etwas von Morelli: sagt er, Bossi ist begabt, aber unverantwortlich, du bist mein Sohn: sagt er. Er redet wirr, zuerst glaube ich, er redet wirr, er sagt, daß er weiß, wo ich politisch stehe, daß ich demonstriere, es ist mein gutes Recht, es ist das Recht der Jugend, Unruhe ist nützlich, wo käme man hin, ohne Unruhe, die Alten haben geschlafen, dein gutes Recht: sagt er, wer in seiner Jugend kein Revolutionär war, aus dem wird nichts, der hat keinen Charakter, es ist an dieser Welt allerlei auszusetzen, Geld ist nicht alles, Konsumgesellschaft, wenn man

liebt, braucht man keine Konserven, Freiheit ist unteilbar, er versteht mich besser, als ich glaube: sagt er – und was hat das alles mit Morelli zu tun? Er kann *Quest’Ora* keinem Fremden anvertrauen: sagt er, nicht in diesem Moment, ich muß bis zu seiner Genesung die Leitung der Zeitung übernehmen, ich muß die *Morelli-Story* vorbereiten, Bossi wird mir helfen, er selbst wird mir helfen, von seinem Krankenlager, er hat eine eiserne Konstitution, sagt der Professor. Einzelheiten, er wartet nicht, ob ich ja sage, ich sage immer ja, ich verlasse die Badewanne. Er zeichnet mich mit Verantwortung aus, er hängt mir die Verantwortung um den Hals wie das Großkreuz der Ehrenlegion, er legt mir die Verantwortung auf die Schultern, ich bin Atlas, ich habe den Globus zu tragen, sein Globus heißt *Quest’Ora*, er hängt mir *Quest’Ora* um den Hals, erlegt *Quest’Ora* auf meine Schultern. Er spricht vom Titelblatt, das Titelblatt wird schon gedruckt, *Madonna mit dem Vögelchen*, kurz vor Weihnachten muß die Redaktion unterrichtet werden, Morelli, er senkt die Stimme, die Memoiren sind natürlich auch für uns eine Überraschung, der Mörder ist eine Überraschung, Zufall, Glücksfall, kurz vor Weihnachten wird Bossi den Mörder anzeigen, die Plakate kann man im letzten Moment drucken, ein Glück, daß wir eine eigene Druckerei haben, ein Glück, daß er die neue Druckerei gebaut hat. Ich sitze an seinem Bett, seine Stimme fließt an mir vorbei, der Fiume Astura, der Fiume Astura ist vergiftet, das Meer ist groß und das Wasser ist rein, aber der Fluß ist vergiftet, das Meer ist weit, niemand sieht die Grenzen des Meeres, das vergessene Meer, der Fluß ist eng, der Fluß ist sichtbar, der s-i-c-h-t-b-a-r-e Fluß, der Fluß ist vergiftet, wenn die toten Fische ins Meer treiben, vergiften sie die lebenden Fische, man muß die toten Fische begraben, die Stimme meines Vaters fließt wie der vergiftete Fluß. ICH sehe das Meer, ICH sehe das reine Meer, ICH weiß, daß MICH der Fiume Astura nicht vergiften kann. ICH sage nein, ICH sage, daß ich die Verantwortung nicht übernehmen kann, ich habe den Mör-

der fotografiert, ICH habe mit der *Morelli-Story* nichts zu tun, danke für das Großkreuz, ohne MICH.

Mein Vater wird bleich, man müßte die Nonnen rufen, den gesundheitspreisenden Professor müßte man rufen, mein Vater sieht aus wie ein toter Fisch, er liegt aufgebahrt da, die Blumen lassen die Köpfe hängen, wenn jemand verbrannt wird, werden die Blumen verbrannt, die Blumen werden nicht verbrannt, sie werden verkauft, die Blumen der Toten werden verkauft. Er hätte mir mehr Verantwortung geben sollen, schon früher: sagt er, er besticht mich mit Reue, er besticht mich mit Verantwortung. Er kann mich nicht mit einem Alfa Romeo bestechen, ich habe schon einen Alfa Romeo, er sagt: gerade deine Haltung beweist mir, daß du der richtige Mann bist, die Zeitung braucht neues Blut, der Verlag braucht neues Blut, er möchte sich am liebsten nur noch *Quest’Ora* widmen und der Frauenzeitschrift und der Wirtschaftszeitung und *Mickey Mouse*, bis dahin habe ich genug Erfahrungen gesammelt, ich kann *Positivismo* übernehmen. Ich würde *Quest’Ora* schnell zugrunde richten: sage ich, ich hasse jede Zeile in *Quest’Ora*, ich hasse die Bilder, meine eigenen Bilder hasse ich am meisten, die Bilder sind gestellt, sogar die Bilder aus Vietnam sind gestellt, der Kinderwagen hat nicht Hertha Enzian gehört, man weiß nicht, ob die Toten in Vietnam nicht gestellt sind, vielleicht sind auch die Kinderwagen in Vietnam gestellt, ich hasse die Zuschauer, ich hasse die Leser, die Kinder in Vietnam sterben, weil die Zuschauer schauen, die Leser lesen, neue Bilder genügen nicht, man braucht neue Zuschauer, wenn man die Leser haßt, kann man keine Zeitung machen: sage ICH.

Er haßt den Leser genauso wie ich: sagt mein Vater, ich soll doch logisch denken: sagt er. Er beginnt, von abstrakter Kunst zu sprechen, warum spricht er von abstrakter Kunst, er schätzt die abstrakte Kunst: lügt er, aber denken kann man doch nicht abstrakt, die Welt ist keine Leinwand, die Menschen bestehen

nicht aus Farben, die Menschen haben drei Dimensionen, die Menschen haben Formen, man muß sie formen. Es ist gut, daß die Jungen die Pflastersteine aus dem Boden reißen, die Pflastersteine sind alt, aber am Ende muß man wieder Straßen bauen, aus neuen Steinen, Straßen. Ich soll doch logisch denken, irgendwo muß man anfangen, kommt es mir denn nicht darauf an, zu überzeugen, warum soll man etwas erobern, was man schon besitzt, Millionen hören auf *Quest’Ora*, die Intelligenz hört auf *Positivismo*, er kommt zurück auf Morelli. Morelli ist ein Spiegelbild, es gibt kein besseres Spiegelbild der Gesellschaft als Morelli, alles hängt von der Aufmachung ab, ich soll doch logisch denken, auch die neue Gesellschaft wird Morelli nicht dulden, wir verherrlichen Morelli nicht, wir stellen ihn bloß, wir liefern sein Geständnis aus, wenn ihn die Polizei gefunden hätte, hätte sie sein Geständnis nie ausgeliefert.

Ich schaue mir zu, während er spricht, ich schaue mir zu, während ich spreche, das Eis unter meinen Füßen ist dünn, Zellophaneis, das Eis kracht, ich setze einen Fuß vor den anderen, wenn man geht, geht man auf dünnem Eis, wer lebt, ist ein Komplize, ich gehe, ich lebe, ich bin ein Komplize. Du hast Ehrgeiz, sage ich mir, er hat dir Ehrgeiz vermacht, du bist bedacht, im Ehrgeiztestament, ICH sage mir, daß ICH mich nicht bestechen lasse, ICH lasse MICH nicht bestechen, mit keiner Babyklapper und keiner Diphtheriespritze und keinem Herzinfarkt, ich sage mir, daß die *Zehn Tage* gekommen sind, ich kann dem Feind die Waffe entwinden, ich bin dreiundzwanzig und kann dem Feind die Waffe entwinden, er liefert sie aus, freiwillig, um so besser, kein Wettbewerb, keine Gewalt, der Feind hat sich um den Kopf gemanagt, es kommt auf die Produktionsmittel an, sagt Marx, sagt Lenin, sagt Stalin, sagt Mao, *Quest’Ora* ist ein Produktionsmittel. Faule Ausrede, sage ICH, du bist ein Komplize, du bist ein bestochener Komplize, das Establishment flötet dir ins Ohr, das Establishment flüstert wie der Fiume Astura, das Establishment sitzt im weißen Kissen,

von Blumen gerahmt wie eine Bellini-Madonna, das Establishment hat einen Herzinfarkt und flötet dir ins Ohr. Ich sage es mir, ICH sage es mir, ich oder ICH, ich weiß nicht, wer es mir sagt, mein Vater ist nicht gestorben, mein Vater lebt, er geht auf dünnem Eis, das Eis kracht, er zittert, er fürchtet sich wegen Morelli, wegen Morelli muß er die Zügel aus der Hand geben, es ist gleichgültig, warum der Feind die Zügel aus der Hand gibt, ich ergreife die Zügel, ich gebe die Zügel nicht mehr aus der Hand, ich betrüge den Feind, ich behalte die Zügel.

Beruhige dich: sage ich, ich werde tun, was ich kann, du hast zu lange gesprochen, du hast dich angestrengt, du siehst müde aus, morgen komme ich wieder, wir besprechen die Einzelheiten, ich lüge nicht, er tut mir leid, wenn ich ihn sehe, tut er mir leid. Wo ist der Safeschlüssel: frage ich, wenn er gestorben wäre bei der Sacchi, hätte ich auch die Safeschlüssel bekommen, ich hätte die Zügel ergriffen, ich habe heute noch ein Dutzend Aufnahmen gemacht: sage ich, mit dem Teleobjektiv im Atomgelände, er hat tote Fische begraben. Mein Vater sieht mich dankbar an, Francesco : sagt er, seine Wangen röten sich, er hat eine eiserne Konstitution, ich werde dir morgen sagen, auf wen du dich verlassen kannst: sagt er, wir müssen zuerst einmal die *Morelli-Story* herausbringen, wenn den Mörder einmal seine Strafe ereilt hat, ist alles einfacher, du verstehst. Im Nachttisch: sagt er, denn er darf sich nicht bewegen, aber er hat sich schon bewegt, im Nachttisch: sagt er, das Manuskript ist bei Bossi, die Bilder sind im Safe, der Safeschlüssel ist im Nachttisch. Ich öffne die Nachttischlade, ich nehme den Safeschlüssel.

Oskar Enzian

Am Samstag habe ich mich in einer seligen Stimmung befunden, was bei mir immer der Fall ist, wenn ich mich im Sinne meiner Familie betätigen kann. Es hat mir nichts gemacht, daß es zum erstenmal geschneit hat, im Gegenteil. Es gibt nichts Schöneres wie unsere Wienerstadt, wenn sie ein weißes Kleid anlegt. Wir sind mit der Straßenbahn in die Stadt gefahren, denn auf dem Rückweg wollten wir sowieso ein Taxi nehmen, wegen der zu erwartenden Pakete. Die Franziska und ich sind am Fenster gesessen, aber der Hans mußte stehen. Und wie ich so hinausgeschaut habe, auf die Straßen und die Häuser und auf die Kirchen, die ein weißes Kleid angelegt haben, da ist mir das Herz aufgegangen. »Es schneit in großen Flocken«, habe ich zur Franziska gesagt, trotzdem sie keinen Sinn für die Naturereignisse hat. Ich habe das nämlich als ein Zeichen vom Himmel gewertet, daß es schneit. Es sind nur drei Wochen bis zu dem heiligen Fest. Da ist der Schneefall, besonders in großen Flocken, eine Ausnahme. Und bei Weihnachtseinkäufen, da gehört der Schneefall zur richtigen Stimmung. Es kommt auf die Stimmung an, sage ich immer.

Wir sind zweimal umgestiegen, einmal beim Liebenberg-Denkmal und einmal bei der Bellaria. Der Stransky, weil er auch beim Sparverein ist, hat mir ein Möbelhaus auf der Mariahilfer Straße empfohlen, auf das sind wir gleich losgesteuert. Es heißt *Möbelparadies*, und das ist nicht übertrieben. Wenn man da über die dicken Teppiche schreitet, kommt man sich vor wie im Paradies. Eigentlich ist so ein Möbelhaus wie ein Schloß, nur daß es für die weite Bevölkerung bestimmt ist. Ich bin schon seit meiner frühen Jugend in keinem Möbelhaus gewesen, erinnern tue ich mich überhaupt nicht. Und das war eine Überraschung: Denn in den Möbelgeschäften bei uns in Hernals, da stehen die Möbel nebeneinander, in Reih und Glied

wie Soldaten, während hier ganze Zimmer eingerichtet sind wie in einem Schloß, Aber es besteht kein Kaufzwang, man kann jedes Möbelstück einzeln kaufen. Und weil es ein Möbelparadies ist, kann man sich auch ohne weiteres hinsetzen.

Ich habe mich in einem Sessel niedergelassen. Der Sessel ist mit einem dicken seidigen Material überzogen, und ein Veloursmuster hat es aus lauter Rosen, aber die spürt man nur, wenn man sie mit dem Finger berührt. Während die Franziska und der Hans durch die drei Stockwerke gezogen sind, bin ich absichtlich sitzen geblieben, weil ich sehen wollte, ob sie auf die Idee verfallen, daß sie sagen: »Papa, das wäre ein neuer Lehnstuhl für dich.« Natürlich ist ihnen das überhaupt nicht eingefallen, denn daß einer Respekt für den Familienernährer haben sollte, das gibt es nicht, da kann ich steinalt und kleinwunzig werden. Der Hertha, der wäre das gleich eingefallen. Aber wie ich an die Hertha gedacht habe, da hat mich doch die weihnachtliche Stimmung gepackt. Die Leute haben sich gedrängt, als ob man die Betten gratis verteilen würde. Denn jeder will das Fest gebührend feiern. Nur an unserem Weihnachtstisch wird ein Stuhl leer bleiben. Aber die Hertha wird vom Himmel herunterschauen und auf den Weihnachtstisch und die neue Couch und den Fernsehapparat, als ob sie sagen würde: »Wenigstens einen Sinn hat es gehabt, daß ich von euch gegangen bin, Papa.« Aber für mich hat es keinen Sinn gehabt, weil mir nichts mein Kind ersetzen kann. Was der Herrgott nicht haben will, das ist, daß der Mensch seinen Reichtum für selbstverständlich ansieht, sage ich immer. Ich bin in meinem Sessel gesessen, und durch die Flügeltür habe ich gesehen, wie der Hans und die Franziska über eine rote Couch verhandeln, aus der man unauffällig ein Bett machen kann und umgekehrt. Die Franziska hat sich draufgesetzt, daß die Federn gekracht haben. Aber daß sie ohne die Hertha bis zu ihrem Greisenalter auf der alten Couch hocken könnte, daran hat sie keinen Gedanken verschwendet. Da habe ich mich mit einem energischen

Ruck erhoben und bin hinübergegangen und habe mit energischer Stimme der Verkäuferin erklärt: »Die Ware kommt nicht in Frage.« Die hat nur so geschaut, weil sie gleich gesehen hat, wer der Herr im Hause ist. Es war nichts mit mir zu machen. Ich war stinkwütend, denn ich weiß, daß sie nicht an die Hertha gedacht haben, und eine rote Couch kommt nicht in Frage, indem die alte Couch rot war. Überhaupt will ich keine Schlafcouch, denn der Hans heiratet, und ich habe bis zu meiner Verheiratung auf einer Schlafcouch geschlafen, im Heim meiner alten Tage soll etwas Besseres stehen. Ich habe mich glatt durchgesetzt, was für die veränderte Gesamtlage bezeichnend ist. Sogar meine Familie begreift allmählich, daß der Abschluß von den beiden Verträgen, mit den Filmjuden und den Katzelmachern, ausschließlich meiner gewieгten Verhandlungstaktik zu danken ist. Wir haben eine grüne Eckcouch genommen, die zu den übrigen Möbeln paßt wie der Castor zum Pollux. Der Einbau ist im Preis inbegriﬀen. Das *Möbelparadies* ist eine solide Firma, da hat der Stransky schon recht, und übers Ohr haut mich keiner mehr.

Nebenan ist ein großes Radiogeschäft, und wir haben längere Zeit in der Betrachtung von den Auslagen verweilt. Rund zwölf Fernsehgeräte waren eingeschaltet, allerdings haben sie das gleiche Programm geboten. *Rapidwar* gegen *Sportklub* ange treten. Als alter Hernalser bin ich selbstverständlich Sportklub-Anhänger. Es ist zwei zu eins für die Schwarz-Weißen gestanden. Die Franziska hat darauf bestanden, daß wir Samstag einkaufen gehen, trotzdem ich das Geschäft bei vollem Geschäftsgang einem Aushilfsgehilfen habe anvertrauen müssen, und *Rapid-Sportklub* würde ich mir gern angesehen haben. Ein Familiensinn ist bei meiner Familie nicht wahrzunehmen. Vor der Auslage hat die Franziska nur verharrt, weil sie ihr Auge auf einen neuen Fernsehapparat geworfen hat. Ich bin ein guter Trottel, das steht fest. Denn statt mir anzuschauen, wie die Dornbacher einen Elfer verwandeln, habe ich mir bereits in

aller Stille einen Apparat ausgesucht. Denn wenn die Weihnachtsglocken erklingen, soll der Fernsehapparat geliefert werden, als Überraschung für meine bessere Ehehälfte. Denn die Couch ist ja keine. Allerdings werde ich den *Philips* beim Wotruba auf der Hernalser Hauptstraße erwerben, denn der tauscht unsere alte Kiste gegen einen anständigen Preis ein.

Es war ein Wirbel auf der Mariahilfer Straße wie am Goldenen Sonntag, denn heutzutage kaufen die Leute schon früh ein. Das wird von den Zeitungen allgemein empfohlen. Auch ein Weihnachtsmann ist vor einem Warenhaus herumgestanden, was ich aber nicht billige, da das von den Amis eingeführt worden ist. Allerdings bin ich auch von der allgemeinen Kauflust ergriffen worden. Der Mensch ist schwach, sage ich immer, und erliegt daher der Massensuggestion. Eine volle Brieftasche ist direkt eine Versuchung. Besonders wenn ein Leben lang Schmalhans Küchenmeister war – das ist so ein Ausdruck, den der Herr Major Schumpeter gern verwendet hat. Aber beneidet habe ich die sorglosen Menschen um mich trotzdem, denn ich habe vom Leben noch nichts geschenkt bekommen. Als ein anständiger Mensch muß ich gestehen, daß ich den Besuch bei *Gerngross*, wo für Franziska, Hans und Mizzi Einkäufe getätigten werden sollten, durch weitere Auslagenbetrachtungen hinausgeschoben habe. Denn mein Entschluß, daß die Paula ein Goldarmband bekommt, steht fest. Zugegeben, ich habe da meine Bedenken, aber jetzt läßt sich nicht mehr daran rütteln. Die Paula hat mein hartes Los geteilt, im Guten wie im Bösen. Daß ich in letzter Zeit einen Gizi auf sie habe, gehört auf ein anderes Blatt. Sie sagt einfach zu oft: »Jetzt, wo du ein reicher Mann bist ...« Damit will sie möglicherweise andeuten, daß ich mich ihr gegenüber erkenntlich zeigen soll. Es heißt allgemein, daß man die Menschen am besten in der Not kennlernt. »Auf einen madigen Käs' setzen sich die Fliegen«, heißt es allgemein, aber anderseits umschwirren die Leute das Geld wie die Mücken das Licht. Die reine Liebe ist es jetzt bei

Paula auch nicht mehr, aber das Goldarmband soll sie haben. Allerdings muß es nicht achtzehn Karat sein, vierzehn schaut genauso aus. Eine weitere Hemmung besteht bei mir wegen der Hertha. Denn meine außerehelichen Beziehungen zur Paula würde sie nicht gebilligt haben, das nicht. Nur werde ich das Geld für das Armband aus der Geschäftskasse nehmen. Da kann die Hertha nichts dagegen haben, denn ihr Geld ist es ja nicht. Während die Franziska in der Probekabine gewesen ist, wo sie sowohl ein Kleid wie auch einen Wintermantel probiert hat, habe ich durch das Fenster hinausgeschaut. Der Hans hat kein Wort zu mir gesprochen. Er ist schon die ganze Zeit stumm neben uns einhergelaufen, wie die Hexi. Nur daß die Hexi eine größere Anhänglichkeit hat. Wie ich hinausgeschaut habe auf das weihnachtliche Treiben, da habe ich mir ausgegerechnet, was die Weihnachtseinkäufe kosten werden. Und das hat mir den Anblick der Mariahilfer Straße verleidet, trotzdem es in großen Flocken geschneit hat. Der Schweizer, das Arschloch, hat keinen Groschen unter dem Tisch abgezweigt. Die Schweizer haben kein Verständnis für die notleidende Bevölkerung, weil sie vom Krieg verschont geblieben sind. Dadurch weiß der Pospi-schil von jedem Schilling, den ich einnehme. Er stürzt sich auf seine Prozente wie ein Aasgeier. Und wenn ich geglaubt habe, daß der Doktor Habichl Rücksicht nimmt, weil wir doch beide bei der Partei gewesen sind und im Auge Gottes verkehren, zeigt das nur meine idealistische Auffassung. Ein prima Anwalt ist er, das schon. Aber wenn ich mir seine Rechnung anschau, dann kann ich den Verdacht nicht unterdrücken, daß er ebenfalls ein Arschloch ist. Denn es ist gar keine Möglichkeit, daß er den traurigen Mut gehabt hätte, mir eine solche gesalzene Rechnung ins Haus zu schicken, wenn er nicht wissen würde, was in der Taborstraße passiert ist. Wenn das so weitergeht, daß mich jeder für einen Krösus hält und die alten Parteigenossen mit der gezückten Rechnung im Gebüsch stehen, dann bleibt mir für meine alten Tage kein luckerter

Heller, was aber die Hertha nicht gewollt haben kann. Es kann einem die Weihnachtsstimmung richtig verleiden.

Ich bin in die Probekabine gerufen worden, wo die Franziska in beinahe unbekleidetem Zustand meiner geharrt hat. Neben dem teuren Wintermantel hat sie noch zwei Kleider ausgewählt, mit der Begründung, daß sie sie in Rom brauchen wird. Sie weiß noch nicht, daß ich nicht daran denke, mich derartig in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses hineinzuwursteln. Eitelkeit ist nämlich noch nie meine Schwäche gewesen. Gut sieht die Franziska immer noch aus, das schon. Es ist nicht ihr Fehler, daß ich keinen Kopf auf die Erfüllung der ehelichen Pflichten habe. »Sieht Ihre Frau nicht entzückend aus?« hat das Probierfräulein verlauten lassen, was sie natürlich auf jeden Fall sagt. Aber die Franziska war ganz verliebt in ihr Spiegelbild. Wir sind dann mit drei Paketen abgezogen, wodurch meine Brieftasche ein ausgesprochen schwindsüchtiges Aussehen gewonnen hat. Und fertig waren wir ja noch lange nicht. Am Ende haben wir wie drei bepackte Esel ausgesehen, und dabei schicken sie den Wintermantel per Post nach Hause.

Trotzdem war ich in gehobener Stimmung. Wenn das Weihnachtsfest naht, fragt sich jeder bessere Mensch, was er für seine Familie getan hat. Ich kann aber mit ruhigem Gewissen vor meinen Schöpfer treten. Denn was uns die Hertha hinterlassen hat, damit kann ich das Geschäft nur ausbauen, weil ich ein arbeitsreiches und sparsames Leben geführt habe. Und wenn dieser rothaarige Katzelmacher, der Herr Bossi aus Rom, in der Nachbarschaft herumgeschnüffelt hat, dann hat er dadurch auch nichts anderes erfahren.

Daraufhin habe ich die Familie noch in ein Ringcafe eingeladen. Allerdings nicht nur, weil die Franziska doch nie in ein Kaffeehaus kommt. Sondern weil mir nichts Gutes geschwant hat. Die Franziska hat nämlich ihre Mutter zum Geselchten eingeladen, und da war es mir klar, daß mir am Abend noch

eine harte Erprobung bevorsteht. Im Kaffeehaus war es warm, draußen hat es in großen Flocken geschneit. Das Operntheater hatte ein weißes Kleid angelegt. »Es gibt eben nur ein Wien«, habe ich gesagt, aber beim Hans bin ich auf kein Verständnis gestoßen, denn leider geht der heutigen Jugend das patriotische Gefühl total ab.

Gerade wie ich eine Illustrierte verlangt habe, da hat jemand meinen Arm berührt und von hinten die Frage an mich gerichtet, ob ich nicht der Herr Enzian bin. Dabei ist es mir plötzlich ganz kalt über den Rücken gelaufen. Aber wie ich mich erhoben habe, da habe ich festgestellt, daß es sich um ein unbekanntes Ehepaar gehandelt hat. Der Mann hat seinen Namen gemurmelt, wie das bei der Vorstellung schon so üblich ist. Nur daß er ein Professor ist, habe ich verstanden. Professor Kretschmer oder so. Daß ich nicht mit ihm in der SA war, das habe ich gleich gewußt, weil er ja ein älterer Jahrgang war. Und seine Frau sah ganz verhutzt aus, schon eher wie eine Urlauberin vom Friedhof.

»Also doch richtig«, hat der Professor gesagt. »Meine Frau hat gleich gesagt: ›Das ist doch der Herr Enzian‹; sie hat Sie nach den Zeitungsbildern erkannt. Da habe ich gesagt: ›Ich muß ihm doch einmal die Hand drücken und mein aufrichtiges Beileid ausdrücken.‹ Es ist genug, daß man sein Kind verliert; es ist eine Schande, wenn man dann noch ohne eigenes Verschulden durch die Sensationspresse gezerrt wird.«

Ich bin ganz rot geworden. Und gezittert habe ich wie Espenlaub, aber das war noch von vorhin. Das hat der Herr Professor auch gleich bemerkt; er ist vielleicht Mediziner. »Beruhigen Sie sich, lieber Herr Enzian«, hat er gesagt. Aber seine Frau hat ihn beim Ärmel gezupft. »Ich habe dir ja gleich gesagt, du hättest die Herrschaften nicht belästigen sollen«, hat sie gesagt. Der Franziska und dem Hans hat sie aber doch die Hand geschüttelt. Und das war eine furchtbar peinliche Lage,

wegen den Paketen. Denn rechts und links von der Franziska haben zwei Sessel mit den Paketen gestanden, und die Franziska hat zwischen den Paketen gesessen wie der Weihnachtsmann vom *Gerngroß*. »Seien Sie stark«, hat der Professor darauf gesagt, »wir können das Schicksal nicht bestimmen, jeder Vater tut nur, was er kann, Sie haben bestimmt Ihre Pflicht getan. Sie sollen wissen, daß anständige Menschen nicht so denken wie die Sensationspresse.« Dabei hat er aber doch nach den Paketen geschielt, denn die reichten der Franziska bis zum Hut, wenigstens auf der einen Seite. Und außerdem hat sie eine Sachertorte mit Schlag vor sich stehen gehabt, denn das ist der Franziska ihre Leib- und Magenspeise. Kaum haben sich die beiden weggeschlichen – ein fröhliches Weihnachten haben sie nicht gewünscht, wahrscheinlich wegen dem Taktgefühl –, da hat der Hans schon losgelegt. »Das hast du davon«, hat er gesagt. Ich darauf: »Was redest du daher?«

»Weil du in den Zeitungen stehen mußt«, hat er frech erwidert.

»Du weißt ganz genau, daß sich dein Vater das nicht aussuchen kann«, ist mir die Franziska ausnahmsweise zur Hilfe gekommen.

»Ich verbiete mir deine Bemerkungen«, habe ich energisch Kontra gegeben.

»Wenn du die Filmbande hinausgeschmissen hättest«, hat der Hans weiter geredet, »würde kein Mensch mehr von der Hertha sprechen.«

»Vielleicht schickst du deinen Wintermantel zurück«, habe ich spöttisch erklärt.

»Den bezahle ich selbst«, hat der Hans darauf sofort entgegnet.

»Das ist aber mal etwas ganz Neues, daß du etwas selbst bezahlst«, ist mir die Franziska überraschend in die Seite getre-

ten.

»Ich kann so viel Stellungen haben, wie ich will«, hat der Hans seiner Mutter geantwortet. »Geschenkt nehme ich nichts.«

»Dann kannst du ja auch auf die Wohnung verzichten«, hat die Franziska gesagt, wie aus der Kanone geschossen. Sie war schon immer dagegen.

Als besonnenes Element habe ich gesagt: »Du schämst dich ja nur wegen deiner Schwester.«

»Sie kann nichts dafür«, hat der Hans erwidert. »Ihr hättet eben mehr aufpassen sollen. Es hat euch ganz gut gefallen, daß sie der Mizzi die Kleider geschickt hat. Sie war nur ein Opfer.«

»Am Ende wirst du behaupten, daß wir sie auf den Strich geschickt haben«, hat die Franziska in gerechter Empörung erklärt.

»Solange es einen Strich gibt«, hat der Hans seine Stimme erhoben, »werden Mädchen stets auf den Strich gehen. Euer ganzer Staat ist ein einziger Hurenabot.« Da habe ich gar nicht mehr das Wort an ihn gerichtet. »Ich habe es dir ja gesagt«, habe ich mich an die Franziska gewendet, »er ist ein Roter, ein mistiger.« »Immer noch besser als ein Nazi«, hat der Hans gesagt. »Ihr könnt allein nach Hause fahren. Die Pakete bringe ich zum Taxi. Und der Wintermantel geht zurück. Ich kündige hiermit.«

Darauf hat die Franziska zum Weinen angefangen. Die halbe Sachertorte hat sie stehengelassen. Dabei weiß sie ganz genau, daß ich keine Tränen sehen kann. Schon mein Vater hat keine Tränen sehen können, obwohl er meistens selbst gleich losgeplärrt hat. Ich hätte dem Hans erwidern können, aber er hätte gleich wieder von den Nazis angefangen, und zwar mit erhobener Stimme. In einer solchen Situation ist es die Pflicht des Familienoberhauptes, die Ruhe zu bewahren. »Wir gehen«,

habe ich energisch erklärt.

Im Taxi, wie wir allein waren, hat sich die Franziska gleich wieder gegen mich gewendet. Daß sie ihre Tochter verloren hat und daß sie jetzt auch ihren Sohn verliert- natürlich alles meine Schuld. An den Kleidern hat sie jetzt auch keine Freude mehr, hat sie gesagt. Ich habe nichts geantwortet, ich habe zum Fenster hinausgeschaut. Es hat nicht mehr geschneit, aber das Burgtheater war ganz weiß, und ich habe gedacht, wie schön das Leben sein könnte, wenn die Menschen nur ein Verständnis füreinander haben würden. Und daß unsere Weihnachtseinkäufe so enden sollten, hätte ich nicht gedacht.

»Mir bleibt nichts erspart«, hat unser Kaiser Franz Joseph gesagt, dem auch ein Kind gestorben ist. Wie wir nämlich zu Hause angekommen sind, da ist die Alte, meine verehrte Schwiegermutter, schon vor der Tür gestanden. Und dadurch hat sie alle Pakete gesehen, die ich die Stiegen hinaufgeschleppt habe. Aber daß die Franziska verweinte Augen gehabt hat, das ist ihrer scharfen Beobachtungsgabe entgangen.

Die Franziska ist in die Küche gegangen, ich habe das Fernsehen angestellt, weil ich wissen wollte, ob der *Sportklub* gewonnen hat. Aber es ist ein Unentschieden geworden, trotz dem Elfer. Ich habe gehofft, daß ich meine verehrte Schwiegermutter zum Schweigen bringen werde, aber da ist es leichter, die Niagarafälle in eine Bassena abzulenken. Daß ich jetzt ein reicher Mann bin, das sieht man ja, hat sie gesagt. Das ist selbstverständlich eine Anspielung aufs Altersheim gewesen. Im Mai wird sie fünfundsiebzig, und es ist beschlossene Sache, daß sie ins Altersheim kommt. Denn die Schwester von der Franziska will sie nicht mehr haben, was ich ihr nachfühlen kann. Noch bevor die Franziska das Geselchte hereingebracht hat, war sie schon mitten in ihrer Anklagerede. Daß die Gertrude sie behalten würde, wenn wir monatlich fünfzehnhundert Schilling beisteuern, aber, bitte, das kann man ja von Millio-

närsleuten nicht erwarten, daß sie für ihre alte Mutter sorgen. »Das Altersheim kostet auch sechshundert Schilling«, habe ich gesagt.

»Davon zahlt aber doch die Gerti schon dreihundert«, hat sie erwidert. Und wie wir bei Tisch gesessen sind – aber der Platz vom Hans war leer –, da hat sie erst richtig zum Raunzen angefangen. Daß es nämlich eine Schande ist, wenn so ein berühmter Mann wie ich seine Schwiegermutter ins Altersheim steckt. »Da waren schon ganz berühmte Opernsängerinnen drin«, habe ich gesagt. Das hat, schwarz auf weiß, in der *Kronen-Zeitung* gestanden. Auf eine Hilfe von der Franziska habe ich aber umsonst gerechnet. Mir ist der Kopf rot angelaufen, was mit meiner Lunge zusammenhängt. »Wie ich mein Geld verwende, das ist immer noch meine Sache«, habe ich gesagt. Dabei habe ich an meine Hertha gedacht, mit ihren himmelblauen Augen. »Ich werde nämlich die Leiche von der Hertha nach Wien überführen lassen«, habe ich gesagt, »gleich wenn die Polizei sie freigibt. Und das ist mir wichtiger, als ob du ins Altersheim kommst«, habe ich ausgerufen, trotzdem ich ein Mensch bin, der seinen Frieden haben will. »Aber daß ich die Großmutter von der Hertha bin, das verschweigst du«, hat die Alte schlagfertig geantwortet. »Die Nachbarn reden schon, und wenn ich ins Altersheim komme, dann kommt es in die Zeitungen.« »Die Schande überlebe ich nicht«, hat die Franziska gejammert. Das war die Stimme des Blutes. Ein Jawort haben sie mir aber nicht herausgelockt, denn ich bin immer noch Herr in meinem eigenen Hause. Die Alte lebt mindestens noch zehn Jahre, und fünfzehnhundert Schilling im Monat sind im Jahr achtzehntausend Schilling, in zehn Jahren sind das hundertachtzigtausend Schilling. Denn sie hat nicht einmal Zucker. Und ein Hans im Glück werde ich nicht sein, wie im Volksmärchen, wo der immer etwas Besseres gegen ein Klumpert eingetauscht, bis er nichts mehr hat.

Das habe ich der Franziska auch glatt ins Gesicht geschleudert, wie wir endlich allein waren. Aber was hat sie erwidert? Daß ich ihrer Mutter leicht die Schande vom Altersheim ersparen könnte, wenn ich den Pospischil nicht mit zehn beziehungsweise fünfzehn Prozent beteiligt hätte.

Da habe ich leider endgültig den Kopf verloren. »Wenn ich den Pospischil nicht beteiligt hätte«, habe ich gesagt, »dann würde ich das Weihnachtsfest im Gefängnis feiern. Was aber meiner lieben Familie gleichgültig wäre.« Woraufhin die Franziska wieder zum Platzen angefangen hat. Wir haben die Pakete gar nicht aufgemacht, obwohl man die Sachen nicht drei Wochen liegen lassen kann, bis Weihnachten sind sie ganz zerdrückt.

Aurelio Morelli

Der Unterschied zwischen dem Tatmenschen, wie der seichte Ausdruck lautet – seicht, sage ich, denn der menschliche Charakter ist nicht auf einen einzigen Nenner zu bringen –, der Tatmensch unterscheidet sich von dem Denker, dem stillen und kontemplativen Geist nur durch den Willen, das Gedachte und Überlegte tatsächlich auszuführen. Jedes Genie, auch der Künstler, der sein Atelier, der Wissenschaftler, der sein Laboratorium nie verläßt, ist ein Tatmensch, und nichts kann irreführender sein als die Theorie des deutschen Dichters Lessing, der in seiner *Emilia Galotti* behauptet, Raffael wäre auch dann das größte malerische Genie gewesen, wenn er ohne Hände wäre zur Welt gekommen. Nichtsahnend hat Lessing, übrigens selbst ein Künstler von einigem Rang, das Wesen des Dilettantismus definiert, da der talentierte Dilettant zwar einer großartigen Konzeption, nicht aber ihrer großartigen Ausführung fähig ist; der Dilettant, mit anderen Worten, ist der Maler ohne Hände, ein entwerfendes Talent und selber eine unvollendete Skizze Gottes.

Jedem Dilettantismus abhold, habe ich meinen Fluchtplan entworfen; ihn in die Tat umzusetzen, bedurfte es nur noch eines geringfügigen Anlasses. Den letzten Teil meines Manuskriptes habe ich unter allerlei Vorwänden zurückgehalten, mir wohl bewußt, daß die patenten Herren der patenten Zeitschrift vor Ablieferung der letzten, aber auch allerletzten Zeile eine Veröffentlichung nicht wagen, vor dem Beginn der schnöden Publikation ihren empörten Sinn für irdische Gerechtigkeit jedoch keinesfalls entdecken werden. Der bärtige Jüngling, der, im Hinterhalt liegend, sein Teufelskästchen auf mich gerichtet hatte, mußte mich wohl für einen Narren halten, wenn er annahm, ich würde seinen läppischen Spionagemärchen Glauben und Gewicht schenken. Überflüssig zu sagen, daß ich mir

nichts anmerken ließ; die Erkenntnis des Verrates hätte mich selbst verraten.

Obwohl bescheiden von Natur und extravaganten Ausgaben abhold, trat ich die Reise nach Rom keineswegs per Autobus an, denn die Vernunft, die mich niemals verläßt, gebot mir, von dem tristen Ort meines Exils nicht allzulange fernzubleiben. Auch hatte ich es eilig, an den unwirtlichen Ort meiner Verbannung zurückzukehren – es war Samstag, der dritte seit meiner Begegnung mit Agnese, und sie hatte mich eingeladen, hatte mich gebeten, sie am Abend im elterlichen Schloß an der Grünen Mündung zu besuchen. Ich mietete ein Taxi und ließ mich nach Rom bringen.

Citta aperta, offene Stadt, hatte man Rom im zweiten nummerierten Weltkrieg genannt – bezeichnend genug, daß man, der voraussichtlich hohen Zahl der Kriege halber die Weltkriege zu beziffern begonnen hat –, doch für mich war sie eine verbotene Stadt, und so mußte ich mit äußerster Behutsamkeit vorgehen. Hatte ich auch nicht die für meine Flugreise vorgesehenen Spesen kassieren können, so befand ich mich doch, andererseits, im Besitz der für die kosmetische Operation bestimmten und für die Dämmchen Chiesa und Pisenti ausgezahlten Summen, und da Banknoten nicht anzumerken ist, für welche Leistungen man sie erhält – weil sonst, aus bloßem Schamgefühl, der Geldverkehr längst eingestellt wäre –, bedrückten mich, vielleicht zum erstenmal in meinem Leben, keine materiellen Kümmernisse. Meinen zum Glück noch für mehrere Jahre gültigen Reisepaß trug ich bei mir; statt mich in eines der Reisebüros in der Nähe der Via Veneto zu begeben, wählte ich ein weniger frequentiertes in der Via Nazionale, wo ich mein Anliegen – ein Visum für die Republik Bolivien und eine Flugkarte nach der Hauptstadt La Paz – mit lässiger Selbstverständlichkeit vortrug. Als Datum hatte ich den vierundzwanzigsten Dezember, einen Sonntag, gewählt. Ich durfte annehmen, daß sich

an diesem Jubeltag nur wenige Passagiere von ihren Lieben und der alljährlich nur einmal wiederkehrenden Gelegenheit, sich halbwegs christlich zu benehmen, absentieren würden. Übrigens vollzog sich die Prozedur ohne jegliche Schwierigkeiten: Der Beamte, ein gesetzter Herr von höflichen Manieren, machte sich erbötzig, die Einreiseformalitäten in wenigen Tagen zu erledigen. Es spricht für meine nüchterne Spitzfindigkeit, daß ich jeder Raffinesse entsagte, denn hätte ich schon jetzt meine Spuren zu verwischen unternommen, wäre ich nur um so mehr aufgefallen: Erst jenseits des Ozeans gedenke ich, in vorläufiger Anonymität eine zweite Existenz ins Auge zu fassen.

Die zweite Existenz! Wer hätte sich nicht an manchen Abenden seines elenden Daseins mit dem Entschluß zur Unruhe gelegt, am nächsten Morgen ein neues Leben zu beginnen, als ein »neuer Mensch« zu erwachen, und wer hätte nicht, meistens schon beim morgendlichen Blick in den Spiegel, vor dem eigenen Gesicht, dem eigenen Charakter, der eigenen Vergangenheit kapituliert? Nur im Schachspiel ist es gestattet, einen Bauern, der das Ende des gegnerischen Feldes erreicht, gegen einen Turm, einen Läufer, ein Rößlein oder eine andere wertvollere Elfenbeinfigur auszutauschen: Der Mensch bleibt, welches Feld er auch erreichen mag, ein Bauer von minderem Wert. Lüge und Selbstbetrug ist es überdies, wenn man behauptet, ein »neuer Mensch« werden zu wollen: so sehr er sein Leben haßt, so sehr liebt der Mensch sich selbst; weit davon entfernt, sich zu entkleiden, will er sich nur verkleiden; neues Leben mit altem Wesen ist sein Wunschtraum; der neue Tag ist für ihn der gestrige Maskenball. Solche Gedanken bewegten mich auf dem ausgedehnten Spaziergang, von dem mich keine Vorsicht, auch keine Angst, als der Mörder von der Via Sicilia erkannt zu werden, keine Furcht, dem üblen Bossi-Knaben in die Hände zu laufen, abhalten konnten. Ich verlor mich in der gleichgültigen Menge, gab dem einen oder anderen Touristen bereitwillig Auskunft, ja verharrete sogar selbst staunend vor

dem Fontana di Trevi, um, dem Neptun dabei meinen Rücken kehrend, ein Geldstück in den Brunnen zu werfen und mich solcherart abergläubisch der Gunst des Gottes der Rückkehr in die geliebte Stadt zu versichern. Wie ich da von der Piazza del Popolo – dorthin hatte ich den Wagen bestellt – zu der Rampe hinaufblickte, die zu den Borghese-Gärten emporschwingt, gedachte ich Lucia Chiesas, sagte ich mir nicht ohne Stolz, daß ich meine Pflicht erfüllt habe. Mein Blick schweifte mit gerührter Verblüffung über den Obelisken, der mehr als dreiunddreißig Jahrhunderte und die Reise von Heliopolis überstanden hatte; ich leistete einen heiligen Eid, in meinem Kampf gegen eine Jugend, die alle Obeliken zu stürzen sich anschickt, Zeit und Raum zu überwinden. Und was geschah? Zustimmend nickten die Götter. Anders läßt es sich fürwahr nicht erklären, daß die motorisierte Lohndroschke, die mich aus der Stadt hinaus und dem heißegehnnten Stelldichein zuführen sollte, in eine jugendliche Demonstration geriet; die stehen jetzt, so hatte ich in den Gazetten gelesen, auf der Tagesordnung. Anfangs meinte ich, es handle sich nur um eine der in Rom häufigen Verkehrsstörungen und Stockungen, doch alsbald belehrte mich mein Chauffeur – ein dicklicher Mann vom Aussehen eines bäuerischen Kutschers –, daß es »selbstverständlich« protestierende Studenten seien, die hier die Straße für sich beanspruchen. Der einfache Mann fluchte lästerlich; den ganzen Tag, sagte er, müsse er am Lenkrad sitzen, während die »jungen Herren« nichts anderes zu tun hätten als, unter roten oder schwarzen Flaggen hin- und herziehend, die Bevölkerung an friedlicher Arbeit zu hindern. Wie sollte der liebenswürdige Benzinkutscher verstehen, daß seiner Situation etwas Symbolisches anhaftete – symbolisch war seine und meine, denn Hunderte von Automobilen standen vor, aber auch hinter uns, so daß wir hoffnungslos eingekeilt, in Bewegungslosigkeit paralysiert waren, uns nach rückwärts nicht bewegen konnten, ohne unseresgleichen zu zerstören, ohne uns, die wir im Recht waren, blutig ins Unrecht zu

ren, blutig ins Unrecht zu setzen?

Ich hieß die Gelegenheit willkommen, dem Feind ins Auge zu sehen, und da der Fahrer meinte, wir seien hier für gut eine Stunde »blockiert«, verließ ich unser Gefährt, um mich unter das Volk zu mischen, das dem johlenden Siegeszug mit gefalteten Händen zusah.

Ach, mein prophetischer Geist, der mich Individuum früh erkennen ließ, was sich jetzt kollektiv ausbreitet! Arm in Arm zogen sie an mir vorbei, diese Burschen und Mädchen, in Urwaldskleidung, die es ihnen gestattet, ihre Geschlechtsteile zu paradieren, jubelnd ob ihrer Jahre, die doch schwerlich ihr Verdienst sind, ein gigantisches Freudenhaus auf dem Marsch – und da gibt es Erwachsene, die den ideologischen Schalmeien dieser Jugend Glauben schenken, die in der Pubertät steckengebliebene Vatermörder für Feuerköpfe und Herolde einer neuen Gesellschaft halten. Die einzige Gesinnung dieser Jugend ist die Jugend, wie die Syphilis zwar von vorübergehender Virulenz, aber um so größerer Gefährlichkeit. Legte dieser bärtige Demonstrant seine schmutzige Hand nicht plump auf die knospende Brust des Mädchens neben ihm, umfaßte er sie nicht in triefendem Exhibitionismus; spielte sich nicht jener häßliche Knabe mit der sturnlosen Stirn zum Fahnenträger auf, weil es seine hübsche Gefährtin später nicht bemerken wird, wenn er ihr statt der Fahne seinen Penis in die Hand drückt; marschierten die beiden blondgefärbten Lockenbüschchen nicht eng umschlungen, weil ihnen die *Umwertung aller Werte* die Schaustellung ihrer homosexuellen Gemeinheiten gestattet? – wir haben dieser Jugend die geschlechtliche Anarchie erlaubt, die politische Anarchie ist nur ihre Folge. Der Heuchelei klagen sie uns an, die siebenfachen Heuchler. Ist es Heuchelei, wenn man eine Frau allein besitzen will, oder Heuchelei, wenn man, die menschliche Natur leugnend, sich in ihrem Geschlecht teilt, als wäre es eine öffentliche Badeanstalt? Ist es

Heuchelei, wenn man, das zweifelhafte Wesen des Menschen erkennend, über die notwendigen Fesseln sich einigt, oder ist es Heuchelei, wenn man von der Freiheit des Menschen spricht und die Freiheit der hündischen Straßenkreuzungen anstrebt? Ist es Heuchelei, wenn man zaghafte Liebe nennt, wo Eros und *Agape* sich umarmen, oder ist es Heuchelei, wenn man eine Liebe verkündet, die sich von der Seele so weit entfernt hat, daß für den Menschen Orgasmus und Urinieren ein und dasselbe sein sollen? Ist es Heuchelei, wenn man meint, in Wohlstand und Gerechtigkeit die kriegerischen Instinkte unterdrücken zu können, vielleicht den Wunsch nach Kampf ganz zu beseitigen, oder ist es Heuchelei, wenn man behauptet, die Liebe sei ansteckend, sie würde auch die rollenden Panzer ergreifen? Ist es Heuchelei, wenn man bangend und mißtrauisch von einer besseren Zukunft spricht, oder ist es Heuchelei, wenn man behauptet, sie sei schon gekommen, das Zauberwerk einer unreifen Generation? Ist es Heuchelei, wenn man wenigstens versucht, den Klassen- und Rassenhaß zu überwinden, oder ist es Heuchelei, wenn man ihn, hokus-pokus, verneint, an seine Stelle aber den weit globaleren Haß der Minderjährigen gegen die Überflüssigen setzt? Haben nur die Jungen ein Anrecht auf Unbehagen? Der Krieg hat seine eigene Sprache, es geht uns, wie der vulgäre, aber treffende Ausdruck dafür lautet, an den Kragen, wir aber stottern in der Babelschen Sprache des Friedens.

Die Götter nickten mir zu, sagte ich vorhin, denn als ich zu meinem Wagen zurückkehrte, stand mein Entschluß fest, mein fernes Exil durch die Abfassung eines Manifestes aufs weidlichste zu nützen. Da ich nicht annehmen kann, zu hoffen nicht wage, daß sich jeder über vierzig, wie es das Gesetz der Selbsterhaltung fordert – die Philosophie teilt die Selbsterhaltungstriebe in Nahrungs-, Schutz- und Verteidigungstrieben ein, dem Verteidigungstrieb einen gebührenden Platz einräumend –, weil ich die Menschheit weder für so einsichtig noch für so

tapfer halte, daß sich alle Männer meines Alters dreier junger Geschöpfe entledigen würden, plane ich den Älteren und Eltern nicht nur eine Verfassung zu geben, sondern sie auch in deren Durchführung zu unterweisen.

Da es der Jugend nicht um einen neuen Ethos, sondern nur um die Macht geht, sollen die Erwachsenen im ersten Absatz des Manifestes oder *Code Morelli* – es kann aber auch Paragraph elf sein – aufgefordert werden, ihrerseits alle Differenzen, mögen sie religiöser, rassischer oder weltanschaulicher Natur sein, zu vertagen und sich in einer heiligen Allianz zusammenzufinden. Auf Grund von Paragraph sieben, neun und neunzehn soll in allen Ländern, in denen die Jugend beharrlich Widerstand leistet, die Fortpflanzung durch einen Sexualstreik der Erwachsenen, durch einen Lysistrata-Ausstand unterbunden werden, da nur ein närrischer Feldherr für seine Feinde neue Soldaten rekrutiert; daß sich die Jugend in bedrohlicher Zahl fortpflanzen würde, ist angesichts so begrüßenswert selbstmörderischer Erfindungen, wie es die »Pille« ist, ohnedies nicht anzunehmen.

Der Chauffeur, neben den ich mich leutseligerweise gesetzt hatte, wunderte sich über meine stoische Ruhe; ich konnte dem verärgerten Mann nicht sagen, daß ich mit der Formulierung eines Werkes beschäftigt war, neben dem das *Kommunistische Manifest* des Karl Marx wie Kammermusik klingen würde.

In Paragraph sieben, neun oder neunzehn werde ich den älteren Generationen nahelegen, der Jugend, welche die Undankbarkeit zu ihrem Götzen erhoben hat, alle ihr bisher gewährten Privilegien zu entziehen, das heißt Kindern ihr Taschengeld, Halbwüchsigen das Schulgeld, allen aber jede luxuriöse Vergünstigung, im Notfall auch die Lebensmittelzufuhr zu versagen. Einmal, so werde ich im Kommentar ausführen, verbietet es die Moral, jene, die doch Erwerb und Besitz dieser Güter verachten, durch deren genüßliches Angebot in Versuchung zu

führen; zum anderen gebietet es das primitivste Kriegsgesetz, die Ölleitungen und logistischen Nachschublinien des Feindes zu sprengen. Beispielsweise sollen, zumindest bis zur totalen Unterwerfung einer Jugend, die jeder Erfahrung entraten zu können glaubt, alle Lehrer, Professoren, Gelehrte und Wissenschaftler in den Ausstand treten, auf daß geringgeschätztes Wissen nicht weitergegeben werde; sollen die Hüter einer mißhandelten Ordnung – ich sah sie eben in hypnotisierter Erstarrung – weder Besitz noch Leben der Jugendlichen schützen und deren eventuellen Hilferufe schlankweg überhören; sollen Käufer über fünfunddreißig von Jugendlichen nichts erwerben, Verkäufer über fünfunddreißig an sie keine Waren abgeben. Während ich mich bemühte, ja nichts von meinen genialen Ideen zu vergessen, begann es, hinter uns zu hupen, und da auch mein Fahrer das Hörn betätigte, trat alsbald ein behelmter Polizist an uns heran, um uns gestreng von solcher Unwillensäußerung abzuhalten – du tätest besser daran, dachte ich, den Mörder der Hertha Enzian festzunehmen oder die Friedensstörer zu ermahnen -: Besäße ich bloß die *Morelli-Bibel*, um sie dem verwirrten Mann schon jetzt in die Hand zu drücken!

Wo hielt ich? Ein grundlegender Paragraph, der erste oder achte, wird alle Sonderrechte der Jugend aus der Welt schaffen. Insonderheit soll es verhindert werden, daß Anschläge auf Leben, Freiheit und Eigentum, nur weil sie von der studierenden Jugend begangen werden, einer anderen Beurteilung als andere gleichminderwertige Verbrechen unterliegen; daß jugendliche Sexualverbrecher, sind sie erwachsen genug, Mord, Notzucht oder auch nur Obszönitäten zu begehen, milder als erwachsene Kriminelle behandelt werden; daß die Diskrimination von Alten, Älteren und Eltern eher geduldet wird als, beispielsweise, in zivilisierten Nationen die Diskrimination der Andersgläubigen. In der neuen Gesellschaft, die ich anstrebe, wird es der Jugend ein für allemal verboten sein – Artikel sieben, fünfzehn oder drei –, solchen Genüssen zu frönen oder sich in solcher

Art zur Schau zu stellen, daß dadurch das Anstands- und Sittengefühl der erwachsenen Mehrheit verletzt wird, beziehungsweise, daß sich die Jugendklasse solcherart Monopole aneignet. Die Mehrheit der Frauen wird über die Länge der Röcke, die Limite des Busenausschnittes und die Qualität der Unterwäsche entscheiden; ohrenbetäubende Musik, das Auge verletzende Malerei, die von jedem Taktgefühl perhorreszieren Tanzbewegungen werden bei hohen Strafen untersagt. Für besonders wichtig halte ich es – vielleicht sollte es Paragraph eins sein –, daß die Frequenz des Geschlechtsverkehrs, ist dieser schon unerlässlich, sowohl was die Häufigkeit im allgemeinen wie die Wiederholung bei besonderen Gelegenheiten betrifft, auf ein die Konkurrenzfähigkeit der Männer zwischen vierzig und sechzig Jahren nicht überschreitendes Maß reduziert werde. Im Sinne einer höheren Demokratie wird es der Jugend gestattet sein, ihre Sorgen, Klagen, ja ihre Forderungen schriftlich niederzulegen, doch wird über diese Manifeste geheimerweise nicht von der älteren Generation befunden werden; sie sollen vielmehr – Artikel dreißig a – oder zweiundzwanzig b – in den Archiven sorgfältig aufbewahrt werden, auf daß die Jungen von heute, haben sie einmal volle Reife erlangt, über deren Berechtigung selber entscheiden können.

Ein Blick auf die Uhr setzte auch meiner übermenschlichen Geduld ein Ende. Meine Agnese wartete, und ich saß in meinem unbeweglichen Gehäuse, ein Gefangener des Pöbels, den niemand als solchen zu bezeichnen sich erkühnt, weil er sich, unter unserer Ägide, auf das Doktorexamen vorbereitet. Die Dame rechts von mir, in einem roten Wägelchen, hatte das Fenster herabgerollt und flirtete, ohne zu ahnen, daß man sie demnächst zum alten Eisen werfen werde, unbekümmert mit einem Polizisten; der grauhaarige Herr zu meiner Linken hatte sich, am Lenkrad seiner Limousine, resignierend in die Lektüre des *Corriere della Sera* vertieft, ohne daran zu denken, daß ihm eine junge Schöne das nächste Mal ins Gesicht spucken

werde – ich war versucht, beiden zuzurufen, daß sich die außerordentliche Toleranz des Morellischen *Manifeste* nicht auf Verräter und Abtrünnige erstrecken wird.

Solche Duldsamkeit wäre in der Tat ein Luxus, den sich keine revolutionäre Bewegung zu leisten vermag. Schauprozesse und, wenn notwendig, Blutgerichte sollen gegen jene Schwächlinge, Deserteure und Überläufer – den Leser nebenan und die Dame im roten Wagen habe ich mir gemerkt – veranstaltet werden, die mit dem Feind Kontakt aufnehmen oder ihm gar Unterstützung gewähren. Als solche Verräter – römisch zwei – werden betrachtet und mit Kerkerstrafen nicht unter zehn Jahren, eventuell mit lebenslänglichem Zuchthaus oder dem Tode bestraft. Alle erwachsenen Personen zwischen vierzig und neunzig, die, männlichen Geschlechtes, lüsterne Blicke auf die Formen von weiblichen Wesen unter Dreißig werfen, oder, weiblichen Geschlechtes, nach dem Hosenlatz von männlichen Wesen unter Dreißig schielen. Da es mir aber auf sexuelle Dinge nur ganz nebenbei ankommt, sollen mit den gleichen Strafen auch all jene erwachsenen Personen bestraft werden, die vorgeben, die Aspirationen der Jugend zu verstehen oder diese gutheißen, die, zugleich, das Alter zu Kapitulation oder auch nur Passivität auffordern, die, müde oder scheinheilig, anregen, man möge der Jugend »eine Chance« geben, die, schließlich, den hohen Rang des Feindes durch das Kompliment der Imitation bescheinigen und anerkennen. Nachgeben und Mitmachen – sie sind die unerkannten Todsünden. Zu den Verrätern gehören somit alle erwachsenen Personen zwischen vierzig und neunzig – Kommentar zum Gesetz –, die dem Geschmack der Jugend in Dingen der Kunst und Kultur beipflichten, deren intellektuelle, sexuelle oder modische Exzesse nachäffen und überhaupt durch Nachahmung den Widerstandswillen ihrer Altersgenossen schwächen – von einem solchen Verräter gilt, daß er *accusatus esto quod senectutem corrumperet*.

In meinen Plänen so weit gediehen, verlor ich die Geduld – richtiger: ich schämte mich, sie so lange nicht verloren zu haben -: Ich griff also, über den Bauch meines Kondukteurs hinweg, nach dem Lenkrad und drückte mit aller Kraft auf die Hupstange, nicht etwa, weil ich meine Nerven verloren hatte – hierzu bedürfte es ernsteren Anlasses –, sondern weil ich entschlossen war, ein revolutionäres Fanal ertönen zu lassen. Daß es zu einer Bastille der Automobile nicht kam, ist ein Zufall: Die Haupt- und Querstraße war von den Demonstranten freigegeben worden, endlich wurde es uns großmütig gestattet, unseren Weg fortzusetzen.

Daß ich mich auf dem Heimweg nach Foce Verde – Rückkehr nicht Heimweg, sollte ich sagen – in einem gewissen Konflikt, Zwiespalt und Widerspruch mit mir selbst befand, kann und will ich nicht leugnen. Noch nicht zwanzig Jahre alt, so hatte sie mir errötend gestanden, ist meine Agnese, und einer uniformierten Geschichtsschreibung ist es zuzutrauen, daß sie mich der Inkonsequenz zeihen werde. Daß Inkonsequenz zu den unverbrüchlichen Rechten des Genies gehört, daß es durch sie erst menschennah und menschlich wird, möchte ich nicht zu meiner Entschuldigung anführen. Auch daß die Ausnahme die Regel bestätigt, ist ein Gemeinplatz, auf den sich ein Mann von meiner Bedeutung schwerlich berufen darf. So ist es viel mehr, daß ich die Schädlichkeit des Verrates unter den Repräsentanten meiner eigenen Generation gewaltig überschätze, würde ich nicht zugleich den Verrat am Feind willkommen heißen. Meine Agnese ist die bezauberndste der Verräterinnen – wenn es schwarze Schafe in der weißen Herde gibt, warum sollte es nicht weiße geben in der Herde der schwarzen?

Werden einmal meine Memoiren von Millionen gelesen werden, könnten diese der Versuchung erliegen, hinter meinen Beziehungen zu Agnese di Doninelli die grinsende Fratze des Geschlechtsteufels zu entdecken. Törliches Beginnen! Sollte

sich bei unseren Begegnungen eine gewisse erotische Erregung meiner bemächtigt haben, so habe ich es doch verstanden, die Reinheit meiner Zuneigung aufs makelloseste zu wahren. Der Beweis? Jedesmal, wenn ich nach einem beglückenden Wochenende das Licht in meinem einsamen Kämmerlein löschte, mir meiner strotzenden Männlichkeit bewußt wurde und in edler Liebe zu mir selbst entbrannte, jedesmal habe ich es mir spartanisch versagt, das Bild Agneses heraufzubeschwören, ja ich habe mich, in mutiger Flucht vor dem holden Bild, teils mit der liebesgewandten Madame Pompadour, teils mit der atombusigen Kellnerin meines elenden *ristorante*, ja einmal sogar mit der stets gegenwärtigen Sünderin Vera Pisenti vergnügt: Niemals habe ich es mir gestattet, das Zauberwesen des Schlosses am Meer auch nur zu entkleiden. Je mehr sich das Mietgefährt – recht teuer war es übrigens, denn der Chauffeur wollte die Verzögerung nicht als *vis major* anerkennen – dem Ort meines Exils näherte, desto sicherer war ich meines Glückes, desto gewisser der zarten Erwiderung meiner Liebe. Warum sollte ein schönes Geschöpf von noch nicht zwanzig Lenzen, das schönste von allen, will es mich dünken, weiblich wie die Burgfräulein des *Quattrocento*, klug wie gelehrte Männer, tollend wie ein junges Pferd, tapfer wie ein Löwenkind und scheu wie ein Reh – warum sollte, fragte ich mich, die junge Aristokratin mit den seidenweichen pechschwarzen Haaren der Römerin, den hellblauen Augen der Irin und den vollen Lippen der Carmen ihre Ferientage dem alten Mann widmen, durch die kalte, karge Landschaft mit ihm streifen, seine absonderliche Barmherzigkeit mit ihm teilen, ihn nun auch in ihr behütetes Heim laden, wenn nicht auch sie den Kuß der Liebe auf der Stirn trüge? Vor einer Jugend, der sie nur den Jahren nach angehört, die ihr keine Sicherheit bietet und mit der zu fraternisieren sie nicht begehrt, war sie zu mir geflohen.

So dachte ich – doch dachte ich richtig? Ich vermag es nicht mehr zu sagen.

Klopfenden Herzens war ich – mich zu erfrischen, blieben mir nur wenige Minuten – über den holprigen Pfad auf die Seezunge hinausgeeilt. Das Meer hatte eine schwarze Seidenmaske angelegt; schwarz war die »Grüne Mündung« des Fosso Mascarello; jenseits des Flüßchens waren die Kneipen, in denen zu dieser Stunde die fischenden Kannibalen bei Rotwein und Lügengeschichten ihre Opfer verzehren, nur schwach erleuchtet. Doch Welch seltsamer Kontrast! In zweien der wenigen Fenster des Schlosses – von einer Burg, Festung, stolzer Bastion oder sicherem Gemäuer sollte ich rechtens sprechen – brannten die Lichter, und die Erinnerung an einen Adventskalender stieg in mir auf, den einmal, in meiner Kindheit, ein Reisender aus deutschen Landen nach Montefiascone gebracht und mir geschenkt hatte – es wird wohl in jener Weihnacht bei diesem papiernen Geschenk geblieben sein. Eine Burg mit Türmen und Zinnen, mit Wall und Graben stellte der Kalender dar, vierundzwanzig Fensterlein waren darauf gesetzt, von denen die Kinder an jedem Dezembertag nur eines öffnen dürfen, bis dann, am Heiligen Abend, als Belohnung sozusagen für sparsame Neugierde, alle vierundzwanzig offen stehen, um das Christkind mit offenen Fensterarmen zu empfangen. Mußte es mir nicht als ein glückliches Omen erscheinen, daß aus dem papiernen Schloß ein steinernes geworden war, zwei Fenster schon geöffnet und von warmem Schein, der Adventskalender meiner Kindheit zu riesiger Höhe emporgewachsen, wie um die Häßlichkeit der Natur, die Drohung der Klippen, die Grausamkeit der Menschen schirmend zu verbergen – ein gutes Kind wollte ich sein, gläubig und geduldig, kein einziges Fenster wollte ich öffnen vor dem erlaubten Tag.

Die Dunkelheit von Foce Verde, der schöne Adventskalender – Kontraste genug, ein Nichts, verglichen mit dem Schrecken, der mich erwartete.

Ein alter Diener öffnete das schwere Tor, ein würdiger

Mann, doch konnte ich ihn nicht genau sehen, denn in der Vorhalle brannte nur ein gelbes Lichtlein – immerhin konnte ich die hohen Bogen des Gewölbes, einen steinernen Tisch von mythologischen Dimensionen, einen fadenscheinigen Gobelín, einige halbgesenkte Standarten von fahler Farbe und zwei oder drei Ritterrüstungen mit Harnisch, Helm, Beintröhre, Bärlatsch und Gantelet wahrnehmen. Wie köstlich paßte doch all dies zu meinem Burgfräulein, und wie groß war der Schock – ich gebrauche das Wort ohne Übertreibung –, als ich zugleich, im gleichen Augenblick, von der wildesten Jazzmusik überfallen wurde: Jazz, sage ich, obwohl ein weit schrecklicheres Wort am Platze wäre; es war in der Tat – kaum wage ich es niederszuschreiben – Beatmusik, die mir entgegenschlug, der entmenschte Lärm des veitstanzenden Pöbels, diese tönende Aufforderung und musikalische Begleitung zur Orgie, diese jede Melodie und alle Musik verhöhnende Kriegserklärung an das Schöne, dieser hysterische Marschrhythmus einer anarchistischen Sinnlichkeit und eines sinnlichen Anarchismus. Ein Alpträum, dachte ich, ein Spuk und akustischer Schabernack, denn was hätte diese Kakophonie, aufheulend aus den schützenden Mauern der Vergangenheit, sich ausspreizend über steinerne Treppen, hinwegpolternd über Standarten und Ritterrüstungen, den edlen Gobelín zerreißend, anderes sein können?

Kein Spuk! Der Diener ging mir voran, durch lange Korridore und die Stufen aufwärts, aber statt daß sich die pfeifenden, gurgelnden, ächzenden und krächzenden Kobolde der Zukunft, weit gespenstischer als die Geister der Toten, entfernt hätten, in Schweigen aufgelöst und zerflossen wären, machten sie sich nur immer lauter hörbar. Mein entsetztes Ohr vernahm nun das kranke Gebrüll einer Gruppe von langhaarigen, aus dem Urwald ausgebrochener und in die Zivilisation eingedrungener Tarzans, Beatles genannt – ja, ich gestehe, daß ich ihre Namen kenne, ihre Stimmen, wenn von solchen die Rede sein kann, erkenne, ihr *Yeah-Yeah*-Gejohle von anderen Urwaldstönen zu

distinguieren vermag, denn, erstens, steht im Restaurantsaal meiner Gaststätte eine *Music-Box*, wie das musizierende Marterwerkzeug heißt, und zweitens hat sich die Epidemie so weit ausgebreitet, daß man sie, wie die Leprakranken auf den Straßen des Mittelalters, sehr wohl erkennt. Während ich dem Diener durch mehrere schmucke, wenn auch etwas vernachlässigte Räume folgte, verstärkte sich der drohende Ton, kam er näher, empfing und umfing er mich, brach aber plötzlich ab, als der alte Mann, seine Hand auf eine Türklinke legend, nicht ohne eine gewisse wohltuende Formalität erklärte: »Signorina erwartet Sie, Dottore.« Fürwahr, ich war willens zu glauben, daß mir meine Sinne einen diabolischen Streich gespielt hatten, doch mußte ich erkennen, daß sich auf einem Tischchen im kleinen Salon oder Boudoir meines Burgfräuleins ein Plattenspieler, Grammophon, eine private *Musik-Box* also, befand, daß die tönende Büchse der Pandora, sozusagen noch heiß, nur im letzten Moment verstummt war. Doch daran nicht genug, noch immer nicht. Denn auch die Kleidung meiner Märchenfischerein, die mir mit ausgestreckten Händen entgegenkam, mußte mich entsetzen – Agnese trug kein wallendes Gewand, nicht einmal ein Straßenkleid von einiger Distinktion ... ja, sie hatte enganliegende Hosen von greller Farbe angelegt, die nicht nur die bescheidenen Rundungen ihrer Hüften, die pralle Fülle ihrer Schenkel, sondern auch jenen geheimsten Hügel zur Gel tung brachten, der sich als keusches Dreieck zwischen den Beinen verbirgt und mit Recht von der schaumgeborenen Venus seinen Namen ableitet. Dazu eine Bluse aus glücklicherweise sprödem Material, jedoch nicht etwa hoch geschlossen, sondern in der Form des obszönen Buchstabens »V« zwischen den zarten Brüstchen geöffnet, nicht herausfordernd – bei Gott, das nicht –, doch immerhin die Ansätze der Marmorkügelchen verratend. Ihr Hals war frei und von zartestem Rosa. Die ungewogene Natürlichkeit, mit der mich Agnese ansprach, beruhigte meine aufgepeitschten Sinne, konnte mein Mißtrauen

jedoch nicht ganz zerstreuen. Ihre Eltern, so sagte sie, würden erst – im letzten Moment hatten sie ihre Pläne geändert – am nächsten Morgen eintreffen, doch habe sie mich nicht enttäuschen wollen, mich wohl auch nicht rechtzeitig erreichen können, und so sei sie vorausgeeilt, um mich, wie vereinbart, zu empfangen. Das war, muß ich fürchten, eine halbe Wahrheit, eine Unwahrheit oder Lüge, denn sie hatte ja nicht wissen können, daß ich den Tag in Rom verbracht hatte; in meinem Hotel wäre ich stets erreichbar gewesen. Kaum hatte ich mich ein wenig beruhigt, als mir Agnese, neben kleinen Leckerbissen, eine Auswahl alkoholischer Getränke anbot – die Giftflaschen standen neben Gläsern allerlei Größen wie selbstverständlich auf einem runden Tisch –; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Gläschen Grappa zu akzeptieren, denn ich bedurfte fürwahr der spirituosen Stärkung.

Ich weiß nicht, wie ich meine Verblüffung, mein Entsetzen, den Schock eben, der mich durchfahren, verborgen hätte, hätte sich Agnese nicht vor meinen Augen in geradezu wunderbarer Weise verwandelt – ein Ausdruck, der übrigens nicht zutrifft, da ich eher sagen sollte, daß sie sich in sich selbst zurückverwandelt.

Der Grund, warum sie um keinen Preis unser Stelldichein verzögern, die Einladung rückgängig machen wollte, sagte sie, sei dies – und schon schleppte sie, große Mühe und Anstrengung mit entzückend grotesken, beinahe an den ergötzlichen Komiker Charlie Chaplin gemahnenden Gesten vortäuschend, sieben Bücher herbei, die auf dem Kaminsims gelegen hatten: die gesammelten Werke des Aurelio Morelli. Wie hatte ich sie übersehen können, da doch das Auge des Schriftstellers, mag er auch, wie ich, jeder Eitelkeit bar sein, von seinen eigenen Werken stets magisch angezogen wird! Ein jedes meiner Bücher, sprach sie, müsse ich mit meiner Handschrift versehen, ihr persönlich widmen oder zueignen, denn nicht geringer Mü-

he hätte es bedurft, sie bei Buchhändlern, in Antiquariaten, eines sogar bei einem wohlwollenden Freund »aufzutreiben«, doch wolle sie nun alle Werke ihres »Lieblingsautors« – nur *Du bist Alcibiades* und *Die Einbahnstraße* habe sie bisher gelesen – geflissentlich studieren. Schnell war eine Feder herbeigeschafft, und während ich mich mühte, Herzliches und doch nicht Intimes, Würdiges und doch nicht Triviales, Geistvolles und doch nicht Geistreiches auf die ersten Seiten zu setzen, erschreckte mich Agnese abermals, diesmal mit dem Versprechen, meine »schwere Arbeit« mit einem »Geschenk« zu belohnen. Um so mehr fürchtete ich dieses Geschenk, als Agnese über meine Schulter sich neigend, die ganze Zeit hinter mir gestanden hatte, so daß ihr heißer Atem meinen ohnedies ungewöhnlich sensitiven Nacken umspielte. Wie rührend aber, daß sie, ungeduldig wie jene, die lieber schenken als beschenkt werden, die Vollendung meiner »schweren Arbeit« nicht abwarten konnte, daß sie mir, noch ehe ich ihr mein *chef d' auvre* gewidmet hatte, über meine Schulter hinweg ihr Geschenk reichte – einen dickeibigen, auf glänzendem Papier gedruckten und überaus ansprechenden Band: *Die Gäste der Tiefen*, ein reich illustriertes Lexikon der Meerfische. Ich hauchte, zutiefst verwirrt, einen Kuß auf ihre Hände, deren burschikoser und dennoch zarter Charakter mir schon beim Begräbnis der armen Fische aufgefallen war, und dies, zusammen mit meiner Freude über das aufmerksame, mit Liebe ausgesuchte Geschenk, das erste wohl, das ich seit meiner Kindheit empfangen, rief mir – eine Torheit ohnegleichen – die Worte des Romeo ins Gedächtnis; in meiner ebenso altmodischen wie kristallklaren Schrift schrieb ich in den *Alcibiades* die Verse: »*Entweihet meine Hand verwegen dich, / O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen, / Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich, / Den herben Druck im Kusse zu versüßen.*«

Mußte sie nicht glauben, daß ich so, durch den Mund des Romeo, um sie warb, oder habe ich in Wahrheit um sie gewor-

ben? War ich denn nicht bangend, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, zu ihr geeilt, war denn mein Herz nicht von einem neuen, nie geahnten Gefühl erfüllt, und wäre es denn Liebe gewesen, wenn sie sich nicht nach Gegenliebe gesehnt hätte? Was also war es, das mir in diesem Augenblick, in dem sie mich mit zwei schnellen, doch, wie es mir schien, keineswegs kindlichen Küssen auf beide Wangen für die beendete Arbeit und Romeos glühendes Geständnis belohnte – was war es, das mir den kalten Schweiß auf die Stirn trieb? Der Dezemberwind rüttelte an den schmalen Fenstern, die beinahe Schießscharten gleichen, die Nebel hatten die rauen Wände umfaßt, das Feuer im nassen Kamin erwärmte nur spärlich den fremden Raum. Lange Gänge und dunkle Zimmer trennten uns von den schweigsamen Domestiken – das aber war es eben: War Agnese so unschuldig wie ich gemeint, wie konnte sie es dann wagen, mit dem Fremden, besaß er einen noch so ehrbaren Namen, allein zu bleiben, warum hatte sie sich für seinen Empfang aufs koketteste gekleidet, wie war es zu erklären, daß dieses ätherische Wesen an den jammernden Schlachtrufen der mörderischen Jugend Gefallen gefunden hatte – wie belastende Indizien, gleichwohl unverhüllt, lagen die Schallplatten der Melodienattentäter und Zerstörergruppen umher: Solche Fragen also stürzten mich nun vollends in den strudelnden Strom des Zweifels.

Die Nacht fiel tiefer, die Zweifel hellten sich nicht auf. Da war ein Gespräch, das mich beruhigte, da war ein anderes, das mich aufwühlte. Mit rührender Naivität wollte Agnese wissen, woher ich denn meine dichterischen Anregungen erhalte, ob ich bei Tag arbeite wie Carducci oder bei Nacht wie Balzac, ob ich eine Feder, einen Bleistift oder die Schreibmaschine benütze, und welch glücklicher Stern mich und zu welcher Arbeit nach Foce Verde geführt habe. Das alles sagte sie jedoch, indem sie sich zu meinen Füßen niederließ, meine Beine umfaßte, ihren Kopf auf meine Knie senkte – warum diese körperli-

che Nähe, diese verführerische Wärme, diese sanfte Herausforderung? Ein Zufall? Auch das konnte es sein und just das Zeichen ahnungsloser Unschuld, denn blickte sie zu mir auf, dann glich sie den weißen Denkmalsfiguren auf den Standbildern der unsterblichen Künstler, so daß ich den Gedanken an die Sündinnen Vera Pisenti, Lucia Chiesa und Hertha Enzian – ich hatte, gestehen muß ich es, an die gedacht, als ich meine Hand auf die dunklen Haare legte und meine Hände, ungewollt gewiß, ihren Nacken berührten- gleich wieder verscheuchte. Als das Gespräch auf ihre Studien kam, sprach sie nicht ohne Begeisterung von ihrer extensiven Beschäftigung mit der griechischen Sprache, zeigte sich aber, als ich mehr von ihrem Dasein erfahren wollte, äußerst verschlossen, beinahe als wäre ihr Leben in Foce Verde eines, in Rom ein anderes, und auch als sie erwähnte, daß sie mir gelegentlich, zu sonniger Stunde, das Schloß zeigen wolle, äußerte sie sich über das »*Hobby*« ihres Vaters mit einem gewissen abfälligen Zynismus. Ihr Interesse für mein Aquarium, von dem ich ihr erzählt hatte, versöhnte mich gleich darauf, doch erschreckte es mich um so mehr, daß sie den Wunsch äußerte, meinen schwimmenden Freunden bei nächster Gelegenheit einen Besuch abzustatten. Sie unterstrich das Verlangen, mich in meiner ebenso armseligen wie provisorischen Häuslichkeit zu besuchen, mit der Begründung, einmal die Arbeitsstätte eines großen Dichters aus aller Nähe zu betrachten. Meinen eiligen Einwand, der Besuch einer jungen Dame wäre in meinem Hotel nicht statthaft oder würde unliebsames Aufsehen erregen, schob sie mit der erschreckenden Bemerkung beiseite, die Sitten seien hierorts nicht so streng, fügte allerdings hinzu, daß jedermann in Foce Verde sie von Kindheit an kenne und an ihrer Visite niemand Anstoß nehmen würde. Meine leichtsinnige Bemerkung, ob sie sich denn nicht vor mir fürchte, beantwortete sie nur mit einem Lachen, das, zweifellos unschuldig, mich dennoch in die Nacht begleitete.

Mehr als zwei Stunden hatte ich allein mit der Geliebten

verbracht, das letzte Holzscheit im Kamin war verglüht; ich wurde mir bewußt, wie viel sie von mir, wie wenig ich von ihr erfahren hatte. Erst als sie mich, ein schwaches Licht nach dem anderen entzündend, durch das schlafende Haus treppabwärts begleitete, wagte ich die Frage, ob ich sie denn nicht gelangweilt, ihr die Stunden geraubt, was sie, ihrerseits, bewogen habe, mir den Abend zu widmen. Schon in der Halle, am Tor, im Schatten eines gepanzerten Ritters, stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küßte mich, statt einer Antwort, schnell auf den Mund.

Ich überquerte die Brücke, wandte mich aber von der Straße und setzte meinen Weg auf dem Badestrand fort. Meine Füße versanken im Sand, ich stolperte über niedriges Gebüsch, der Wind übertönte das Meer, das Meer den Wind. Wäre in diesem Augenblick eine Gestalt, irgend jemand neben mir aufgetaucht, ich hätte ihm gestanden, daß Aurelio Morelli ein Mörder ist, nicht weil das Gewissen mahnend zu mir sprach – mein Gewissen ist rein und niemand mein Richter –, sondern weil es mir so scheinen wollte, als gäbe es keine andere Sicherheit als die der Kerkermauern, denen man nicht entrinnen kann, durch die aber auch kein Wissen zu dem Verdammten dringt. Ich, der Wissende, fürchtete nichts als das Wissen.

Italo Canonica

Freitag, 1. Dezember, Die Verbindung mit Christa Sonntag hat sich gelohnt. Wieviel weiß Bossi? Jedenfalls verfolgt er die gleiche Spur. Roberto Pisenti hat mich vom Besuch des *Quest’Ora* Reporters verständigt. Als ich von einem zweiten Besuch erfahre, überrasche ich Bossi in Lubriano. Er kann seine Verwirrung nicht verbergen. Ich lade ihn ein, im Gasthof ein Glas *Est est est* mit mir zu trinken – der Wein stammt aus der nicht weit entfernten Ortschaft Montefiascone und hat eine seltsame Geschichte. Er folgt mir unwillig. »Hören Sie, Bossi«, sage ich, »Sie spielen mit dem Feuer. Was wissen Sie von der Verbindung zwischen den Fällen Pisenti und Enzian?« – »Nichts«, grinst er, »- ich arbeite an den unaufgeklärten Fällen. Es gibt genug davon.« – »Sie schreiben die *Enzian-Story*«, sage ich. »Ich schreibe sogar einen Enzian-Film«, gibt er zurück. Ich will Christa Sonntag nicht preisgeben, muß aber erwähnen, was ich von ihr weiß. Hoffentlich hat Bossi auch anderen etwas davon verraten. Ich sage: »Bossi, nehmen wir an, *Quest’Ora* würde die Memoiren des Enzian-Mörders veröffentlichen. Ich bin sicher, daß ich den Staatsanwalt im gleichen Augenblick dazu bekomme, einen Haftbefehl gegen Sie zu erlassen.« – »Wie kommen Sie auf einen so absurd Gedanken?« fragt er. »Schreiben Sie die *Enzian-Story* allein?« sage ich. Er lobt den Wein, will Zeit gewinnen. »Bei solchen Geschichten braucht man immer Mitarbeiter«, sagt er. »Die Recherchen sind zu kompliziert, das wissen Sie selbst.« Ich spiele meine Trumpfkarte aus. »Ich dachte«, sage ich, »Sie hätten sich der Mitarbeit eines Schriftstellers versichert.« Wie immer, blickt er mir nicht in die Augen. »Wenn Sie den Staatsanwalt bemühen«, sagt er, »machen Sie sich nur lächerlich. Das Redaktionsgeheimnis ist geschützt, und es ist nicht sicher, daß ich überhaupt ein Geheimnis habe. Sie stellen Ihre Recherchen an

und ich die meinen. Ich sage Ihnen ganz offen: Ja, ich bin überzeugt, daß der Mörder der Enzian mit dem Mörder der Vera Pisenti identisch ist. Ihnen steht der ganze Polizeiapparat zur Verfügung. Und statt den Mörder zu verhören, verhören Sie mich.« – »Ich verhöre Sie nicht«, sage ich, »ich versuche, Ihnen Ihre Situation klarzumachen. Wenn der Mörder entkommt, weil Sie etwas verheimlichen, vergehen Sie sich gegen das Gesetz. Der Vater der Pisenti war bei der Polizei. Wir hatten also guten Grund, den Fall Pisenti wieder aufzurollen. Was hat Sie bewogen, sich für die Geschichte zu interessieren?« Er lacht. »Ich bin ein romantisches Gemüt«, sagt er. »Bei meinen Recherchen der unaufgeklärten Fälle habe ich gefunden, daß die beiden reizenden Damen an einem achten August ermordet wurden.« Wir scheiden unversöhnt. Einerseits ist Bossi jetzt gewarnt und wird, wenn er den Mörder kennt, jede Verbindung mit ihm abbrechen. Andererseits sitzt der Mörder wahrscheinlich in Spanien, und ich hätte Bossi ohnedies nicht überwachen können. Es ist verboten, und ich kann keine Pressekampagne gebrauchen. Dafür weiß Bossi jetzt, daß ich, falls er mit einer »Überraschung« aufwartet, sofort zuschlagen würde. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er ein solches Risiko auf sich nimmt. Er wird sich, so denke ich, bald melden.

... Die Untersuchung in Lubriano ist wieder mal vollkommen im Sand verlaufen. Sie bestätigt nur die Ermittlungen Primavesis im Jahr 1965. Niemand, auf den die Beschreibung des Mörders von der Via Sicilia paßt, wurde in der Nähe des Bauernhofes gesehen. Primavesi grast die weitere Umgebung ab. Ich habe das Gefühl, daß wir durch Signora Chiesa – sie heißt jetzt Manghera – mehr erfahren werden. Sie ist in Amerika und soll Ende der kommenden Woche in Paris eintreffen. Ich werde wahrscheinlich doch selbst nach Paris fliegen.

... Der Wein, den ich mit Bossi getrunken habe, hat eine hübsche Geschichte. Auf dem Grabstein des aus Augsburg stam-

menden Bischofs Johann Fugger, der in Montefiascone begraben ist, befindet sich die seltsame Aufschrift *Est est est proper nimium et hie Joannes de Fugger dominus meus mortuus est.* Die Grabschrift soll von dem Diener des Bischofs stammen, der seinem lebenslustigen und weinseligen Herrn vorauszueilen pflegte, um die Gasthöfe mit dem besten Wein zu ermitteln. Die Türen der Gasthöfe, wo es einen köstlichen Tropfen gab, bezeichnete er mit dem Wörtchen *est.* Den Muskateller in Montefiascone fand der Getreue so vorzüglich, daß er auf die Gastroftür mit Kreide drei *est* setzte – sozusagen das Muster für die drei Sternchen im *Michelin.* Der Bischof scheint dem Urteil seines Dieners zugestimmt zu haben, denn er trank so viel von dem Montefiascone-Wein, daß er tot umfiel. Muß mir gelegentlich ein paar Flaschen von dem historischen Getränk besorgen. Werde es mäßig trinken.

Samstag, 2. Dezember. Erster Samstag des Monats: Mein Freund Silvano Guerra und ich leisten uns immer den gleichen Spaß. Wir essen »dreimal« zu Mittag, und es ist nicht einmal besonders kostspielig oder für den Magen schwer verträglich. In einem der Restaurants, die ungewöhnlich gute Spaghetti zubereiten, begnügen wir uns mit der Pasta, fahren dann in ein zweites, das beispielsweise seines *Lombatine di vitello al cartoccio* halber bekannt ist, begeben uns schließlich in ein drittes, wo wir die Süßspeise – ich liebe *Castagna al Marsala*, Silvano *Budino di ricotta* – und den Cappuccino zu uns nehmen. Eigentlich sollte man jede Mahlzeit außerhalb des Hauses in mindestens drei Teilen genießen, denn ich kenne kaum ein Restaurant, das in der Zubereitung aller Gänge glänzte.

... Silvano und ich nehmen uns jedesmal vor, nicht von »Geschäften« zu sprechen, und werden immer Opfer der *deformation professionelle.* Wir sprechen wieder einmal vom Ansteigen der Kriminalität. Silvano führt sie auf die Krise der Autorität zurück. Er sagt, die Welt gleiche einem Raum, an dessen

Wänden nur leere Rahmen hängen. In einem Rahmen hat sich früher das Bild Gottes befunden, in anderen die Bilder eines heidnischen Götzen, eines Fürsten, eines Helden, eines Dichters oder auch nur eines Millionärs. Vaterbilder, Vorbilder, Bilder der Autorität seien sie samt und sonders gewesen. Auf die Dauer sei jeder Raum, in dem leere Rahmen hängen, unerträglich. Aus dem Unbehagen der leeren Rahmen will sich der Mensch befreien; er füllt sie mit neuen Bildern – oder er verbrennt sie. Der Generationenkonflikt, meint Silvano – er ist fünfzig und konservativer als ich –, besteht nicht darin, daß die Alten die alten Bilder wieder aufhängen wollen; das behauptet nur die Jugend. Die Alten wollen neue Bilder in alte Rahmen setzen, die Jugend will die Rahmen vernichten. An die Stelle der Bilderstürmer sind die Rahmenstürmer getreten. So erklärt sich Silvano die Ausbreitung der Gewalt, so auch die Ähnlichkeit der Erscheinungen in Ost und West. Keines der beiden Systeme, die heute die Welt beherrschen, vermag ein Bild der Autorität zu finden, in beiden Räumen hängen die leeren Rahmen. Für Bilder kann man sich begeistern, nicht für leere Rahmen. Ein verlockendes Symbol, sage ich zu Silvano, aber was hat zu der Leere geführt, und wie kann sie sich füllen? Wir diskutieren über die Ursachen. Ich sage, daß nicht die Misere der Menschheit die Ursache der Öde ist, sondern, paradoxerweise, ihr nahendes Glück. Weder der Konflikt zwischen arm und reich, weder der Zwiespalt der Rassen, der Religionen und der Völker, weder Unterdrückung noch Drang nach Freiheit sind neu. Aber der technische, wissenschaftliche, soziale und wirtschaftliche Fortschritt hat die Welt dem Glück aller so nahe gebracht, daß alle nach dem Glück greifen, als läge zwischen dem Menschen und seinem Glück kein noch so kurzer Weg, als sei es auf Armlänge zu erreichen. Die technisch vollendeten Massenmedien haben Glück und Unglück in die Nähe gerückt, sozusagen ins Zimmer gebracht, Elendsquartiere und Millionärvillen, das Grauen des Krieges und das Zittern der Helden,

den Jubel der Massen und die Trauer des einzelnen, die Wehen der Mütter und das Weh der Sterbenden. Die Nähe vergrößert alles, auch das Gefühl des gemeinsamen Erlebnisses, alle empfinden alles gleichzeitig, neben Mitleid auch Mitneid. Und das Glück? fragt Silvano. Das Glück vor allem, sage ich. Alles ist nahe, also auch die Freiheit von Krieg und Zwang und Not. Nur nicht so nahe, wie man annimmt. In der Epoche der Astronauten glaubt niemand, kann niemand an das Unlösbar glauben. Da aber der Mensch ins All fliegt und Probleme des Alltags noch ungelöst sind, wird er ungeduldig. Man liebt es, dem Zeitalter hundert Namen zu geben: Ich würde es das Zeitalter der Ungeduld nennen. Man muß nur die Zeitungen lesen, den Rundfunk öffnen, dem Fernsehen zuschauen: Unentwegt begießt man dem Wort »Jetzt!«. Jetzt, keinen Augenblick später, muß der Wagen gekauft, der Kaffee getrunken, die Perücke aufgesetzt, das Mittel gegen Schweißgeruch gesprührt werden – jetzt, keinen Augenblick später, müssen Schwarze und Weiße Brüder werden, die Reichen bescheiden, die Armen teilhaftig, die Primitiven gebildet, die Gebildeten human, die Krieger friedfertig, die Friedfertigen siegreich, die Erwachsenen tolerant, die Kinder erwachsen, wir alle reine Engel. Und wer das nicht begreift, der steht zwischen der Menschheit und ihrem letzten Glück, der wird besiegt. Silvano sieht die Ursache anders, wahrscheinlich nüchterner. Das schmähliche Ende der elendesten Diktatoren in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hat die Welt in einen traumatischen Zustand versetzt. Da man jahrzehntelang ein falsches Vaterbild angebetet hat, sind alle Väter in Mißkredit geraten. An die Stelle der totalitären Unfreiheit tritt die totalitäre Freiheit, ein Paradoxon und Synonym für Anarchie. Es berühre ihn, sagt Silvano, wie ein bitterer Scherz, wenn die Verteidiger, die ihm im Gerichtssaal gegenüberstehen, die Angeklagten damit entschuldigen, daß diese aus »zerrütteten Familien« stammen – »manchmal«, sagt Silvano, »bin ich versucht zu sagen: ›Auch meine Kinder stammen aus

einer zerrütteten Familie – und wer nicht? « Was soll werden ? Auf keinen Fall, meint Silvano, ist die politische und soziale Revolution eine Antwort, da sie ja ein Mißverständnis, eine Revolution innerhalb der Revolution ist; in einem so fortgeschrittenen Stadium der Evolution ist die Revolution gegenrevolutionär, sie unterbricht, verzögert, ja verhindert einen ohnedies revolutionären Vorgang. Wenn die Revolutionäre von Revolution sprechen, bedienen sie sich, ganz wie die Reaktionäre, einer veralteten Terminologie. Der Wunsch, mit der Postkutsche zu fahren, ist nicht unzeitgemäßer als die Wiederholung des Sturmes auf die Bastille. In Wahrheit, sagt Silvano, ist die Sehnsucht nach dem Vater größer denn je, da der Mensch mit dem, was er gottähnlich geschaffen, nichts anzufangen weiß. Die Sehnsucht nach dem Vater ist dem Gefühl von Kindern geschiedener Eltern nicht unähnlich, die den abwesenden Vater nur hassen, weil sie seiner so desperat bedürfen. Freud hätte darüber gelacht, daß sich die neuen Menschen von ihm abwenden und Marx zuwenden, denn gerade das hat er ja vorausgesagt: Je leidender der Patient, desto größer seine Abneigung gegen den Seelenarzt, je mehr er zu verbergen hat, für desto überflüssiger hält er die Suche. Weil der Mensch fürchtet, bei seiner geheimen Sehnsucht nach dem verlorenen Bild des Vaters ertappt zu werden, deshalb zündet er den Rahmen an. Das Vaterbild kann er sich nicht aus dem Herzen reißen. »Der Erfolg Marx'«, sagt Silvano – er liebt es, Ernst mit pointiertem Scherz zu verbinden –, »ist zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß er wie der liebe Gott aussah. Freud hätte sich einen längeren Bart wachsen lassen sollen.« Im Ernst fährt Silvano fort: Freud analysiert, Marx manifestiert. Freud fordert die Menschen zur Selbstprüfung auf, Marx zur Prüfung der anderen. Die unbequeme Wissenschaft und die bequeme Philosophie könnten sich gleichwohl ergänzen, aber so weit ist es noch nicht. Freud fragt, warum ein Vaterbild zustande kommt, Marx liefert es fertig ins Haus. Der eine zieht analytisch das

Individuum zur Verantwortung, der andere enthebt es manifestierend der Verantwortung. Was die westliche Jugend betrifft, sagt Silvano – immer wieder kommt man ja auf sie zu sprechen –, so wirft man ihr zu Unrecht den Widerspruch vor, im Namen der Freiheit für eine Ideologie zu demonstrieren, die auch die elementarsten Freiheiten abgeschafft hat; zu Unrecht bezichtigt man sie der Lüge, weil sie rote Fahnen heißt und gleichzeitig behauptet, auch die Gesinnung des Ostens abzulehnen; zu Unrecht stellt man die Frage, was eine Jugend, der es »so gut geht«, eigentlich will? Waisenkinder im Luxus sind immer noch Waisenkinder. Mao ist das Vaterbild, und Ho Tschi-minh hat sogar einen langen weißen Bart. Die rote Fahne ist nichts als ein Sinnbild der Autorität. Wer keinen Vater hat, der begnügt sich mit einem Stiefvater.

Sonntag, 3. Dezember. War nach dem Mittagessen mit den Enkeln im Zoologischen Garten. Am Sonntag glauben wahrscheinlich die Affen, daß man ihnen den Menschenzoo vorführt. Es war ein sonniger Tag, einige Vögel in den Ästen schienen den Dezember mit dem Frühling zu verwechseln. Erico, neun Jahre alt, sagte etwas, was ich mir merken muß. Er meinte, man müßte es den Vögeln verbieten, über dem *Giardino Zoologico* zu schwirren. Auf meine erstaunte Frage erwiderete er, es müßte die armen Tiere hinter Gittern oder in Käfigen doch sehr traurig stimmen, daß andere Tiere frei herumfliegen. Sie seien wir wir: Zoobesucher. Er fand es auch ungerecht, daß man gerade auf die schönsten Tiere Jagd macht und sie einsperrt. Mit dem Alter wird man weniger human. Übrigens habe ich anschließend den Platz besucht, wo Lucia Chiesa ermordet wurde. *Deformation professionnelle*.

... In einem russischen Kochbuch, das hübsche Anekdoten enthält, die folgende gefunden. Peter dem Großen war es zu Ohren gekommen, daß das Gerücht umgehe, er habe »nicht alle Tassen im Schrank« und verzehre zu jeder Mahlzeit mindes-

tens ein Talglicht. Der Monarch versammelte seine Höflinge zu einem Festessen und ließ zum Dessert dicke Kerzen servieren. Das Zeremoniell verlangte, daß es die Höflinge dem Zaren gleichtun, der sein Talglicht schmatzend bis zum letzten Stückchen verzehrte. Nur dem Kaiser bekam die Delikatesse. Er hatte von seinem Zuckerbäcker für sich selbst ein formvollendetes »Talglicht« aus Marzipan fertigen lassen.

Dienstag, 5. Dezember. Gestern Aufregung im Präsidium. Drei Anzeigen eingelaufen: Zwei Frauen und ein Mann berichten, daß sie einen Passanten, auf den die Beschreibung (?) des Mörders von Hertha Enzian paßt, in Rom gesehen haben. Obwohl ich solchen »Zeugen« mißtraue, ist die Triplizität auffallend; seit über drei Wochen ist keine ähnliche Anzeige eingelaufen. In allen drei Fällen soll der Verdächtige gleich wieder in der Menge verschwunden (?) sein. Habe verfügt, daß die Aussagen der Zeugen verglichen werden. Die Polizeiposten in ganz Rom habe ich zu erhöhter Aufmerksamkeit aufgerufen.

... Christa Sonntag berichtet – offenbar hat sie es von Bossi gehört –, daß der Herausgeber von *Quest’Ora* mit einem Herzinfarkt im Spital liegt und sein dreundzwanzigjähriger (!) Sohn Francesco die Leitung der Illustrierten übernommen hat. In der Redaktion soll große Unzufriedenheit herrschen. Ich höre von Alfieri, daß Francesco Va-netti als Kommunist bekannt ist und an fast allen Demonstrationen der jüngsten Zeit teilgenommen hat.

... Die *Interpol* meldet, daß die Mutter Lucia Chiesas mit ihrem Mann die Vereinigten Staaten verlassen hat und nach Rio de Janeiro gereist ist.

... Habe Primavesi zum Essen eingeladen. Erster Versuch mit einem Paprikahuhn, zubereitet nach einem ungarischen Rezept. – Man nimmt junge, aber möglichst fleischige Hähnchen. Nachdem wir sie geputzt und gewaschen haben, zerlegen wir sie in acht bis zehn Stücke, waschen sie nochmals und legen sie

auf ein Tuch zum Trocknen. Hierauf lassen wir pro Huhn hundertfünfzig Gramm geräucherten Speck aus. Sobald der Speck siedet, rösten wir damit eine kleingehackte rote Zwiebel und streuen einen Eßlöffel von süßem Paprika darüber. Sobald es im Topf neuerlich siedet und die Zwiebel hübsch gelb ist, legen wir die Hühnerstücke dazu, salzen sie und rösten sie ein oder zwei Minuten lang, indem wir fleißig umrühren. Wir schütten einen Löffel voll Knochenbrühe dazu, decken den Topf gut zu und warten, bis das Fleisch weich geschmort ist. Natürlich werden die einzelnen Stücke mehrere Male umgedreht. Wenn sie weich genug zu werden beginnen, legen wir die vorbereitete Hühnerleber dazu. Fünfzehn bis dreißig Minuten später ist die Speise gekocht.

Obwohl ich nicht alle richtigen Ingredienzen besaß, ist der Versuch, wenigstens für das erste Mal, nicht übel gelungen.

Mittwoch, 6. Dezember. Früh zu Hause. Durch das Tagebuch geblättert. Aufzeichnung vom achtzehnten und einundzwanzigsten November gelesen. Gurkenrezept und Philosophie. Was wollte ich eigentlich sagen? Wahrscheinlich nur die Banalität, daß das Leben weitergeht. Offenbar ging es immer weiter; man hat philosophiert und gefressen. Neu ist jedoch, daß wir ein schlechtes Gewissen haben – der durchschnittliche (?) Staatsbürger, weil er den Intellektuellen nicht versteht, der Intellektuelle (?), weil ihn im Grunde nichts interessiert, was den Alltag ausmacht, auch nicht seinen eigenen. Durch die Massenmedien, von denen sich die einflußreichsten in den Händen der Intellektuellen befinden, sind sich Intellektuelle und Nicht-Intellektuelle so nahe gekommen, daß sie deutlich sehen, wie fern sie voneinander entfernt sind. Bildungsunterschiede können es nicht sein, die sind geringer geworden. Der Intellektuelle empfindet sich als der Mensch der Zukunft und stempelt damit den Nicht-Intellektuellen zum Menschen der Vergangenheit. Verödete Gegenwart- siehe oben. Natürlich denke ich

dabei an mich. Ich halte mich nicht für gerade ungebildet und hätte in der Vergangenheit als Intellektueller gegolten. Aber da die Intellektuellen eine neue Aristokratie formen – statt der Legitimation der Vergangenheit die Legitimation der Zukunft –, gehöre ich sowenig zu ihnen, wie ich vor hundert Jahren nicht zur Geburtsaristokratie gehört hätte. Wie gut, daß ich nicht für die Öffentlichkeit schreibe, sonst müßte ich jetzt sagen, warum ich kein Intellektueller bin und was ich überhaupt unter dem Begriff verstehe. Ich könnte nur sehr indirekte Beweise, Gegenproben anführen. Ich »gehöre nicht dazu«, weil ich, beispielsweise, einen Sonnenuntergang nicht für »kitschig« halte. Ich lese Descartes, aber ich halte einen Sonnenuntergang nicht für kitschig. Ich verkehre mit allerlei Leuten, mit denen ich nicht diskutieren kann. Ihr Leben interessiert mich, obwohl wir uns nicht »unterhalten« können. Der Tod eines Passanten auf der Straße ergreift mich mehr als das Werk von Heidegger, obwohl ich mich mit seinem *Vom Wesen der Wahrheit* beschäftigt habe. Ich schätze die Erfahrung, auch wenn sie nicht spekulativ ist. Ich bin kein guter Katholik, aber ich halte nicht jeden Kirchengänger für einen Idioten. Ich bete zu keinem Gott, aber ich weiß nicht mit Sicherheit, ob er nicht auf einer weißen Wolke thront. Vielleicht gibt es Wolken, die wir nicht sehen. Ich weiß nichts sicher. Mag sein, daß es das ist. Ich weiß einiges, aber nichts sicher, die Intellektuellen wissen viel und alles sicher. Ich glaube, wenn ich dem Geist begegne, grüßen wir uns höflich, aber nur mit dem Leben stehe ich auf du und du. Ich verstehe weder die moderne Musik noch die moderne Malerei, noch die moderne Dichtung. Weil ich glaube, daß es vielleicht an mir liegt, bin ich kein Intellektueller. Ich verschließe mich vor nichts, aber ich fühle mich ausgeschlossen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es mit meiner Intelligenz zu tun hat, denn etwas intelligenter als der Durchschnitt bin ich auf jeden Fall: Wenn sich die Intellektuellen nicht an mich wenden, an wen wenden sie sich dann? Intellektuelle sind

wahrscheinlich intelligente Leute, die von intelligenten Leuten, soweit diese keine Intellektuellen sind, nicht verstanden werden. Besser kann ich es nicht beschreiben. Ich fürchte aber, daß es sich tatsächlich um den unterbewußten (?) Versuch der Intellektuellen handelt, eine neue Kaste zu bilden, die zwar aus der Intelligenz entstanden ist, sich aber über sie erhebt. Übrigens kein unbegreiflicher Ehrgeiz. Die soziale Verfärbung bis zur Unkenntlichkeit dürfte in dem für die Gleichheit ungeeigneten Menschen den Wunsch nach einer neuen Exklusivität geweckt haben. In der Geschichte haben sich immer jene Klassen mit der größten Erbitterung bekämpft, die sich sozial am nächsten standen, beispielsweise das Proletariat und das Kleinkürgertum. Analphabeten gibt es in unserer Zivilisation nur noch wenige. Die Intelligenz ist nicht mehr exklusiv. Könnte es sein, daß es das hochmütige Streben der Intellektuellen ist, die nichtintellektuelle Intelligenz zu Analphabeten zu stempeln? Warum sprengten sie sonst die Brücken des Verständnisses und die Wege der Mitteilung? Ich spreche von mir, aber für mich selbst ist es nicht sehr wichtig. Ich forsche nur nach der Schuld an dem Verlust der Gegenwart. Sollte ihn die neue Aristokratie verschuldet haben? Anspruch auf alleinige Macht – wie der der Aristokratie, des Großkapitals oder des Proletariats? Die neuen Adeligen sprechen unentwegt von der Zukunft, aber das Bild, das sie entwerfen, ist das Bild einer Zukunft für Intellektuelle. Alles, was an der Französischen Revolution menschlich war, hat die Zeiten überdauert, aber das *Etre supreme* Robespierres, des *Incorrumpible*, ist im Blutbad der Gegenrevolution untergegangen. Auch Robespierre glaubte, alles von der Zukunft zu wissen, und hat vom Menschen, von des Menschen Leid, Freude, Neid, Liebe, Trieb, Eifersucht und Tod nichts gewußt. Ich fürchte nicht die Herrschaft der Intellektuellen, sondern den Aufstand der Gegenwart gegen die intellektuelle Zukunft. Welche Gegenkräfte wird das »höhere Wesen« entfesseln? Als Robespierre guillotiniert wurde, war er schon schwer verletzt.

Donnerstag, 7. Dezember. Signora Chiesa, jetzt Manghera, konnte in Rio de Janeiro nicht gefunden werden. Wir haben aber festgestellt, daß sie am Ende der nächsten Woche in Paris eintrifft und im Hotel Raphael absteigt. Ich habe mich mit den Kollegen von der Sürete in Verbindung gesetzt.

IV

DAS ALIBI

Emilio Bossi

Francesco sitzt im Sessel seines Vaters. Provisorisch. Bin nicht ganz so sicher. Möchte am liebsten sagen: Mach dir deinen Dreck alleine. Wenn der Alte nicht bald wieder da ist, kündige ich.

Mit Vanetti kann man arbeiten. Schön: In seiner Jugend war er Faschist. Ich habe ihm wenigstens voraus, daß ich kein Faschist war; ich war sieben, als der Schwindel aufflog. Das bißchen Gewissen, das er hat, ist schlecht. Was heißt Faschist? Opportunismus ist auch eine Partei. Mit Opportunisten komme ich aus. Die haben den Radioapparat den ganzen Tag angedreht und hören sich jede Wettervoraussage an, die werden von keinem Gewitter überrascht. Wie ich, nur daß ich keine Zeit habe, Radio zu hören, ich mache mir meine eigenen Prognosen. Man muß wissen, wie morgen das Wetter sein wird, wenigstens annähernd. An bestimmten Tagen verläßt kein Opportunist das Haus ohne Regenmantel, auch wenn die Sonne scheint. Die Kollegen mit dem Regenmantel erkenne ich. Leute mit Überzeugung sind nicht auszumachen: Manchmal haben sie im Regen einen Regenmantel an, manchmal tragen sie bei vierzig Grad Celsius einen Pelz. Sie ändern ihre Überzeugungen genauso, wie wir von der opportunistischen Fakultät unsere Meinungen ändern, aber ihre Gründe sind undurchsichtig. Man kann sich nicht auf sie verlassen.

Außerdem arbeite ich lieber mit älteren Leuten. Die schämen sich, weil sie alt sind; das ist beinahe so gut wie ein schlechtes Gewissen. Sie bemühen sich, die Jungen zu verstehen, sonst hält man sie für alt. Vanetti schämt sich ein wenig vor mir, und ich schäme mich vor Francesco, obwohl ich sein Vorleben kenne, das er gar nicht hat. Es ist blödsinnig. Vanettis Herzinfarkt kam im ungeeignetsten Moment. Ich soll mich ausge-

rechnet Francesco anvertrauen. Gestern Badewanne, heute Boß, wie soll das weitergehen? Im Vorzimmer sagte Elena, die Sekretärin Vanettis: »Signor Francesco ist in einer Konferenz.« Das ist auch etwas, was ich mit Vanetti gemeinsam habe. Wir haben beide mit Elena geschlafen. Sie sieht aus wie eine Volksschullehrerin auf Ferien: Bikini und Einmaleins. Im Bett benimmt sie sich dagegen wie eine Freiluftakrobatin auf dem Trapez. Wenn sie leidenschaftlich wird, laufen die Nachbarn zusammen. Ich erinnere mich nicht, ob ich vor oder nach Vanetti mit ihr geschlafen habe. Seit seinem Herzinfarkt geht sie jedenfalls schwarz gekleidet, die geheime Witwe der Nation.

»Du spinnst wohl«, sagte ich. »Bei mir hat der Kronprinz keine Konferenz.«

Francesco saß mit dem Verleger Ferrari am Kaffeetisch. Genau wie sein Vater, der sich mit wichtigen Besuchern immer an den runden Kaffeetisch setzt. »Natürlich kennst du Signor Ferrari«, sagte Francesco. Hatte nicht das Vergnügen. Ich schätzte an ihm nur den Namen. Erinnert an schnelle Autos. Aber er verlegt Bücher, die er bei uns drucken läßt. Sieht aus wie ein Hering mit Schnurrbart. Soll die berühmteste Sammlung gotischer Madonnen in Italien haben, zwei oder drei Schlösser und einen Rolls. Dafür verlegt er die ganze Avantgarde. Reist nach Südamerika, um an einer Demonstration teilzunehmen. Wahrscheinlich im eigenen Jet. »Emilio Bossi ist unser Starreporter«, sagte Francesco. Das fehlt mir noch, daß mich Francesco auf die Schulter klopft.

»Ich muß dringend mit dir sprechen«, sagte ich mit totaler Verachtung des Ferrarischen Druckauftrages. Nachdem sich Ferrari so schnell entfernt hatte wie der gleichnamige Rennwagen, bot mir Francesco einen Drink an. Er öffnete die Neon-Bar und reichte mir einen *Scotch on the rocks*. Dann setzte er sich mit seinem Coca-Cola an den Kaffeetisch. Wenigstens nicht in Papas Stuhl. »Es brennt«, sagte ich. Und erzählte ihm

von Canonica. »Ich kann nicht mehr nach Foce Verde fahren«, sagte ich. »Der Kleine läßt mich sicher beobachten.« »Was hast du in Lubriano gemacht?« fragte Francesco. Ich legte die Kopie des Manuskripts vor ihn hin. »Morelli hat drei Mädchen um die Ecke gebracht«, sagte ich. Folgte die knappe Inhaltsangabe des Manuskripts. Darin habe ich Übung. Ich weiß nicht, ob Verleger lesen können. Jedenfalls muß man ihnen die Storys zur Laute vortragen. Manchmal komme ich mir vor wie ein Troubadour. »Weiß das mein Vater?« fragte Francesco. »Ich wußte es auch nicht, bevor ich die Memoiren gelesen habe«, sagte ich.

»Eine schöne Schweinerei«, sagte Francesco. Worauf wir eine Trauerminute einschalteten. »Was sollen wir tun?« fragte das Kirchenlicht. Logische Frage. Von Francesco kommend allerdings etwas komisch. Er hatte doch Morelli wegen eines einzigen kleinen Mordes anzeigen wollen. Es gibt zwei Arten von Narren. Die einen setzen sich mit dem nackten Hintern auf den heißen Ofen. Die anderen sind nicht verrückt. Francesco begann mir Spaß zu machen. Ich sagte vorsichtig: »Ich könnte Morelli anrufen und ihm sagen, er soll das Manuskript mit der Post schicken.« »Wäre das nicht zu gefährlich?« fragte Francesco. Ich, belehrend: »Die meisten Spione werden entlarvt, weil sie ihre Berichte in Zahnpaste stecken und einem schwarzmaskierten Mann unter einem Eisenbahnwaggon auf einem nächtlichen Abstellgleise übergeben. Wenn sie die Post benutzten, wären sie alle noch in Freiheit. Die Post geht in Ordnung. Natürlich müßte ich die letzte Rate haben. Ich könnte ihm das Geld auf ganz raffinierte Art schicken. Per Postanweisung.« Ich wußte, daß das Unsinn war, aber ich wollte sehen, ob dem neuen Boß etwas einfällt. »Es läßt sich später feststellen, daß wir ihm das Geld geschickt haben«, sagte Francesco. Ein Wunderkind. Von heißem Ofen keine Rede.

»Wir werden ja nie bestreiten, die Erinnerungen des Schrift-

stellers Aurelio Morelli gekauft zu haben«, sagte ich. »Das ist nicht das Malheur.« »Was ist das Malheur?« fragte Francesco. »Wenn ich Morelli die letzte Rate nicht schicke, behält er die letzten Folgen«, sagte ich. »Auf Geld ist er noch schärfer als auf kleine Mädchen. Schicke ich ihm aber das Geld, macht er sich aus dem Staub.«

Francesco sah so dünn aus, daß er nur noch aus Nase und Bart bestand. Ich hätte weich werden können, aber mein goldenes Herz streikte. Es ärgert mich, daß die Heiligen ihre Krone so schnell wie einen alten Hut ablegen. »Wir müssen um jeden Preis verhindern, daß er entwischt«, sagte er.

»Und ob!« sagte ich. »Wenn er entkommt, glaubt uns kein Mensch unsere guten Absichten. Wir sitzen in der Tinte wie eine tote Fliege. Wir müssen ihn mindestens vierundzwanzig Stunden vor der Veröffentlichung der Polizei an die Hand liefern. Auch wegen der Publicity.« Hoffentlich hat das Francesco verstanden: Ich bin nicht sicher, obwohl er ein Wunderkind ist. Eine Sensation muß reifen. Am zweiten Tag gibt ein Erdbeben mehr her als am ersten. Wir haben den Mörder, wir beginnen mit seinen Memoiren: Das ist zu viel gleichzeitig. Die Tageszeitungen sollen berichten: *Quest’Ora* hat den Mörder der Enzian gestellt, dann erst die Memoiren. Unbezahlte Reklame ist die beste.

Francesco ging, die Hand auf der Brust, auf und ab. Wie Napoleon auf Elba. Hoffentlich ist es nicht St. Helena. »Meinen Vater kann ich nicht fragen«, sagte er. »Was uns nicht einfällt, fällt ihm auch nicht ein«, sagte ich. »Wir müssen einen Wachposten aufstellen«, sagte er hilflos.

»Wir können niemand einweihen«, sagte ich. »Zeigen wir ihn an!« sagte er. Etwas Originelleres fiel dem Fidel Castro a. D. nicht ein.

»Ohne den Enzian-Mord haben wir das Geld zum Fenster hinausgeschmissen«, sagte ich. »Die Enzian ist der Aufhän-

ger.«

»Ja, die Brillanten«, sagte er nachdenklich. Papas Liebling mit Bart. Es ist Vanettis Brillanten-Theorie. In einem Ring mit einem Solitär leuchten rundherum auch die weniger wertvollen Steine. Zusammen mit der großen Story kann man den größten Mist verkaufen. Ohne den Brillanten merkt es jeder. Das blöde Bauernmädchen und die fade Gymnasiastin strahlen nur, wenn das Call-Girl in der Mitte sitzt.

Er sah sich schon im gestreiften Pyjama, mit dem Blechtopf in der Hand. Er ist nicht feige, aber was würden seine Via-Veneto-Guerillas sagen, wenn er im Kampf für das Establishment unterliegt?

Natürlich war mir die Lösung längst eingefallen. Ich schenkte mir ein zweites Glas Whisky ein und fragte: »Weiß Beatrice von der Sache?« »Warum fragst du?« sagte er mißtrauisch. »Weil es eine Familienangelegenheit ist«, sagte ich. »Sofern ich mich zur Familie zählen darf.« »Ich habe es ihr gesagt«, nickte Francesco. »Bravo!« sagte ich. »Ich rufe Morelli an und teile ihm mit, daß ihm Signorina Vanetti das Geld bringt. Gegen Ablieferung des beendeten Manuskripts. Hier Enzian, hier Geld.

Sobald sie die Enzian in der Tasche hat, ruft sie an, noch aus Foce Verde. Zehn Minuten später bin ich bei Canonica.«

»Ich habe eine Idee«, sagte Francesco. »Und zwar?« sagte ich gespannt.

»Ich höre, es ist Canonicas letzter Fall«, sagte er. »Könnten wir ihm nicht seine Memoiren abkaufen?« »Es gibt unbestechliche Polizisten«, sagte ich. »Das mit Beatrice geht nicht«, sagte er. »Es genügt, daß ich in diese Schweinerei verwickelt bin.« Ich tat, als ob ich von gestern wäre. »Ich brauche Beatrice nicht zu erwähnen«, sagte ich. »Ich sage Morelli: ›Eine junge Dame mit einer Nelke wird Ihnen das Geld bringen.‹ Auf ein bißchen Kriminalroman soll es mir nicht ankommen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann mit Beatrice nicht darüber sprechen«, sagte er.

Pech. Wahrscheinlich hat er seiner Schwester den ganzen Zimt aufgetischt. Morale Entrüstung, plutokratische Entartung, dekadente Gesellschaft und so. *Völker, hört die Signale. Auf zum letzten Gefecht*, mein Junge. Ich hatte Lust, ihn in der Tinte sitzenzulassen. Leider wären es aber zwei tote Fliegen in der Tinte gewesen. »Meinethalben«, sagte ich. »Ich spreche mit ihr.« »Sie heiratet im Januar«, sagte er, ohne rechten Zusammenhang. »*Auguri*«, sagte ich.

Eine Weile tat er noch, als ob er von der Sache nichts wissen wollte. Man müßte die Heuchler in Entziehungsanstalten stecken wie die Morphinisten. Es ist unmenschlich, ihnen die Heuchelei auf einmal zu entziehen. Am Ende kapitulierte er unter dem Absingen der *Marseillaise*, wie die Franzosen in Dien Bien Phu. Ich verabredete mich mit Elena für den Abend, denn die geheime Witwe der Nation ist trostbedürftig, und in meinem Sexualhaushalt sieht es aus wie in der Kasse der Bank von England. Ich habe mich zuviel mit Morellis Sex beschäftigt. Arbeit ist der Feind der Liebe. Dann rief ich Beatrice an und bat sie, dringend in die Redaktion zu kommen. Ich wollte nicht zu den Vanettis fahren, und in einem öffentlichen Lokal konnten wir nicht sprechen.

Ich weiß nicht, ob ich den Skilehrer beneiden soll, obwohl Beatrice aussieht wie eine Sexantenne. Sie ist, soviel ich weiß, fünf- oder sechsundzwanzig, sieht wie zweiundzwanzig aus und wird mit dreißig wie vierzig aussehen. Augen wie ein wartendes Doppelbett. Dazu die Intelligenz ihres Vaters, die man aber erst entdeckt, wenn man den Bildungsschutt wegräumt. Zwei Arten von Frauen schüchtern mich ein. Die Sportlerinnen. Sie tasten vor Gebrauch die Muskeln ab. Und die Intellektuellen: Ich stelle mir vor, daß sie einem im Bett jede Position vorschreiben. Nicht mein Fall.

Ich weiß, daß sie Vanetti liebt; jemand muß ihn ja lieben. Ich drücke auf die Herztube. Der Vater würde einen Skandal nicht überleben. Ich entschuldigte sogar Francesco. Schließlich ist ihm die Geschichte in den Schoß gefallen, auf Revolutionen versteht er sich besser. »Natürlich ist Morelli irrsinnig«, sagte ich. »Auch wenn Sie es nicht bemerken werden.« »Ich werde«, sagte sie.

»Ziehen Sie sich einen hochgeschlossenen Pelz an«, sagte ich. Dabei betrachtete ich ihre Beine. Sie hat elektrische Beine.

»Verlassen Sie sich auf mich«, sagte sie. »Die Gerichtspsychiater werden eine Freude an ihm haben«, sagte ich. »Ich wünschte, wir könnten jetzt schon Gutachten einholen. Sobald es geht, werde ich das Originalmanuskript – ich muß es von A bis Z umschreiben – ein paar Professoren vorlegen. Ein Professor im Haus erspart den Zimmermann. Die Gutachten geben eine weitere Folge.« Ich kam mir vor wie Vanetti. »Er ist ungeheuer kompliziert«, sagte ich. »Lassen sie sich von seiner Intelligenz nicht bestechen. Sie müssen mit einem harten Verhandlungspartner rechnen.« »Keine Angst«, sagte sie.

Sicher ist sicher. »Ich bin überzeugt«, sagte ich, »daß der *dottore* seine Erinnerungen nicht zufällig mit Adam und Eva begonnen hat. Er weiß, daß wir mit der Enzian starten müssen. Er ist chronologisch vorgegangen, damit wir ihn nicht anzeigen können, bevor er auch die letzten Centesimi kassiert hat. Nach Ablieferung der Enzian haben wir bestenfalls ein paar Stunden.« »Der Mann interessiert mich«, sagte Beatrice. »Um so besser«, sagte ich erleichtert. »Das Wichtigste ist, daß Sie das Manuskript wenigstens flüchtig durchsehen.« »Ich tue nichts flüchtig«, sagte sie und kreuzte die elektrischen Beine.

Wenn Vanetti erfährt, daß ich Beatrice nach Foce Verde geschickt habe, bekommt er einen zweiten Infarkt. Verliebte Männer sind überzeugt, daß jeder die Frau haben will, die sie haben. Verliebte Väter glauben, daß jeder ihre Tochter umbrin-

gen will. Vanettis Tochter als viertes Opfer: schrecklicher Gedanke. Verbrechen macht sich nicht bezahlt: Das kann man nicht einmal mehr *Quest’Ora*-Lesern verkaufen. Ein so moralischer Abschluß wäre zu altmodisch.

»Gehen Sie auf keinen Fall in sein Zimmer«, sagte ich. »Im Speisesaal ist meistens niemand.«

»Sie halten mich für eine Idiotin«, sagte sie. »Haben Sie je gehört, daß ein Frauenmörder eine intelligente Frau ermordet hat?«

Stimmt. Ich sagte: »Das Manuskript muß die *Enzian-Story* vollständig enthalten. Morelli ist imstande, ein Stück aus der *Divina Commedia* abzuliefern.«

»Nicht mit mir!« lächelte Beatrice vollblütig. »Wahrscheinlich wissen Sie nicht, daß ich Psychologie studiert habe.« »Doch«, log ich höflich.

»Ich könnte das Gutachten schreiben«, sagte sie. »Großartig«, sagte ich. Skilehrerbraut und Psychologin: Das habe ich gern. Aber es kam mir nur darauf an, sie nach Foce Verde *zu* schicken.

Nachdem sie sich mit dem wohligen Gefühl, den Mörder demnächst sezieren zu können, entfernt hatte, setzte ich mich an die Schreibmaschine, um an dem Manuskript zu arbeiten.

Eine verdammte Arbeit. Ich muß die Enzian auslassen und mit der fünften oder sechsten Folge beginnen. Der Leser darf nicht bemerken, daß wir das Pferd von rückwärts aufgezäumt haben. Und für die erste Folge werde ich höchstens ein oder zwei Tage haben. Dabei wollte ich vor Weihnachten nach Cortina, Ski laufen.

Die Flucharien gegen die Jugend bleiben natürlich weg, die würde das Publikum von *Quest’Ora*, der *Illustrierten mit Niveau*, nie verstehen. In jedem älteren Mann steckt ein Morelli. Mein Vater hat die Jugend nicht beneidet. Uns ist alles erlaubt,

und wir können uns alles leisten. Also werden wir beneidet. Es hat überhaupt keinen Sinn mehr, alt zu werden. Vielleicht etwas mehr Geld, dafür weniger Freiheit. Die Alten möchten nicht jung, sie möchten heute jung sein, sagt Morelli. Mit Betonung auf »heute«. Sie laufen der Linie »J« nach und geraten unter die Räder. Schlechtwetter für die Alten, eisiger Wind, Niederschläge, Schnee in den Höhenlagen. Wer Ohren und Radio offenhält, geht mit einem alten Mann nicht auf die Straße. Unsere jüngeren Leser hätten vielleicht nichts gegen Morelli; er beweist ihnen, daß die Alten potentielle Mörder sind. Achtundsiebzig Prozent unserer Leser sind über dreißig, ohne Marktforschung fällt Vanetti keine Entscheidung. Die Alten wollen sich in Morelli nicht erkennen. Das deute ich vorsichtig an. Den Rest überlasse ich den Psychiatern. Beziehungsweise Beatrice Vanetti, Skipsychologin. Eine Deutung ist dem Leser so recht wie die andere. Jedenfalls will der Leser einen Lustmörder, keinen Revolutionär. Höchstens zehn Prozent der Leser träumen von einer Revolution, neunzig von Orgien – obwohl das noch kein Marktforscher festgestellt hat. *Quest'Or*-Leser schlafen mit ihren Frauen und beteiligen sich an Papierorgien.

Sonst arbeite ich so schnell, als ob ich zwanzig Finger hätte; jetzt habe ich nur zehn Seiten getippt. So etwas wie ein moralischer Kater. Nicht wegen Morelli. Auch nicht, weil er seine Memoiren kaum erkennen wird. Er wird sie nie zu Gesicht bekommen. Häftlinge dürfen nicht lesen, was sie selbst betrifft, es wird aus den Zeitungen ausgeschnitten. Ich habe den Kater, den Francesco haben sollte. Er wollte seinen Vater umbringen, statt dessen sitzt er in seinem Sessel. Statt der Todesstrafe wird über Papa eine Geldstrafe verhängt. Vanetti glaubt, daß Francesco seinen Sessel warmhält. Er könnte sich irren. Canonica, ein Weinkenner, hat mir erzählt, daß Weine auf der Reise altern. Francesco ist auf der Reise zur Macht gealtert. Sympathischer ist er mir nicht geworden. Was ist das für ein Klub, in

den jeder eintreten kann? Vanetti und ich gehören zum gleichen Klub. Man sollte das System der schwarzen Kugel einführen. Eine schwarze Kugel, keine Aufnahme. Vanetti hat sein Söhnchen in den Klub geschmuggelt. Was geht es mich an? Wenn mit Morelli alles glattgeht – dreimal klopfen –, bin ich weltberühmt. Nach dem Enzian-Film hänge ich den Scheißberuf an den Nagel. Vielleicht schreibe ich ein Buch. Der Fall Morelli ist zu anstrengend.

Zuviel Huren auf dem Strich verleiden einem die ganze Prostitution. Francesco wollte Morelli anzeigen, um sich selbst zu retten. Ich werde ihn anzeigen, weil er drei Mädchen umgebracht hat. Nachdem ich ihn Canonica ausgeliefert habe, nehme ich ein Bad. Daß man Helden nicht persönlich kennenlernen sollte, habe ich bei meinen ersten Reportagen erfahren. Mörder auch nicht. Gut, daß ich mich für den Abend mit Elena verabredet habe. Sie wird mich auf andere Gedanken bringen. Muß sie einmal fragen, wie sich Vanetti im Bett benimmt.

Carlo Vanetti

Am dreiundzwanzigsten Dezember wollen mich die Ärzte entlassen. Ich werde Weihnachten im Familienkreis feiern können.

Ich weiß nicht, ob die Ärzte recht haben, dem Kranken jede Aufregung fernzuhalten. Geht man Aufregungen aus dem Weg, denkt man über sich selbst nach, was viel aufregender ist als die *Morelli-Story*. Sogar ein Mann wie ich, der sich selbst gegenüber immer aufrichtig war, ertappt sich bei Unwahrheiten. Ich hatte in meinem Testament ein feierliches Begräbnis verfügt und sogar die Grabredner bestimmt; ich wollte die Zügel nicht aus der Hand geben. Als ich zu sterben fürchtete, dachte ich plötzlich an eine schlichte Beerdigung. Ich werde mein Testament ändern. Das genügt allerdings nicht: Ich müßte mich selbst ändern – mit vierundfünfzig Jahren eine ziemlich hoffnungslose Angelegenheit. Übrigens flüstert einem der Tod, heißt es in unseren Fortsetzungsserien, ziemlich unverständliche Worte ins Ohr. Man soll es anders machen, sagt er, aber was und wie man es machen soll, sagt er nicht. Es wird sich viel ändern. Ich werde mich schonen müssen.

Wenn jeder einen Herzinfarkt gehabt hätte, würde jeder weniger arbeiten. Es könnte das Arbeitslosenproblem lösen. Mein Verhältnis zu den Menschen wird sich ändern – richtiger: ihr Verhältnis zu mir. Vielleicht ist es dasselbe. *So mutig ist fast keiner, daß er nicht so lebte, wie man es von ihm erwartet.* Es heißt, daß man den zweiten Herzinfarkt selten, den dritten fast nie überlebt. Man lebt in einer gekündigten Wohnung, und es hat wenig Sinn, eine neue zu suchen. Die anderen wissen es. Wenn man einen gebrauchten Wagen verkauft, fragt der Käufer zuerst: »War der Wagen je in einem Unfall?« Man hat mich repariert und neu lackiert. Aber der Unfall wird sich nicht ver-

heimlichen lassen.

In den Tagen, in denen ich mit dem Tod rang – ein Klischee: ich sollte sagen, in den Tagen, in denen ich mich mit dem Tod befreundete –, hat sich meine Beziehung zum Altern geändert. Ich habe immer das Alter gefürchtet, besonders aus Gründen der Virilität. Jetzt stimmt es mich nicht melancholisch, wie wenig ich vor mir, sondern wie wenig ich hinter mir habe. *Alter ist die Summe der versäumten Gelegenheiten.* Ich dachte, nur der Tod sei irreparabel, aber auch das Alter ist es. Man müßte nämlich die eigene Jugend reparieren, aber damit verhält es sich wie mit dem Gift, das eine pharmazeutische Fabrik neulich statt eines Medikamentes verschickt hat. Sie ließ über den Rundfunk Warnungen verbreiten, aber es war zu spät, das Gift war unauffindbar. *Man stirbt nicht an seinem Alter, sondern an seiner unauffindbaren Jugend.* Seit ich krank bin, erscheint mir das Alter als der zweitschlimmste Tod. Trotzdem bin ich Gott dankbar. Ich habe seit meiner Kindheit nie so oft an Gott gedacht wie in diesen Tagen. Nicht als ob ich plötzlich an Himmel und Hölle glaubte. Ich habe nur das Bedürfnis, mich mit etwas zu beschäftigen, das ich nicht verstehе. *Gott wird lebendig bleiben, solange die Menschen das Bedürfnis haben zu beten. Sie wissen nicht mehr, vor wem sie sich fürchten, aber die Furcht ist nicht geringer geworden. Solange sie sich fürchten, beten sie. Die Technik entwickelt sich in der Richtung der Metaphysik. Schnellere Flugzeuge und denkende Computer sind nur Nebenprodukte. Sogar die Erforschung des Alls ist ein Nebenprodukt. Mit dem Rundfunk hat die Entzifferung des Wellen-Geheimnisses begonnen. In einigen Jahrzehnten wird man Gedanken übertragen wie eine Fernseh-Show. Statt mit der Schreibmaschine wird man mit der Gedankenmaschine schreiben. Sympathien wird man durch Wellen regulieren. Wenn man eine Frau erobern will, wird man sich auf ihre Wellenlänge einschalten. In der Welt der Wellen wird für Gott kein Platz sein. Als der erste Papst ein Mikrofon in die Hand nahm, hat*

der Stellvertreter Gottes kapituliert. Über den Vatikansender hört man Beat-Musik, und in der Peterskirche wird Beifall geklatscht wie bei einem Fußballspiel. Da die Kirche Gott nicht retten kann, rettet sie wenigstens das Gebet.

Ich habe gebetet. Um Gottes Güte zu preisen, habe ich mir versprochen, Claretta den Laufpaß zu geben. Freilich weniger aus Angst oder aus Pietät, sondern weil der Tod hierarchisch regiert: Er bringt einem die Rangordnung zum Bewußtsein. Ich dachte mehr an meinen verwaisten Schreibtisch als an mein verwaistes Bett. Nach der Szene mit Bossi hätte ich unbedingt nach Hause fahren sollen. So nahe mir Claretta steht, werde ich doch die Kraft, die mir verbleibt, auf meine Arbeit verwenden müssen. Wenn ich abberufen werde, will ich meiner Familie einen geordneten Haushalt hinterlassen.

Seit ich telefonieren darf, spreche ich jeden Tag mit Claretta. Ich möchte ihr den harten Schlag nicht vor dem Christfest versetzen. Sie ahnt nichts und schickt mir täglich Blumen, anonym. Ich lasse sie von den Schwestern an die Patienten zweiter Klasse verteilen. Nach den Feiertagen werde ich ihr einen Abschiedsbrief schreiben. »Epistola non erubescit«, sagt Cicero. *Die meisten Beziehungen schleppen sich mühsam fort, weil Mann und Frau die letzten fünf Minuten des Abschieds fürchten. Frauen halten Abschiedsbriebe für eine Feigheit. Sie meinen, es sei eine Roheit, sie mit dem letzten Wort allein zu lassen. Weibliche Logik! Nach dem letzten Händedruck würden sie ohnedies allein bleiben. In Wirklichkeit sind sie nur empört, daß man sie der Möglichkeit beraubt, das Endgültige rückgängig zu machen. In einem Abschiedsgespräch appellieren sie, körperlich oder seelisch, an die Erinnerung. Männer verzichten oft auch auf das, was sie lieben, Frauen nicht einmal auf das, was ihnen längst gleichgültig geworden ist. Das ist feiger als ein Abschiedsbrief. Ich habe einmal gelesen: »Man schreibt nicht so ausführlich, wenn man den Abschied gibt.« Ein aus-*

führlicher Abschiedsbrief ist immer noch ehrlicher gemeint als ein Abschiedsbesuch, der mit einer Bewährungsfrist endet. Es ist unmenschlich, eine Beziehung in einer Todeszelle schmachten zu lassen.

Allerdings befinde ich mich in einem gewissen Konflikt. Ich habe mit Claretta mehr gemeinsam als mit irgendeiner meiner früheren Geliebten. Ich habe ihr im Laufe von drei Jahren meine niedrige Meinung über die meisten Menschen anvertraut. Das verbindet. Es sind auch nicht die sexuellen Anforderungen, die zu meinem Herzinfarkt geführt haben. Claretta ist unschuldig. Was ich ihr gegeben habe, das habe ich schließlich Maria entzogen. Wenn ein Mann wie ich einen Herzinfarkt erleidet, klagt man seine Geliebte an. Ich will nicht ungerecht sein. Die Geliebte des älteren Mannes steht nicht im Wettstreit mit dessen Frau, sondern mit dessen Arbeit. Er kann sich eine Frau und eine Geliebte, aber neben seiner Arbeit keine Geliebte leisten. Ich werde mir längere Zeit keine Eskapaden gestatten können. *Die Ehe bleibt so beliebt, weil sie ein Maximum an Gelegenheit mit einem Minimum an Erregung verbindet.* Andererseits kann der Schmerz, den ich Claretta zufüge, nicht gottgefällig sein. Ich kann den Herrn nur bitten, daß sie bald Trost finde. Mit Luisa war es leichter. Es wäre klüger, außereheliche Beziehungen mit jungen, schönen und begehrten Frauen einzugehen. Das Malheur der meisten Frauen ist, daß sie zuwenig, der meisten Männer, daß sie zuviel geliebt werden. Man sollte sich vor Frauen hüten, die auf einen angewiesen sind. Es ist schmerzlich, mehr als eine Witwe zu hinterlassen.

Der Professor, der meine eiserne Konstitution röhmt, muß recht haben, denn wie hätte ich sonst den Schock überlebt, den mir die Lektüre der Morellischen Memoiren zugefügt hat. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß Bossi das alles längst gewußt und die Ablieferung des Manuskriptes deshalb verzögert hat.

Wenn einen der Hauch des Todes anweht, kommt die Gewissensprüfung. »Hauch des Todes« kommt bei uns immer vor. *Klischees sind doch das beste Medium der Verständigung.* Es ist, zum Beispiel, merkwürdig, daß mich in diesen Tagen mein Betrug an Maria mehr belastete als der Fall Morelli. Das Prinzip des Privaten. Das Gewissen eines Mannes, der in der Öffentlichkeit steht, ist wie ein Thermometer. Das Thermometer macht nicht das Wetter, es zeigt es nur an. Es wäre vermes sen, wenn ich annähme, daß ich das Gewissen der Öffentlichkeit bin. Die Öffentlichkeit ist das Wetter.

Die Ereignisse rechtfertigen mich. In der ersten Zeitung, die mir Birgitte brachte, die reizende schwedische Krankenschwester, die den Nonnen beisteht – es ist ein gutes Zeichen, daß ich mich für sie interessiere: eine Frau, die nicht auf einen angewiesen ist –, im *Corriere della Sera*, fand ich eine bemerkens werte kleine Notiz. Die Tageszeitungen drucken die wichtigsten Dinge in den kleinsten Buchstaben. Die Meldung sprach von dem Angebot der algerischen Regierung, den Film, den man von der Entführung des ehemaligen kongolesischen Ministerpräsidenten Moïse Tschombe angefertigt hatte, für zweihunderttausend Dollar an eine amerikanische TV-Gesellschaft zu verkaufen. Niemand hat das auch nur kommentiert. Die algerische Regierung behauptet, daß sie nichts mit der Entführung des schwarzen Politikers zu tun hat. Er sei ihr, sozusagen, vom Himmel in den Schoß gefallen. Wäre es so – was hatten dann die Fernsehkameras in Tschombes Flugzeug verloren? Wieso wurde seine »überraschende« Ankunft auf dem algerischen Flughafen gefilmt? Das Fernsehen war in der glücklichen Lage, von dem Kidnapping im voraus verständigt worden zu sein. Andererseits haben die Amerikaner das algerische Angebot abgelehnt, weil sie eine vollständige Story, samt Gerichtsverhandlung und eventueller Hinrichtung, haben wollen. Tschombe seinerseits schreibt im Gefängnis fleißig an seinen Memoiren. Aus dem Honorar will er Frankreichs teuersten

Anwalt bezahlen. Wie soll sich ein Angeklagter verteidigen, ohne seine Memoiren zu schreiben? Die Memoiren der Angeklagten gehören zum humanen Strafvollzug. Ich habe Beroglio telefonisch angewiesen, den Fall in *Positivismo* möglichst groß aufzumachen. Wir können uns immer auf Algerien berufen. Ich möchte wissen, wer mir vorwerfen soll, dem Lustmörder eine kurze Galgenfrist gewährt zu haben, wenn ein echtes Kidnapping gefilmt wird, als wäre es in Hollywood gestellt worden. Oder soll die Privatinitiative dem staatlichen Unternehmen nachstehen? Es ist jetzt sehr beliebt, großes Aufheben von den bösen Massenmedien zu machen. Als geschichtlich gebildeter Mann denke ich, zum Beispiel, an den Prager Fenstersturz im fünfzehnten beziehungsweise siebzehnten Jahrhundert. Man hat damals die Menschen genauso brutal behandelt, man hat sie

nur nicht gefilmt. Vielleicht wäre es aber zu keinen weiteren Brutalitäten gekommen, wenn man den Fenstersturz durch *Early Bird* übertragen hätte. Ich mißbillige das Kidnapping, mit oder ohne Kameras. Besonders nach meiner Gewissensprüfung. Aber in *Quest’Ora* kann ich nicht gegen den Strom schwimmen. In *Positivismo* tue ich es ohnedies.

Kurz vor dem Mittagessen besuchte mich Bossi. Schwester Birgitte hatte Dienst; sie meldete ihn an. Anders als die Nonnen – »Sie dürfen sich nicht aufregen, Signor Vanetti« – stößt sie keine Warnungen aus. Sie betrachtet mich nicht als einen Gebrauchtwagen. Im Beruf steht sie auch. Für einen Mann, der einen Herzinfarkt hatte, wäre eine Freundin mit medizinischen Kenntnissen genau das Richtige. Bossi brachte Blumen. Eine solche Geste paßt nicht zu ihm; er legt sie auf den Tisch wie eine Aktentasche. Ich finde das um so aufmerksamer. Es ist sicher nicht böse Absicht, daß die Blumen aus Clarettas Laden stammen. Seit meiner Erkrankung benimmt sich Bossi überhaupt zärtlich, fast wie ein Sohn. *Erst wenn man dem Tod ins Auge geblickt hat, sieht man die Menschen, wie sie sind.* Bossi

beruhigte mich, daß wir die *Enzian-Story* von Morelli rechtzeitig bekommen werden. »Ich habe Vorkehrungen getroffen, er kann uns nicht entgehen«, sagte er. Von den drei Morden erwähnte er nichts, er wollte mich nicht aufregen. Nur daß er großartiges Fotomaterial über die Chiesa und die Pisenti habe, sagte er nebenbei, um mich zu beruhigen.

Wir sprachen von seinen Wiener Recherchen; ich habe gestern das Material durchgesehen. »Die Familie gefällt mir nicht«, sagte ich. »Mir auch nicht«, nickte er.

Ich glaube nicht, daß er wußte, was ich meine. Ich sagte: »Wir hätten eine ahnungslose Familie gebraucht, brave Bürger, die unter dem Ereignis zusammenbrechen. Oder das Gegenteil. Ein trauriges Heim, der Vater ein Säufer, die Mutter eine Hure. Im ersten Fall hätte man Mitleid mit der Familie haben müssen, im zweiten mit dem Opfer.« »Ich kann die Familie schildern, wie ich will«, sagte Bossi. »Der Alte ist froh, mit heiler Haut davonzukommen. Was sagen Sie dazu, daß er bei der SA war?« Gut, daß mich Bossi daran erinnerte. »Das Bild in der braunen Uniform bringen wir nicht«, erklärte ich. »Warum nicht?« fragte Bossi. »Wir bringen in jeder Nummer ein paar alte Faschisten. Meistens in Uniform.« »Das italienische Volk will seine Geschichte kennenlernen«, beehrte ich ihn. »Bei Mussolini wird man sentimental. Bei Hitler nicht. Wir haben genug Politik im Blatt. Seit dem Israelkrieg sogar zuviel.« »Wir haben dem Israelkrieg die hübscheste Seite abgewonnen«, sagte Bossi. »Die Nummer mit den Soldaten-Girls auf dem Titelblatt ging wie warme Semmeln.« »Die *Enzian-Story* spricht vor allem die weiblichen Leser an«, sagte ich. »Wir haben einundsechzig Prozent weibliche Leser. Von den neununddreißig Prozent männlichen Lesern kaufen zweiundsiebzig Prozent die Zeitschrift ihren Frauen zuliebe. Man muß sich einmal von Politik erholen können.«

»Auf das SA-Bild legt Francesco besonderen Wert«, erklärte

Bossi.

Daraufhin haben wir uns eingehend über Francesco unterhalten. Zu meiner Überraschung sprach Bossi von ihm wie von einem jüngeren Bruder: mißbilligend, aber herzlich. »Er ist kein Kommunist«, sagte er, »er weiß nur nicht, was er will. Er möchte der *Enzian-Story* eine soziologische Seite abgewinnen.«

»Die Soziologen sind unser Unglück«, sagte ich. »Sie sehen die Welt nicht, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte.

Nehmen Sie die Studenten. Die Soziologen haben zuviel Zeit. Die Mediziner und die Juristen demonstrieren nicht, sie bereiten sich auf das Examen vor. Die Prüfungen der Soziologen sind zu einfach, deshalb gehen sie auf die Barrikaden.«

»Ich glaube, die Barrikaden werden ohne Francesco auskommen müssen«, beruhigte mich Bossi. »Das SA-Bild ist nur ein Rückzugsgefecht. Er hatte sogar den Einfall, Canonica einen Vorschuß auf seine Memoiren anzubieten.«

»Gar nicht so dumm«, sagte ich mit väterlichem Stolz. Bossi schüttelte den Kopf: »Bei Canonica würden wir uns die Finger verbrennen. Francesco hält alle über dreißig für korrupt.«

»Sie wissen, Bossi«, sagte ich, »... ich hatte keine Wahl. Ich mußte Francesco die Leitung der Geschäfte überlassen.«

»Bald sind Sie ja wieder da«, meinte Bossi. Ehrlich gesagt: Das rührte mich. Ich erkundigte mich nach dem Film.

»Ich habe das *treatment* nach Berlin geschickt«, sagte Bossi. »In ein paar Tagen können wir ja die richtigen Namen einsetzen.«

Dann sprachen wir noch über die erste Folge. Bossi möchte die drei Kinderbilder der Enzian, der Chiesa und der Pisenti nebeneinanderstellen. »Seien Sie unbesorgt«, sagte er, »wir werden es schon schaffen. Man kann sich zwar über die Enzians nicht entrüsten, und man kann auch keine Träne über sie

vergießen, aber dafür werden sich die meisten Leser in ihnen erkennen. Identifikation ist auch etwas.«

Ich mußte lächeln. Es tut wohl, die eigenen Worte aus fremdem Mund zu hören. Bei Bossi sind meine Lehren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Offenbar wollte er mir eine Freude bereiten, denn er sagte: »Wir haben gestern die letzten Wiener Bilder entwickelt. Francesco hat den Herrn Polizeirat, den Schwager, beim Kirchgang aufgenommen. Außerdem haben wir einen anderen, sehr guten Schnapschuß vom Herrn Polizeirat. Wie er mich beim Kragen packt und hinauswirft. Ich habe es mir gefallen lassen, damit es Francesco aufnehmen kann. Francesco will Hinauswurf und Kirchenbesuch gegenüberstellen.«

»Wenn es ihm Spaß macht«, sagte ich, denn ich darf mich nicht aufregen.

»Ich lasse Francesco keinen Unsinn machen, seien Sie beruhigt«, versicherte Bossi, indem er sich erhob. »Ich werde es Ihnen nicht vergessen«, sagte ich. »Ich habe etwas für Sie im Köcher, das sogar die *Morelli-Story* in den Schatten stellt. Was halten sie von einer Australien-Reise?«

»Eigentlich wollte ich nach Cortina«, sagte Bossi, aber man sah ihm die Neugierde an.

Ich wollte ihm nicht mehr verraten, denn es würde ihn von der *Enzian-Story* ablenken. Ich sagte nur: »Lassen Sie sich eine Krankenschwester-Uniform anpassen.« Dann sank ich in meine Kissen zurück.

Nach dem Mittagessen – wenn bei der Spitälkost überhaupt von Essen gesprochen werden kann – fand ich zum erstenmal keinen Schlaf, obwohl der Professor behauptet, jedes Mittags-schläfchen verlängert das Leben um eine Woche.

Die Bemerkung von Bossi: »Er ist kein Kommunist, er weiß nur nicht, was er will«, ging mir durch den Kopf. Ich hatte

doch wieder einmal das richtige Fingerspitzengefühl, als ich Francesco mit der großen Aufgabe betraute. Ursprünglich wollte ich mich ganz der Politik widmen, aber das geht nicht: *Quest’Ora* werde ich bald wieder übernehmen, es steht zuviel auf dem Spiel. Aber Francesco sammelt Erfahrungen, und ich werde ihm *Positivismo* anvertrauen können. Wir werden das Format ändern, die Zeitung ausbauen und in ein Nachrichtenmagazin verwandeln. L’Expres in Paris hat damit gute Erfahrungen gemacht. Was *Positivismo* braucht, ist junges Blut. Die Zeitung war nie ein Erfolg, weil Beroglio tief in seinem Herzen an das Positive glaubt. Ich werde ihn mit vollen Bezügen pensionieren. Zeitungen sind Lebewesen. Nur die eitelsten Menschen glauben einem, wenn man ihnen sagt, wie gut sie aussiehen. Sagt man aber jemandem: »Du siehst schlecht aus«, glaubt er es unbedingt. Francesco wird mit voller Überzeugung eine unerfreuliche Zeitung machen. Es wird alle freuen. Da er nicht weiß, was er will, eignet er sich ideal zum Chefredakteur eines Nachrichtenmagazins. Das ist kein zynischer Gedanke, ich denke nie zynisch. Wir gehen einem aufrichtigen Journalismus entgegen. Früher wurden volkstümliche Zeitungen von hochgebildeten Leuten gemacht. Das war Zynismus. Jetzt gleicht sich das Niveau des Journalisten immer mehr dem seines Lesers an. Der Chefredakteur einer Boulevard-Zeitung glaubt wirklich, daß die Reportage über einen Taubenmörder wichtiger ist als der Bericht über die EWG-Konferenz. Sartori, mein *Layout-man*, ist ein Sexnarr. Nur ein Sexnarr wie Sartori schneidet die Busen richtig an. Das Publikum spürt das, es hat einen unfehlbaren Instinkt. Bei Francesco wird man spüren, daß er die Welt genausowenig versteht und genauso verurteilt, wie es seine Leser tun. Eine Zeitung, die Francesco redigiert, wird genauso ehrlich sein wie eine Boulevard-Zeitung, die von einem Analphabeten redigiert wird.

Mit den Inserenten werden wir keine Schwierigkeiten haben. Im Gegenteil. *Die Industrie ist überzeugt, daß man dem Kom-*

munismus am besten begegnet, indem man ihm durch Intellektualität den Wind aus den Segeln nimmt. Der moderne Intellektuelle ist ein harmloser Kommunist. Der Westen freut sich über die östlichen, der Osten über die westlichen Intellektuellen. Das Volk will, wie immer, panem et circenses, nur kann man heute mit Trapezartisten und Löwenbändigern erwachsene Menschen nicht mehr zerstreuen und ablenken. An die Stelle des Trapezartisten, des Löwenbändigers und des Arenaclowns — hauptsächlich dieses — ist der Intellektuelle getreten. Mit dem Zirkusclown hat er gemeinsam, daß er das Publikum durch die hübschesten Purzelbäume erfreut und daß man dann doch Beifall klatscht, wenn er, in den Teppich gewickelt, strampelnd aus der Arena getragen wird. Er bereitet der Welt Freude und Schadenfreude. Die Clowns melden sich scharenweise. Die Kultur hat nämlich solche Fortschritte gemacht, daß man mit Intellektualität endlich Geld verdienen kann. Die Intellektuellen kokettieren mit dem Kommunismus, aber Intellektualität ist nur die linke Seite des Kapitalismus. Die Industrie inseriert am liebsten in linksgerichteten Zeitungen. Früher dienten Inserate der Werbung, jetzt dienen sie ebensohäufig als ganzseitige Alibis. Noch vor fünfzehn Jahren hätte Positivismo brutal kapitalistische Interessen wahrnehmen müssen. Kurzsichtigkeit! Die Presse hat endlich die Aufgabe der Selbstkritik übernommen. Jeder weiß, daß sie nichts ändert. Es ist paradox, aber je mehr man an dem Ast sägt, auf dem man sitzt, desto sicherer sitzt man auf ihm. Das Publikum denkt: Was muß das für ein solider Ast sein, an dem man so hübsch sägen kann! Oder, präziser: Der Leser freut sich, weil man an dem Ast sägt, der Inserent weiß, daß man ihn nicht ganz durchsägt. Mit einer Säge und einem Violinbogen beschreibt man ungefähr die gleichen Bewegungen. Die musizierende Säge und der sägende Violinbogen sind die Instrumente des modernen Journalismus. Seit ich krank bin, denke ich mehr und mehr über Francesco nach. Es ist doch ein Glück, daß ich einen Sohn habe. Was soll das heißen, daß

das heißen, daß Francesco nicht weiß, was er will? Bossi hat es primitiv ausgedrückt, weil er einer Generation angehört, die die junge Jugend nicht mehr versteht und sich mit ihr noch nicht verständigt hat. *In meiner Jugend glaubten die Jungen zu wissen, was sie wollten. In Wirklichkeit wußten sie es sowenig wie heute und wurden unsicher. Jetzt wissen sie genau, daß sie nichts wollen; das gibt ihnen eine schöne Sicherheit. Es sieht nur so aus, als ob die Erfolge der Jugend etwas Neues wären.* Die Jugend hat immer Schlachten gewonnen und den Krieg verloren. Erstens ist sie die Zukunft, und zweitens ist sie nicht die Zukunft. Die Alten sind immer und in allen Systemen in der Mehrheit, sie bekommen Zuwachs durch die alternde Jugend, während der Kinder-Nachschub, den die Jugend erhält, eher schwächlich ist. Meistens wird sie von der nachdrängenden Jugend sogar aufgefressen, sie gerät zwischen zwei Mühlsteine. Diesmal wird die Jugend besonders schnell und vernichtend geschlagen werden. Das hat sie sich selbst zuzuschreiben. Die Jugend verdächtigt die Dreißigjährigen – darin hat Bossi recht – des Verrates, also verraten sie die Jugend. Nur ein schlechter Strategie vergrößert den Kreis seiner Gegner. Jugend ist eine Krankheit, an der noch niemand gestorben ist, auch nicht die Alten. Arbeiter, beispielsweise, sind gefährlich, weil sie Arbeiter bleiben. Ein alter Arbeiter verfolgt im wesentlichen die gleichen Ziele wie ein junger Arbeiter. Aber da die Jungen nicht jung bleiben, wenden sie sich mit der Zeit gegen die Jugend; potentiell gehört jeder Zwanzigjährige der Fünften Kolonne an. Soziale Probleme sind leider nicht der Natur, Generationsprobleme zum Glück der Natur unterworfen. Ich war einmal so alt, wie es Francesco heute ist, weiß daher genau, was der Feind empfindet, aber Francesco war nie so alt, wie ich es heute bin, er hat also keine Ahnung von meinen Ansichten und Absichten. Ich habe einen besseren Geheimdienst, selbstverständlich besiege ich ihn. Auch er wird einmal siegen, aber dazu muß er erst Kinder haben, die er besiegen kann.

Bin ich also blind, wenn ich Francesco mit *Positivismo* experimentieren lasse? Im Gegenteil. Bossi hat ganz recht, daß man nicht versuchen sollte, Canonica zu bestechen, aber daß ihn Francesco bestechen wollte, weist auf seine Genesung hin. Natürlich muß ich vorsichtig sein. Die Kommunisten nützen den Anarchismus der Liebe, der unter den Jungen so populär ist, für ihre Ziele aus; im gegebenen Fall würden sie ihn brutal unterdrücken. Wir müssen ihn gleichfalls unserer Gesellschaft dienstbar machen, ohne Brutalität. Die Engländer verdienen jährlich sechzig Millionen Pfund an der Hippie-Industrie. Jeder Arbeiter, der *Hippie-Knöpfe* anfertigt, ist ein potentieller Gegner der Anarchie – erstens, weil er verdient, und zweitens, weil die siegreichen Anarchisten keine Knöpfe mehr brauchen. Man muß dafür sorgen, daß die sogenannten Blumenkinder an *Fleurop* angeschlossen werden – für Claretta wäre das eine großartige Sache. *Nur die Zeitungen, die den Wohlstand verächtlich machen, handeln richtig. Die materialistische Welt wird durch Kritiker erträglicher. Es besteht keine Gefahr, daß die Mehrheit auf den Wohlstand verzichtet; überdrüssig wird sie des Wohlstandes höchstens, wenn man ihr nicht die Genugtuung gewährt, ihn zu verurteilen. Die permanente Revolution ist unser bestes Alibi. Sie verhindert die Revolution. Sie schafft Unruhe und zerstreut Langweile. Wenn sie der Masse zu langweilig wird, setzt sie sich zur Wehr. Vom Standpunkt des Verlegers ist die permanente Revolution gar nicht zu bezahlen. Erdbeben sind ein Glücksfall, mit dem man nicht rechnen kann, während man die permanente Revolution einspiegeln kann wie eine Königshochzeit.* Was für ein Risiko bin ich mit Morelli eingegangen! Wenn Francesco die permanente Revolution für *Positivismo* richtig ausnützt, kann sich *Quest’Ora* solche gewagten Spekulationen ersparen.

Ich versuchte, meinen Gedanken Einhalt zu gebieten. Für mein angegriffenes Herz wäre es besser, nicht an Morelli zu denken. Ich sähe ihn lieber hinter Gittern. Schwester Birgitte

öffnete leise die Tür, weil sie annahm, daß ich mein Mittags-schlafchen machte. Sie wollte sich verabschieden. Ich werde sie vierundzwanzig Stunden entbehren müssen. Sie strich mir über die Haare. Ihre Hände dufteten nach Mandelseife.

Aurelio Morelli

Da ich mir nicht anmaße, die kosmetischen Tricks und Trickchen, welche die Weiber, jung und alt, in dieser geschminkten Epoche anwenden, sachverständig zu kennen, vermag ich nicht zu sagen, ob sich das Ziergeschöpf Hertha Enzian die Haupthaare blond färbte oder ob es, im Gegenteil, von Natur blond war und nur die Augenbrauen mit dunklen Chemikalien nachzuziehen pflegte. In einer Gerichtsverhandlung, mit »Ausschluß der Öffentlichkeit« natürlich, würde sich solches bald weisen. Mit dem sogenannten Trieb- und Sexualverbrecher wollen die Richter recht traulich allein bleiben, um dem Angeklagten die anrüchigsten Fragen stellen und sich bei seinen Antworten heimlich erregen zu können. Die Herren Richter, die verschworenen Geschworenen gar, würden meiner Unkenntnis der Haarfarbe Hertha Enzians nicht trauen, da ja Frauen, so heißt es, ihre Schamhaare nicht kolorieren, so daß der »Sexualmörder« über die angeborene Haartönung seines Opfers eigentlich authentisch informiert sein müßte. In Wahrheit habe ich das leichte Mädchen nie nackt gesehen, noch habe ich jemals die Farbe seiner Schamhaare zu prüfen begehrt; ob sie blond, schwarz, brünett oder rötlich war, müssen jene Hunderte von zahlenden Lustlingen entscheiden, die das Lotterbett der käuflichen Person teilten. Seit meiner Kindheit habe ich dagegen eine unerklärliche, doch gewiß nicht abstruse Vorliebe für den Kontrast zwischen Kopfschmuck und Augenbrauen empfunden; deshalb habe ich ja unter all den flanierenden »Hübschlerinnen« – so der mittelalterliche Ausdruck – der Via Veneto gerade Hertha Enzian, keiner anderen, meine Aufmerksamkeit gewidmet.

Es wird wohl Ende März gewesen sein, daß ich mich entschloß, mit der Abfassung eines neuen Romanes zu beginnen, und das Leben eines Call-Girls, einer glorifizierten Dirne

also, hatte ich zu meinem Gegenstand gewählt. Nach den bitteren Erfahrungen mit meiner unsterblichen *Signora Angelotti* hatte ich keine Zeile mehr zu Papier bringen wollen; eine stupide Welt sollte durch meine literarische Abstinenz gebührend bestraft werden. Allein, es verhält sich so, daß der Schriftsteller – und ich sage es fürwahr nicht abfällig – der Onanie sozusagen von Berufs wegen frönt, er befriedigt sich selbst vor dem Spiegel und bestraft mit seiner Enthaltsamkeit niemand als sich selbst, auch nehmen seine Illusionen über die Notwendigkeit seines Werkes in dem Maße zu, in dem er sich von seinen jüngsten Enttäuschungen entfernt.

Sonderbarer ist es schon, daß ich, stets von hohen sittlichen Grundsätzen beseelt, ein Call-Girl, ein imaginäres vorerst, zu meiner Protagonistin erkör. Ich tat es aus einem gewissen trotzigen Opportunismus: kein Widerspruch, da es Augenblicke gibt, in denen man die Gesetze der Gesellschaft nur ad absurdum führen kann, indem man sie befolgt. Der Brauch, in den Ankündigungen von Romanen die Zahl der Seiten anzugeben, dünkt mich veraltet; besser täte man daran, jeweils die Zahl der Geschlechtstaten anzuführen, da sich ja der Erfolg eines Buches nur noch, olympischen Wettkämpfen gleich, nach solchen Höchstleistungen richtet. Obszöne Taschenbücher, jedem zugänglich, reihen sich in jedem Bahnhofskiosk auf wie die Huren im Marseiller Hafenviertel. Ich allerdings – überflüssig, zu sagen – dachte an etwas Originelles, an einen Beitrag zur Literatur. Den Erotica, wie der groteske Verlagslektor Paolo Canova sie versteht, ist keine Zukunft beschieden, weil sie zwar die fleischliche Lust schildern, die Kodierenden jedoch nicht von Fleisch und Blut sind. Anders, wenn man Werke wie *Anna Karenina*, *Rouge et noir* oder *Signora Angelotti* mit obszönen Szenen ergänzte. Innerhalb eines Meisterwerkes, dessen Gestalten leibhaftig werden und uns wahrhaft beschäftigen, wäre es recht ansprechend, wenn, beispielsweise, Wronskij im Eisenbahncoupe der herben Anna unter die Röcke griffe, Julien

mit seiner Mathilde den perversen Akt des *Soixante-neuf* ausführte oder meine schamhafte Heldin Agnese Angelotti ihre Reitpeitsche zuweilen zu anderen als equestrischen Zwecken benützte. Dennoch ist selbst der erotischen Literatur, wie sie von den modernen Dilettanten verstanden wird, eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen: Die längere Lebenserwartung hat die Pubertätszeit um mehrere Jahrzehnte verlängert, so daß der neue Mensch von der Pubertät, mit Überspringung des Mannesalters, ins Greisenalter hinüberwechselt – in der Pubertät wie im Greisenalter ist man aber, traurig genug, auf die Co-chonnerie angewiesen. Man hatte in diesem Sommer allabendlich einen Teil der Via Veneto für den Verkehr gesperrt, wahrscheinlich, um sie dem Geschlechtsverkehr um so zugänglicher zu machen. Promenierte man sonst nur auf den beiden Gehsteinen, so gab sich jetzt die römische Jugend auf dem breiten Fahrdamm zwischen dem Cafe Doney und dem Cafe de Paris ein schnatterndes Rendezvous. Früher hatten sich jung und alt auf den Terrassen der Kaffeehäuser getroffen, doch war nun plötzlich auch hier eine unsichtbare Barriere errichtet; die Alten und Älteren waren unter sich geblieben, still plaudernd oder einsam saßen sie bei einem Glas Orangensaft oder vor einem Becher Vanilleeis; in ihren Logen sozusagen, auf Eisenstühlchen hockend, betrachteten sie das Kommen und Gehen, das schamlose Flirten und Schäkern, das Küsselfen, Knutschen und Umarmen auf dem Fahrdamm. Call-Girls, Prostituierte, Mädchen aus gutem Haus – wie sollte man sie noch unterscheiden? Die Mädchen, die ich aus meiner Altersloge betrachtete, waren ohne Ausnahme jung, halbe Kinder, in ihren leichten, um die Schenkel flatternden, durchsichtigen, tief und hoch entblößten Sommerkleidchen von aufreizender Erscheinung, die Hürchen unter ihnen als Handels- oder Schmuggelware kaum zu erkennen.

Habe ich bisher nur flüchtige Daten erwähnt, so erinnere ich mich mit Sicherheit, daß es der einundzwanzigste Juli, ein Frei-

tag war, an dem mich Hertha Enzian, das Mädchen, dem ich zu Weltruhm verhelfen sollte, ansprach. Sie sprach mich an, nicht ich habe mich ihr genähert, obwohl ich mich, aus wissenschaftlichen und literarischen Gründen, seit längerer Zeit mit der Absicht getragen hatte, die persönliche Bekanntschaft eines dieser dunklen Schmetterlinge zu machen.

Unter allen Mädchen der Via Veneto – ich hatte ihnen Namen gegeben, die ich in meinem Roman zu verwenden gedachte – schien »die Naive«, wie ich sie taufte, weitaus die jüngste. Falscher Romantik würde ich mich schuldig machen, wenn ich behauptete, daß sie unglücklich aussah, doch spiegelte sich in ihren glasblauen Augen eine Sehnsucht nach der Ferne – so meinte ich, der in Wahrheit Naive –; es waren Augen, in denen man das erblickt, wonach sie sich sehnen: eine Landschaft, einen Spielplatz, einen fliegenden Vogel, die Hand eines Mannes, einen Garten zwischen Schornsteinen, einen Hut im Schaufenster. Sie sah wie eine der Gestalten jener Ballettoper aus, in der ein Spielwarenladen lebendig wird: Das Püppchen hüpfte, beschrieb eckige Bewegungen mit beiden Armen, schlug die Augen nieder, klimperte, wie man sagt, mit den Wimpern, wackelte mit dem Kopf, schüttelte die Locken und gebärdete sich mit trügerischer Unschuld. Manchmal setzte sich ein anderes Mädchen zu der jungen Reizdame, eine Rothaarige mit Sommersprossen und von eleganter Kleidung, hier und da auch ein Mann, meistens erhob sie sich aber schon nach kurzer Zeit, ging langsam an dem hungrigen Tor des Excelsior vorbei, überquerte die Straße, verweilte an dem überladenen Zeitungsstand, betrachtete zerstreut die Titelblätter der illustrierten Journale, die nebeneinander hängen wie Büstenhalter an einer Wäscheleine, verschwand in der Via Lombardi. Das eine oder andere Mal konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ihr unauffällig und in gebotener Distanz zu folgen, doch sprach sie niemanden an, und wurde sie angesprochen, dann waren es meistens junge Leute, die ihre Sportwagen oder lächerlichen

Straßenflöhe anhielten, um mit ihr zu scherzen; das Mädchen setzte seinen Weg fort, die Schuhe klapperten vor mir auf dem Asphalt, ich sah die hohen Beine, auf denen der göttliche Globus balancierte wie die Kugeln auf dem Zauberstab eines Varietéjongleurs; es blieb vor den Auslagen stehen, obwohl es alle *Calzature* an die hundertmal gesehen haben mußte; es kehrte auf die Via Veneto zurück oder verschwand in der Richtung der Via Sicilia. Am einundzwanzigsten Juli, einem Freitag, geschah es nun, daß ich mich gegen elf Uhr nachts ins Innere des besagten Cafe Doney begab, in recht ärgerlicher Stimmung übrigens, weil mir seit längerer Zeit trotz meiner dringlichen Rufe kein Kellner auch nur seine Verachtung bezeugt hatte. Ich begab mich zur Kasse, um Klage zu erheben und meine Rechnung – ein Gläschen Grappa und eine halbe Flasche San Pellegrino – zu begleichen. Kaum hatte ich einer schwerhörigen Kassiererin meine Reklamation vorgebracht, als ich mich ansprochen hörte: Neben mir stand Hertha Enzian und äußerte in barbarischem Italienisch ihr Bedauern, daß ich »schon bezahlt« habe. »Warum, Signorina«, fragte ich, »sollte Sie das anfechten?« – sie aber erwiderte, mir zur Tür folgend, wir hätten doch ein Glas meines »Lieblingsgetränk« zusammen einnehmen können. »Mein Lieblingsgetränk?« fragte ich – »wie glauben Sie dieses zu kennen?« Seit Wochen, gab sie mit dem Lächeln eines zu kleinen, gleichwohl recht munteren Mundes zur Antwort, beobachte sie den stillen Liebhaber des urwüchsigen Tropfens, doch müsse sie annehmen, daß mein Erstaunen geheuchelt sei, denn auch ich widme ihr ja schließlich seit geräumer Zeit eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit – wie anders wäre es zu erklären, daß ich ihr »regelmäßig« in die Via Ludovisi, ja bis an ihr Haustor »nachsteige«. Das war nun freilich übertrieben, da mir die Adresse der späteren Zelebrität unbekannt war; indes konnte ich schwerlich bestreiten, ihr hier und da im Kreise gefolgt zu sein.

Wir setzten uns – es geschah mehr aus meiner Schwäche als

aus eigenem Antrieb – an einen Tisch auf der Terrasse, bescheiden bestellte sie ein Gläschen Grappa, was mir hinwiederum Gelegenheit bot, sie über ihren offensichtlichen Irrtum aufzuklären. Mit der Ehrlichkeit, die mir in selbstmörderischem Maße eigen ist, belehrte ich sie über das Mißverständnis: Ein Abenteuer könnte ich mir auch dann nicht leisten, wenn mir der Sinn danach stünde, ich sei Schriftsteller, sagte ich, doch keiner von jenen, deren Machwerke zur Verfilmung sich eignen, und hätte ich sie in unziemlicher Weise beobachtet, so sei es der Studien halber geschehen, die ich für einen neuen Roman anstelle. Denke ich jetzt an Hertha Enzian zurück, vergleiche ich sie, wie es ja nicht verwunderlich ist, mit Lucia Chiesa und Vera Pisenti, dann schlage ich beschämt die Augen nieder, und wie ein reiner Engel erscheint mir der Teenager vom Zoologischen Garten, erscheint mir auch das Mädchen aus meiner ländlichen Heimat.

Mit dem liederlichen Beruf der Hertha Enzian hat es wenig zu tun. Im Zeitalter der Lucia Chiesa und Vera Pisenti gilt der Geschlechtsakt auch in den besseren und besten Kreisen, wie sich Kant, frei nach Malebranche, ausdrückt, als ein *Ding an sich*, so daß sich das Call-Girl als Repräsentantin, wenn nicht gar als Vorläuferin der siegreichen Isolation des Geschlechtlichen empfinden darf. Schön ist, was seit langem mißfällt, und durch Anciennität wird die Unmoral salonfähig.

Ich gedachte keineswegs, mein blondes Studienobjekt zu behren, auf den Weg der Redlichkeit zu führen oder zu bestrafen. Warum auch? Ich bewahre der Frau, die mich in die Liebeskünste eingeweiht hat, die zärtlichste Erinnerung; diese Frau aber gehörte zu den Prostituierten, die zu meiner Zeit – als ob nicht jede Zeit unsere eigene, also auch meine wäre – die nächtliche Piazza del Popolo bevölkerten. Auf die Piazza del Popolo trieb es den Studiosus Aurelio Morelli, der seine luftlose Studentenbude mit einem übelriechenden Sizilianer teilte;

hier wurde er eines Abends, zu seinem keuschen Entsetzen, von einer älteren Prostituierten angesprochen. Man konnte sie für nichts anderes halten. Zu jener, meiner Zeit also, waren diese Weiber samt und sonders an ihrer auffälligen und zugleich jämmerlichen Kleidung, an ihren geschminkten Wangen und ausladenden Hüften, an der Größe ihrer baumelnden Handtasche zu erkennen, in der sich eine Klistierspritze befand; sie sprachen eine ordinäre Sprache in lockenden Klischees – »Wie wäre es, Kleiner?« und dergleichen, sie promenierten den Wänden entlang, duckten sich unter die Haustore und verletzten keines Passanten tugendhaften Blick. Samt und sonders haftete ihnen etwas Mütterliches an, dem schüchternen Jüngling erteilten sie die rührendsten Anweisungen, dem Gatten, der ein düsteres Familienleben führte, zündeten sie ein Lichtchen an, dem alten Mann schenkten sie ein bißchen Jugend, mit dem Einsamen saßen sie, ihre tröstende Weisheit spendend, am Kaffeehaustisch, obdachlose Dichter fanden bei ihnen ein nächtliches Asyl. Wäre ich zu der guten Frau zurückgekehrt, die mich verständnisvoll belehrte, daß ich sie nicht, wie ich in meiner Unschuld meinte, siebzehnmal nacheinander geliebt hatte – das hatte ich, jede einzelne Bewegung meines Körpers mitzählend, angenommen –, ja die mich mit einer selbsteingelegten Dunstobstflasche verabschiedete – es waren Aprikosen -: Manches wäre mir erspart geblieben. Statt dessen glaubte ich, meine frischen Künste an einer saftigen Kusine erproben zu müssen: ein williges Geschöpf, doch auch vergiftete Trägerin von Gonokokken und für die »erste Liebe«, man sieht es, höchst ungeeignet. Obwohl ich also verdammt bin, in einer Gesellschaft zu leben, die nicht, wie die Gesellschaft meines Kollegen Zola, die Prostituierte zu sich emporgehoben hat, zu ihr vielmehr hinabgestiegen ist, fühle ich mich frei von spießerischen Vorurteilen. Zwar habe ich die Welt von einem jungen Wesen befreit, doch daß es auch ein Sündenwesen war, muß ich als puren Zufall bezeichnen: Wer mich deshalb rühmen wollte, täte mir der Ehre zuviel an.

men wollte, täte mir der Ehre zuviel an.

Gleich bei der ersten Begegnung mit Hertha Enzian hätte mir auffallen sollen, daß die Luxusdirne meine forschenden Fragen nicht nur nicht verstand, sondern offenbar auch nicht wußte, was der Begriff Schriftsteller bedeutete. Unaufgefördert teilte sie mir mit, daß sie ohnedies nicht daran gedacht habe, mich in ihre Häuslichkeit »mitzunehmen«, denn es sei Freitag, und wie an jedem zweiten Freitag habe sie bereits unliebsamen Besuch empfangen. Ein reicher und alter Industrieller – das Wort *ricco* betonte sie genießerisch, das Wort *vecchio* dagegen mit Ekel – pflege zweimal im Monat mit seinem Lustknaben bei ihr zu erscheinen. Der alte Mann, sagte sie, lebe in ständiger Furcht, daß ihn der Junge, durchaus normal geartet, hintergehen oder verlassen könnte; deshalb ziehe er es vor, ihn, unter väterlicher Obhut, zu einer Mietsperson zu bringen. Ein artiger Junge, fuhr sie fort, von marmorglatter Haut, hübsch anzusehen und von leichter Erregbarkeit, doch um so abstoßender sei der dürre Greis, der von seiner eigenen Wohltätigkeit sattsam profitiere: Statt ihr den Knaben zu überlassen, müsse sich der Beischlaf in seiner Anwesenheit vollziehen, streng bekleidet, die Beine übereinandergeschlagen, beobachte er aus seinem Lehnstuhl die sexuellen Exerzitien, ja lasse es an Vorschriften nicht erman geln, die dazu angetan seien, sie, Hertha Enzian, zu einem bloßen Gegenstand zu erniedrigen, dafür aber die Vorzüge des Knaben auf günstige Weise zur Geltung zu bringen. Verwirrt, doch immer noch ohne Argwohn, kehrte ich in meine bescheidene Behausung zurück; auch die Warnung, die mir in selbiger Nacht zuteil wurde, schlug ich in den Wind. Die Warnung, sage ich, denn in der gleichen Nacht klopfte es an meiner Tür. Keine andere als Hertha Enzian stand da – weder meinen Namen noch meine Adresse hatte ich ihr angegeben –, an der Hand aber führte sie den nackten Knaben, den sie als ihren Schutzbefohlenen vorstellte. Ihre Entschuldigung, daß sie sich in der Tür geirrt und den alten Mann gesucht habe, war höchst

fadenscheinig, auch für die Nacktheit des jungen Mannes hatte sie keine Erklärung; sie ließ sich nicht abweisen, mit frecher Zunge behauptete sie, ein alter Mann sei so gut wie der andere, was sie für den einen getan, stehe sie nicht an, auch für den anderen zu tun. Der junge Mann, dem die Erregung unschwer anzusehen war, benützte mein Bett, um seiner Lust zu frönen – und zwar dreimal in schneller Folge –, worauf die beiden, meiner nicht achtend, meine letzte Flasche Grappa bis zum letzten Tröpfchen leerten. Daß all dies nicht mit rechten Dingen zugegang, brauche ich dem nüchternen Leser kaum zu beweisen: Am nächsten Morgen war meine gute Flasche wieder voll, sie war offenbar vertauscht worden, noch ehe sich die beiden unter dem Schutz der Dämmerung aus meiner Wohnung geschlichen hatten. Ich hatte mich mit dem Mädchen für Montag in einem kleinen Restaurant in der Nähe der Via Veneto verabredet. Das Restaurant hatte sie selbst benannt, doch hatte ich mich schon am Sonntag mit dem an der Tür befestigten Menü vertraut gemacht, denn Nachhilfestunden waren in dieser sommerlichen Zeit rar, und ich mußte befürchten, eine hohe Rechnung nicht ohne weiteres bezahlen zu können. Zum Glück erwartete ich die Blonde mit den dunklen Augenbrauen auf der Straße: So wurde ich von überflüssigen Ausgaben bewahrt, denn Hertha Enzian ließ es sich nicht angelegen sein, mich mit ihrer Ge- genwart zu beglücken.

Sie hielt es auch nicht etwa für notwendig, sich dieser groben Ungehörigkeit halber zu entschuldigen. Als ich ihr am nächsten Abend vor dem Cafe de Paris begegnete, meinte sie ohne viel Federlesens, daß sie nun »Zeit habe«, mit mir zu speisen. Jeder Feigheit abhold, führte ich mein Vorhaben vom Tag zuvor unverzüglich aus: Wie sie denn dazu gekommen sei, fragte ich, mit ihrem Knaben in meine Häuslichkeit einzudringen, mein Bett zu benützen und meinen Grappa zu trinken. Statt zu leugnen, erklärte die Person, es sei doch sehr erfreulich, daß sie ihr »Ziel erreicht« habe, hoffentlich habe ich

»recht ausgiebig genossen«, alte »Träumer« wie ich seien ihr höchst willkommen – dabei strich sie mir über die Hand –; sie zweifle nicht daran, daß ich mich zur gegebenen Zeit dafür erkenntlich zeigen werde.

Die zwei Stunden, die ich an diesem Abend mit Hertha Enzian verbrachte, hätten mich über den abgründigen Charakter des Mädchens, auf das die uninformierten Journale immer noch ihr läppisches Mitleid verschwenden, aufklären sollen. Indes war ich – ich kann es nicht leugnen – meiner kühlen Objektivität beraubt, denn in meiner stillen Klause hatte sich das Mädchen recht vergnüglich gegeben, für blonde Haare und dunkle Augenbrauen habe ich nun einmal eine Schwäche, insbesondere, wenn die Haare, wie es bei Hertha Enzian der Fall war, nach oben gekämmt sind und sowohl einen schlanken Hals wie den Entenflaum am Nacken preisgeben. Weil dem »Reinen«, wie Paulus sagt, »*alles rein*« ist – doch richtiger ist wohl Nietzsches Umkehrung, wonach »*den Schweinen alles Schwein wird*« —, bestand ich nicht darauf, ihr die Manierlosigkeit der unangemeldeten Visite weiter vorzuhalten; ich bemühte mich vielmehr, ihr klarzumachen, warum sich ein Mann von meiner Bedeutung überhaupt mit ihr abgäbe. Dabei drückte ich mich, wohlgemerkt, so aus, wie es ihrem bescheidenen Niveau entsprach, erwähnte nicht, daß ich eine Soziologie des Call-Girls zu schreiben gedachte, ich erkundigte mich bloß taktvoll, wie sie denn auf Abwege geraten, sich dem Pfuhl verschrieben habe, ob sie der Liebe noch fähig oder gegen schönere Empfindungen abgestumpft sei.

Sie hörte mir anfangs mit weit aufgerissenen Augen und einem blöden Lächeln zu – sie war, Gott hab' sie selig, des allerblödesten Lächelns fähig –, zeigte sich jedoch gleich darauf von ihrer vulgärsten Seite. Ich möge mir doch, sagte sie, um keinen Preis die Rolle jener albernen Heilsarmee-Aspiranten zulegen, die käuflichen Damen die Zeit stehlen – »von Kun-

den, die mich fragen, wie es denn mit mir »so weit gekommen« sei, verlange ich den doppelten Preis; denn ich brauche ihr Mitleid nicht, und außerdem sind sie impotent«. Als ich jedoch weiter drängte, sprach sie mit Zuneigung von ihrem Vater, einem redlichen Selchermeister in Wien; allerdings bezeichnete sie ihn als einen »armen Hund«, der sich die Hände »wund arbeitet« und frühzeitig gealtert sei. Keineswegs liebevoll gedachte sie ihres väterlichen Heimes; sie schien, im Gegenteil, ihre brave Familie zu bemitleiden – ihr Schwager sei hoher Polizeibeamter, eine evidente Lüge -: Diese »armen Hunde« – ihre stereotype Phrase – wüßten nichts von den »Schönheiten des Lebens«, hätten die »große, weite Welt« nicht gesehen, machten großes Aufheben von der Liebe, die es doch gar nicht gibt, freuten sich kindisch mit den Brosamen, die von ihrem, Herthas, Tisch abfielen. Nicht, daß sie eine *putain* geworden sei, bedauerte das Weib, sondern höchstens, daß sie für ungewöhnliche Leistungen keinen angemessenen Preis erhalte. Wie so viele Menschen, die nichts verstehen, verstand sie sich vorzüglich auf Geld, Preise, Wert und Unwert; sie hätte sich, wäre es ihr gegeben gewesen, die Ereignisse vorauszusehen, zweifellos nach den Kosten ihres Begräbnisses erkundigt. Als ich – der Zeitungsverkäufer hatte uns *il Messagero* angeboten – den Krieg im Nahen Osten flüchtig erwähnte, sagte sie, sie habe für die Israelis Sympathien empfunden, sei jedoch, als sie erfuhr, daß es sich um Juden handle, anderer Meinung geworden. Über diese Dummheit ging sie mit einem Püppchenlächeln hinweg, sogleich wandte sie sich wieder materiellen Fra-

Über ihre Preise, die sie offenherzig nannte, waren wir freilich verschiedener Ansicht: Für meine bescheidenen Verhältnisse waren sie exorbitant. Eine Schuhfetischistin, wie ich schon vermutet hatte, rechnete sie ihre sündigen Einnahmen in Schuhwährung um – für den Preis eines Beischlafes, erklärte sie, könne man nicht mehr als zwei Paar Schuhe kaufen, für die Teilnahme an einer Orgie vielleicht vier oder fünf, ein einziges

Mal habe sie, für ein Wochenende im Haus eines Flagellanten, hundertzwanzigtausend Lire, den Preis von zehn Paar Schuhen, erhalten. Ich habe für meine Schuhe nie mehr als viertausend Lire bezahlt, so daß ich mit den Einnahmen eines solchen Weekends meinen Schrank für Lebenszeiten hätte füllen können; ich verwandelte in Gedanken die Beischlaf- und *Calzatura*-Devisen in Nachhilfestunden und Zeilenhonorare: Als guter Kopfrechner konnte ich leichterdings feststellen, daß der geniale Autor von *Du bist Alcibiades*, der Dottore Aurelio Morelli, der mit einer Abhandlung über den Ostrakismos promoviert hatte, mit einer Nachhilfestunde kaum die Absätze von einem einzigen Paar Schuhen verdient und der billigste Beischlaf höher im Kurs steht als vier Nachhilfestunden oder vierhundert Zeilen eines Manuskriptes. Ja, ich hätte die geheimen Absichten des verruchten Geschöpfes schon damals erkennen müssen. Ehe sie sich verabschiedete, meinte sie, sie müsse ja noch zu meinem Roman – sie setzte das Wort in akustische Anführungszeichen – beitragen. Wie sollte man sich, fragte die selbstbestellte Scheherezade der Via Veneto, mit dem amerikanischen Kühschrankverkäufer vergnügen, da dieser Kunde stets mit einer *Polaroid-Kamera* »angerückt« komme, das Schnellfotogerät auf einem Tisch aufbaue, den Selbstauslöser vorsorglich einstelle und die Linse auf das Bett richte – keine ungewöhnliche Perversität, betonte sie, doch wolle sich der eitle Affe stets von seiner besten, sozusagen seiner maximals-ten Seite zeigen, was in den fünfzehn Sekunden, in denen der Selbstauslöser absurrt, schwer zu bewerkstelligen sei; er pendle also unentwegt zwischen Bett und Apparat hin und her, entwickele flugs die Aufnahme, vernichte wütend den verdorbenen, weil keineswegs maximalen Film, stelle Linse und Selbstauslöser wieder ein, hüpfte ins Bett, und mache sie zornentbrannt verantwortlich, wenn es ihr neuerdings mißlinge, ihn in fünfzehn Sekunden in ein maximales Fotomodell zu verwandeln.

Zwei Tage vor ihrem jähnen Ende trafen wir uns in einem

Nachtlokal, schlicht *Nightclub* genannt, das sich im Hinterhof des Enzianschen Hauses, jetzt schlicht Mordhaus genannt, befindet – es war das einzige Mal, daß sie mich zu höheren, wenn auch noch keineswegs beleidigenden Ausgaben verleitete. So-zusagen frisch aus dem Bett, berichtete die lasterhafte Scheherazade der Hinterhöfe von einem belgischen Ehepaar, das ihr für eine verhältnismäßig bescheidene Leistung einen hübschen Batzen Geld, den Preis von vier Paar Schuhen etwa, bezahlt hatte. Sie selbst habe, sagte sie, zusehen müssen, wie die Frau, eine robuste Person mit enormen Brüsten, ihren Mann, ein »Knochengespenst« von buchhalterischem Aussehen, zwang, sich in Anwesenheit der beiden Damen zu entkleiden, wie sie ihn dann an einen Bettpfosten fesselte und mit einer Peitsche, wie Zirkusdirektoren sie verwenden, gottsjämmerlich verprügelte. Während Hertha Enzian solches mit allen, nicht wiederzugebenden Einzelheiten schilderte, beobachtete sie mich von der Seite, und sie tat es mit einem Blick, dessen Sinn und Bedeutung mir erst bei unserer letzten Begegnung zu Bewußtsein kam.

Nur ein gütiges Schicksal bewahrte mich davor, das Todesurteil über Hertha Enzian schon in jener Nacht zu vollstrecken. So war es nämlich, daß in dem einsilbigen Vokabular des Mädchens das Wort *vecchio* einen höchst irritierenden Platz einnahm – sie bezeichnete den unglücklichen Belgier als einen »alten Trottel«, dem es nicht einmal verstattet gewesen war, die Rechnung zu begleichen: Auch das hatte, zu Herthas Ärger, seine Frau besorgt. Obwohl sie doch am allerbesten wissen mußte, daß es sich meistens nur in Arbeit ergraute Männer leisten können, Bettartistinnen in harter Schuhwährung zu entlohnen, daß es überdies, gerade heute und angesichts der unbefahlten Konkurrenz, grotesk wäre, wenn junge Leute ihre Spargroschen auf Liebesdienste verschwendeten, jammerte sie über das Alter ihrer Kundschaft und die Mühe, die sie an diese ausgebrannten Kreaturen verwenden müsse. Abfällig meinte

sie, die Striptease-Tänzerin, die sich vor uns produzierte, möge sich doch den Busen »hochnähen« lassen; was sei das für eine Ungehörigkeit, nicht mehr ganz frisches Fleisch – die Bardame konnte nicht über dreißig sein – öffentlich zur Schau zu stellen. Ich dachte an die gute Frau, die mich die physische Liebe, wenn es eine solche gibt, gelehrt hatte: Zu »meiner Zeit« bedurfte es auch für die Hurerei eines gewissen Alters, wurden die Prostituierten für ihre hart erworbenen Erfahrungen bezahlt, genossen sie den Respekt ihrer jüngeren, doch niemals allzu jungen Kolleginnen, während heute die Hertha Enzians von ihren würdigeren Fachgenossinnen nicht anders sprechen als die Paolo Canovas von älteren Dichtern; man darf in Unehren sowenig ergrauen wie in Ehren.

Der Abend senkt sich über Foce Verde, ich sitze im Zwielicht und betrachte sinnend mein beleuchtetes Aquarium. Man schreibt so ausführlich, wenn man nicht zum Schluß kommen will, und wohl ein dutzendmal habe ich mich erhoben, um mich mit dem Anblick meiner Zebrabärblinge – *Brachydanio rerio* –, meiner schwarzen Skalare – *Pterophyllum scalare* – und meiner einzigen Makropode – *Macropodus opercularis* – zu trösten.

Es wäre, wer weiß, alles anders gekommen, wenn die dicke Belgierin, die das Mädchen so plastisch geschildert hatte, nicht vor dem Ausgang des *Nightclubs* auf mich gewartet hätte. Kaum hatte ich mich von der Wahlscheibendirne verabschiedet, als sich die korpulente Person an meine Fersen heftete, nicht ohne mir ins Ohr zu flüstern, daß sie mir die gleiche Behandlung werde zuteil werden lassen, die sie ihrem Gatten beschieden hatte. Sie preßte ihre üppigen Brüste an meinen Arm, faßte mich am Nacken, lief mir, nachdem ich mich mit Mühe von ihr losgerissen hatte, über die belebte Via Vittorio Veneto nach, knallte mit ihrer Zirkuspeitsche, holte mich ein, lispelte: »Hosen herunter! Hosen herunter!«, und verhieß mir Wonnen,

nach denen es mich mitnichten gelüstete. Erst als ich mich völlig erschöpft auf die Stufen eines fahrenden Autobusses schwang, vermochte ich sie abzuschütteln, glaubte ich vielmehr, sie abgeschüttelt zu haben, denn kurz darauf erschien sie in meiner Wohnung, setzte sich mit gespreizten Beinen in meinen Strecksessel, er hob sich drohend, doch gleichwohl lächelnd, und züchtigte mich in einer Weise, die ich seit meiner Kindheit nicht erfahren hatte. Es ist – Gerechtigkeit gebietet solche Interpretation – nicht unmöglich, daß es sich, was die Erscheinung in meiner Behausung betraf, um ein Hirngespinst, eine Fieberphantasie, einen Alpträum gehandelt hatte, doch wie anders als durch die demütigende Szene auf offener Straße ließe sich der gespenstische Traum erklären?

Ihr müßt auf mich verzichten, teure Fischlein, meine stummen Gefährten: Ich habe das Licht angezündet, ich beuge mich über das Papier; es gilt, vom Ende der Hertha Enzian zu berichten.

»Bei mir können wir uns ungestört unterhalten«, hatte die blöde Scheherezade gesagt – am Dienstag, dem achten August, schlag halb sechs betrat ich ihre Wohnung. Es war mein achtundfünfzigster Geburtstag, doch darf ich mich keines edlen Vorsatzes rühmen: sehr wohl hätte es geschehen können – bedauerlich freilich wäre es gewesen –, daß Hertha Enzian diesen Gedenktag überlebt hätte. Allerdings war ich gut eine Stunde vorher zu einem sentimental Besuch jener Stätte aufgebrochen, wo vor vier Jahren Lucia Chiesa ihre kurze, aber unrühmliche irdische Laufbahn beendet hatte. Ich gedachte ihrer mit einer gewissen Pietät.

Der Mietpreis der Dreizimmerwohnung, an deren Tür ich anläutete, in Enziansche Schuhwährung zu übersetzen, wäre vergebliche Liebesmüh, es sei denn, daß man das ganze Magazin eines Schuhwarenladens zum Vergleich heranzöge. Sind dem größten Dichter unserer Zeit nur ein paar Gartenmöbel übrig-

geblieben, so war die Wohnung dieser Anfängerin mit echten Empiremöbeln ausgestattet, mit solchen zwar, die sich nicht selten in möblierten Wohnungen befinden – denn der Parvenü-Prunk des Advokatensohnes aus Korsika, falsche Grazie, falsches Ägypten, falsche Klassik, falsche Karyatiden, falsche Aristokratie, der Empirestil also ist bezeichnend für Wohnungen, die man an Fremde ausgibt: luxuriös war die sündige Stätte auf jeden Fall. Das soll allerdings nicht heißen, daß es der Behausung der Hertha Enzian an einer persönlichen Note ermangelt hätte – in dem einen oder anderen Empiresessel spreizten sich Stoffpuppen und flauschige Hündchen, wie sie von wandernden Verkäufern in Restaurants feilgeboten werden, im Rahmen eines Goldspiegels steckten Jahrmarktstrophen, der fahrbare Teetisch hätte in ein ländliches Sommerlokal gepaßt, Rosen und Tulpen waren aus Wachs, ein Panoptikumsgarten, und auch sonst konnte man manches entdecken, das eher an die Behausung eines Wiener Selchermeisters als an die Paläste des Kaisers der Franzosen gemahnte.

Zu meiner Erleichterung war Hertha Enzian in durchaus anständiger Weise, wenn auch mit einem Schlafrock von rosarter Farbe bekleidet. Sie geleitete mich in den Salon, bot mir einen Platz an und lachte schallend, weil ich mich auf einen violetten Köter gesetzt hatte. Sie selbst streckte sich auf einem breiten Sofa aus, einem professionellen Möbelstück, das natürlich nicht zu der übrigen Einrichtung paßte und mit einer türkischen Bazardecke couvriert war, wobei sie einen riesigen Stoffbären neckisch an sich preßte. Es entging mir nicht, daß an das zerschlissene Fell des Bären ein Orden geheftet war, amerikanischer Herkunft, wie ich sogleich erfahren sollte: Der Vater des Bären, ein Oberst der amerikanischen Luftwaffe, hatte mit seinem Geschenk auch eine seiner Medaillen zurückgelassen: Grund genug für meine Gastgeberin, von den sexuellen Tugenden, aber auch eiligen Gewohnheiten ihres fliegenden Kunden zu berichten.

Sie habe, sagte sie, eine Flasche Grappa besorgt, mein Lieblingsgetränk, doch lehnte ich ab, weil der Nachmittag unerträglich schwül war und ich mich bereits in dem benachbarten Cafe Doney mit einem Gläschen gestärkt hatte. Die Fenster waren geschlossen, die Luft war schwer, die Schatten des gegenüberliegenden Hauses fielen über das Zimmer, und beinahe wollte es so scheinen, als ließen die struppigen Hündchen ermattet ihre Ohren hängen. »*Und Schahrazad bemerkte das Grauen des Tages und hielt inne in der verstatteten Rede*«, heißt es in einem der letzten Märchen aus den *Fabeln und Wundern der tausend Nächte und der einen Nacht*; Hertha Enzian aber hielt nicht »*inne in der verstatteten Rede*«, sondern hob zu einer neuen Mär an, der Mär von einem »komischen alten Mann« aus Turin, der sie um sieben Uhr morgens zu wecken pflegte, weil »alten Leuten die Liebe, Sie wissen ja, am Morgen am leichtesten fällt«.

Warum sie mir das erzähle, fragte ich, mit äußerster Beherrschung meine wachsende Ungeduld meisternd – warum glaube sie denn, daß ich mich für den hastigen Bären-*Colonnello*, den homosexuellen Greis, den kamerahörigen Amerikaner, den matinalen Schwächling oder gar die prügelnde Belgierin interessiere: In meinem Roman, obwohl durchaus modern und ohne Prüderie gestaltet, sei kein Platz für kranke Menschen, pathologische Erscheinungen und Verirrungen wider die Natur, niemals hätte ich sie über das Wesen meiner wissenschaftlichen, literarischen oder, wenn sie so wolle, psychologischen Forschungen getäuscht.

Wenn ich sage, daß die Verruchte hierauf einen Lachkrampf bekam, ist es beileibe nicht übertrieben; sie klatschte in die Hände, wälzte sich auf dem Diwan, schlug dem Ordensbären auf die Brust, die Tränen kullerten ihr aus den runden Puppenaugen über die rosigen Puppenwangeng. Daß sich ihr Schlafrock dabei öffnete, geschah vielleicht ohne Absicht, doch entging es

dem Beobachter nicht, daß ein Knöpfchen ihres Strumpfbandhalters gelockert war, so daß oberhalb des Strumpfes das nackte Fleisch sichtbar wurde: Strumpfbandhalter sind eine teuflische Erfindung, weil sie das verführerische Fleisch einrahmen und solcherart doppelt zur Geltung bringen. Was sie denn so komisch fände, begehrte ich, den Blick abwendend, zu wissen. Hertha Enzian aber erklärte, unter allen perversen Freiern sei ich bei weitem der perverseste, sei ich zugleich auch der e-lendste Heuchler, da ich nicht zugeben wolle, mich an ihren Erzählungen zu »begeilen« – fürwahr, dies war der Ausdruck, den sie gebrauchte -; mit einem Schriftsteller hätte ich nur eine rege Phantasie gemeinsam, ich müßte nicht »zuschauen«, es genüge mir, »zuzuhören«. Das alles aber, fuhr sie fort, leugnete ich nur, um die Rechnung nicht zu begleichen, um der Zahlung zu entgehen, um sie um Zeit und Geld zu prellen. Sie lachte nicht mehr, o nein, ihr Gesicht hatte sich verwandelt, wie bei manchen der japanischen *Netsukes*, die zwei sich um die Achse drehende Gesichter haben; das lachende Mündchen stand still, bestand nur noch aus zwei harten, schmalen Lippen, zwei steile Falten gruben sich zwischen Nasenflügel und Mundwinkel, wie versteinert waren ihre Züge, um gut zehn Jahre schien sie gealtert. Hätte ich die Hure in diesem Augenblick erdrosselt, kein Gericht der Welt könnte es mir verargen. Ich war zu verwirrt, um das Werk der Gerechtigkeit zu vollbringen. Beschämt muß ich bekennen, daß ich mich vor der Dirne zu rechtfertigen trachtete. Bisher hatte ich ihr meinen Namen nicht genannt, nun aber sprach ich ihn aus; ob sie denn noch nie von Aurelio Morelli gehört habe, fragte ich die des Lesens Unkundige, von Dottore Aurelio Morelli, dem unsterblichen Dichter des *Alcibiades*, ob sie sich der Ehre nicht bewußt sei, zu einem Meisterwerk ihr bescheiden Teil beitragen zu dürfen.

Die Ruhe, mit der mir Hertha Enzian zuhörte, verhieß nichts Gutes. Und in der Tat: Sie richtete sich auf, nestelte an der Schublade eines zierlichen Empiretischchens, auf dem sich,

unmittelbar neben dem Lotterkanapee – wie hätte es anders sein können? – das weiße Telefon, stilwidriges Symbol ihres Berufes, befand. Während sie die Schublade öffnete, erklärte sie, von einem Signor Alcibiades – sie verwechselte den Namen des Autors mit dem Titel des Buches – nie gehört zu haben, auch keine Lust zu empfinden, Näheres von ihm zu erfahren; ob ich tatsächlich ein »Schreiberling« oder nur ein *porco vecchio*, ein »altes Schwein«, sei, berühre sie nicht im geringsten; ihre Rechnung, *U conto*, habe sie fein säuberlich und ohne jede Preistreiberei zusammengestellt, sobald sie beglichen sei, könne ich mich, je schneller, desto besser, lautlos davontrollen. Der Teufel muß mich geritten haben; ich nahm das Papier, das sie mir reichte, mit einer unwillkürlichen Geste entgegen; erstarrt las ich, was die Hure hier mit ungelenken Zügen aufgezeichnet hatte. Richtiger: Die Buchstaben waren ungelenk, doch die Ziffern waren es nicht – auf Ziffern hat sich Hertha Enzian wohl verstanden. Datum zuerst, dann: *Homo mit Lustknaben*, punkt, punkt, punkt, zehntausend Lire, *Amerikaner mit Kamera*, punkt, punkt, punkt, zehntausend Lire, *Belgisches Ehepaar*, punkt, punkt, punkt, zehntausend Lire, *Persönlicher Besuch*, punkt, punkt, punkt, fünfzehntausend Lire – fünfundvierzigtausend Lire insgesamt wären es gewesen, doch waren, unter dem Additionsstrich, noch weitere zehntausend angeführt, fünfundfünfzigtausend zusammen -: »Ich habe die Summe aufgerundet«, sagte die erotische Buchhalterin, »der Warme mit dem Lustknaben dürfte Ihnen das Doppelte wert sein, schließlich haben Sie noch von mir und dem Jungen geträumt.«

Es war, so will es mir scheinen, diese freche Lüge, die mich um den Rest meiner Geduld brachte. Daß die dreiste Dirne glaubte, ich hätte bei ihren Erzählungen etwas anderes als Abscheu empfunden, daß sie – denn auch das war nicht ausgeschlossen – meinte, ich bedürfte ihrer realistischen Schilderungen, um eine Befriedigung zu empfinden, die mir meine Phantasie doch in seligerem Maße zu bescheren pflegt: Das alles

hätte ich noch hingenommen. Die Unterstellung jedoch, ich hätte von ihr und ihrem Knäblein, das sie mir gewissermaßen frei Haus zugestellt hatte, nur geträumt, war auch für mein beherrschtes Wesen des Schlechten zuviel.

Das soll nun keineswegs heißen, daß ich den Kopf verlor oder unüberlegt handelte. Ich setzte mich vielmehr neben das Mädchen, das unterdessen in ein Kissen, wie solche auf provinziellen Märkten verkauft werden, zurückgesunken war, legte meine Hand behutsam auf das weiße Telefon und verlas, stets in die groteske Rechnung blickend, als stünde es dort schwarz auf weiß ihr sorgsam formuliertes Todesurteil.

Sollte sie katholischen Glaubens sein, sagte ich, wäre es nun an der Zeit, eine Beichte abzulegen; einen Priester herbeizurufen, sei es zu spät, doch fühle ich mich befugt, ihr letztes Geständnis anzuhören und ihr mit einem *te absolvo* in friedlichere Gefilde zu verhelfen.

Hätte mich die Blonde mit den schwarzen Augenbrauen nur ernst genommen, hätte sie nur meinen Worten geglaubt!

Ich möge doch nicht annehmen, sagte sie, die Stimme erhebend, daß ich sie mit dem »dummen Zeug«, das ich »daherredete«, zu täuschen vermöge; ich sei ein Zechpreller, der übelsten Sorte noch dazu, ich hätte keine andere Absicht, als sie um ihr wohlverdientes Geld zu bringen, doppelt verdient, denn – wenn ich es genau wissen wolle – die Geschichte mit dem belgischen Ehepaar habe sie nicht selbst erlebt, habe sie, mir zuliebe, den Berichten einer Freundin entnommen ... »Sie glauben doch nicht, daß ich meine teuere Zeit bei einem elenden Gläschen Ihres widerwärtigen Getränktes mit Ihnen vergeudet hätte, wenn ich nicht wüßte, welcher Kategorie« – Kategorie, sagte sie – »Ihresgleichen angehört.« Im übrigen, fuhr sie fort, sei der Preis angemessen, ein Freundschaftspräis sozusagen, eines Call-Girls von ihrem Status unwürdig, ein Nebenverdienst – »manchmal gehe ich eben auch auf den Strich, bei

diesem Geschäftsgang ...!«.

»Das belgische Ehepaar – erfunden!« lachte ich – und wie solle ich es mir dann erklären, daß mir die Dame mit dem riesigen Busen über die ganze Via Veneto gefolgt, daß ich ihr nur durch einen kühnen Sprung auf die Stufen des Autobusses entkommen sei?

Der rotierende Kopf zeigte abermals eine neue Fratze. Mit Augen, in denen nun die Angst wie in den Spiegeln eines Spiegelkabinetts zu lesen war, richtete sich Hertha Enzian auf, tastete sie nach dem Telefon, rief sie: »Ein Irrer! Ein Irrer!«

Daß ich der deutschen, wie übrigens auch der englischen und französischen Sprache mächtig bin – der lateinischen und griechischen ganz selbstverständlich –, wurde der Dirne zum Verhängnis: Die unglaubliche Verdächtigung, ich sei ein Irrer, die unerhörte Beleidigung hatte sie in ihrer Muttersprache ausgesprochen.

Ein gnädiges Schicksal dispensierte mich auch diesmal von jeder schmutzigen Tätlichkeit. Wenn der neapolitanische Boxer behauptet, die Abdrücke meiner Finger seien am schlanken Hals des Zelloidpüppchens festgestellt worden, so ist das natürlich Schwindel, Betrug und Bluff; höchstens am weißen Telefon konnten sich die Spuren meiner noblen, doch kräftigen Hände befunden haben. In der Tat hatte sich die weiße Schnur des Telefonapparates, ein geflochtener Zopf, der Haartracht friderizianischer Soldaten nicht unähnlich, auf rätselhafte Weise zu bewegen begonnen. Oder war es nicht gar so rätselhaft? Im weißen Zopf des Telefonapparates verdichtet sich das, was unartikuliert durch die Telefondrähte der sündigen Städte vibriert, zu menschlicher Stimme, verwandelt es sich in unmenschliche Worte: Was muß der unschuldige Apparat gehört haben, welch schändlichen Verabredungen war er dienstbar gemacht worden, zu welch niedriger Kupplerrolle hatte man ihn gedemütigt, welch häßliche Würmer waren aus dem sklavi-

schen Mikrofon gekrochen, welch garstige Kröten hatten sich in dem lackierten Zopf verfangen! Nun hatte eine höhere Macht dem toten Objekt Leben eingehaucht, das befreite Zöpfchen legte sich rächend um den Hals der lasterhaften Herrin, wurde es zu einem engen und immer engeren Knoten – ein einziger Schrei, dann war es still, die Schnur entließ den Hals, dem sich kein Lockruf, keine kecke Einladung, kein lasterhaftes Versprechen mehr entringen würde, still war das Mädchen, und still war die Schnur.

Ein Mörder hätte es eilig gehabt, die Stätte seiner Untat zu verlassen, seine Spuren zu verwischen. Ich beugte mich in aller Ruhe über das Mädchen, denn ich wollte eine Erinnerung von ihm mitnehmen: Die Erinnerung an die schweigsamen Mädchen Lucia Chiesa und Vera Pisenti hat mir über manche schwere Stunde hinweggeholfen. Die albernen Journale berichteten am nächsten Tag, der Mund der Hertha sei mit Lippenstift »verschmiert« gewesen, und selbstverständlich folgerten sie auf leidenschaftliche, die schmutzige Publikumsphantasie erregende Umarmungen. »Verschmiert« war der Mund der Hertha Enzian in der Tat, doch hätte ich lieber ein räudiges Tier als meine Verleumderin geküßt: Wenn ich die Spuren des Lippenstifts von Mund und Kinn nicht entfernte, so nur deshalb, weil der Stift ein Blutbächlein zwischen Mundwinkel und Kinngrübchen gezeichnet hatte und ich hoffen durfte, dieses reizvolle Bild auf den Fotografien der indiskreten Gazetten wiederzufinden. Auch die Rechnung der toten Scheherezade steckte ich nicht etwa ein, um einer schwachsinnigen Polizei die Arbeit zu erschweren, sondern weil ich es leider versäumt hatte, mir bei Lucia Chiesa und Vera Pisenti derartige *ricordi* anzueignen: Unbekümmert um das »Belastungsmaterial«, auf welches die Polizisten so scharf sind, bewahre ich Hertha Enziens Todesurteil noch heute auf, es wird mit mir nach Bolivien reisen; kein guter Preis, den *Quest’Ora* zu zahlen zweifellos willens wäre, könnte mich verleiten, mich von diesem Souvenir zu trennen.

Es bekümmerte mich wenig, daß ich im Flur des Hauses einer eimertragenden, besenbewaffneten Person begegnete; ihren Anruf quittierte ich mit einem hochmütigen Kopfnicken. Zwar verließ ich das Haus durch das Nebentor in der Via Sicilia, doch umfing mich sogleich der muntere Abend der Via Vittorio Veneto.

Meine göttliche Stadt, mein herrliches Rom! Es ging auf sieben, aber der Tag war lang. Man ahnte den Abend mehr, als man ihn erfuhr. Die Luft war geradezu sichtbar, ein dienender Page, der vor seinem Herrn einen Teppich von Samt ausbreitet. Die Glocken läuteten, wundersam übertönten sie den Lärm der Metropole, Stimmen vom Himmel, die in den flüchtigen Laut den Laut der Ewigkeit verkünden. Der Himmel war blaß wie der Marmor des Michelangelo, blaß, voll und mit den Aderchen der Schöpfung gezeichnet. Ein Lüftchen hatte sich erhoben, der Duft der Borghese-Gärten legte sich über den menschlichen Gestank, zarter Triumph der Natur über die brutale Unnatur. Der Windzug bewegte die Röcke der Mädchen, die sich auf dem Fahrdamm und vor den Cafes zu versammeln begannen, und ich betrachtete die jungen Geschöpfe mit befriedigtem Wohlgefallen, der Haß war entwichen, die Freiheit gewonnen, die Arbeit getan. Keine peitschenschwingende Belgierin verfolgte mich, kein nackter Amerikaner lauerte mit seiner Kamera, kein Lustknabe spreizte sich in frechem Wohlgefallen; nur einen Augenblick lang glaubte ich, mich nach dem jongliernden Globus der Hertha Enzian umsehen zu müssen, aber dann sagte ich mir, daß die Hure nie mehr am Cafe Doney vorbeiflaniieren, nie mehr vor der Wäscheleine mit den Büstenhaltern innehalten, nie mehr auf das Hupen der Straßenflöhe aufhorchen, nie mehr die Schaufenster der Schuhbanken betrachten würde – ich hätte ihr den Bären des *Colonnello* auf die Brust legen sollen, sie verdiente einen Orden und militärischen Salut. Ein schöner Geburtstag war es noch geworden, ein guter Geburtstag. Wie es sich für den Sohn an solchen Tagen geziemt,

gedachte ich meiner guten Mutter, und nichts berührte mich schmerzlicher als der Gedanke, daß ich der teuren Frau, die mich in Schmerzen geboren hatte, nicht sagen konnte: Die Rechnung ist beglichen, sei stolz auf deinen Sohn, *mamma*. Denn, ohne Eitelkeit will ich es sagen, stolz war ich auf mich selbst – stolz, weil ich in diesem Moment erkannte, daß ich, obwohl ich an mir gezweifelt, meine Pflicht doch erfüllt hatte. Ich hatte nicht mit Vorbedacht gehandelt, doch mein Instinkt hatte mich geführt, instinktiv hatte ich jene unter den jungen Geschöpfen gewählt, die sich über die Älteren, Männer und Frauen, erhoben, die alternde Männer mit Hohn überschüttet, die meine alte Lehrerin brotlos gemacht, die meine Männlichkeit, wie die meiner ganzen Generation, angezweifelt, die, schließlich, mit dem Wort *porco vecchio* ihr eigenes Todesurteil gesprochen hatte.

Ich stand vor dem Hotel Flora, nur wenige Häuser von der letzten Stätte meines Sieges entfernt, als die Sirenen ertönten und ein Polizeiwagen seinen Inhalt, uniformierte Affen, auf den Asphalt ausspie. Ich nahm Abschied von dem Mörder Au-relio Morelli, der sein Pensum erfüllt hatte und dem ein Lebensabend erfüllten Gewissens beschieden war. Wie endet doch das Märchen von der *Tausendundeinen Nacht*, an das ich in diesen Tagen so oft gedacht hatte? »Ruhm also sei Ihm, den der Wechsel der Zeit nicht angreift, und keine Änderung und kein Wandel tut Seiner Herrschaft Eintrag; das eine lenkt Ihn nicht ab vom ändern, und Er ist einzige in den Attributen der Vollkommenheit.» Ruhe sanft, Scheherezade!

Oskar Enzian

Gleich wie mir der Pospischil gesagt hat, daß die Italiener zahlen, bin ich nach Simmering hinausgefahren, auf den Zentralfriedhof. Ich habe mir überlegt, ob ich meine Eltern besuchen soll, dort liegen sie nämlich, zweiter Klasse. Geschneit hat es nicht mehr, es war ein Matsch, weil sie ja bei uns den Schnee nie richtig wegräumen. Aber beim Steuereinräumen sind sie ganz fleißig. Es war eine richtige Friedhofstimmung.

Ich habe mir schon aus der Tram die Grabsteine angeschaut, links stehen sie aufgereiht, zum Verkauf. Eigentlich sehen sie noch trauriger aus als auf den Friedhöfen, weil sie auf die Toten warten. Bei den Steinmetzen sieht es aus wie auf einer Endstation, wo jeder aussteigt. Viele Leute kaufen ihre Grabsteine im voraus, denn das ist sicherer. Aber unheimlich ist es, das schon. Aber wenn man für seine lieben Toten einen Grabstein kauft, ist es auch unheimlich. Wenn man einen Grabstein setzt, dann ist das so, wie wenn man einen Brief versiegeln täte. Trotzdem habe ich nur einen Gedanken gehabt, den Grabstein für meine Hertha. Gefallen hat mir keiner, so aus der Straßenbahn, denn es muß der schönste Stein sein in ganz Simmering. Aber die schönen Steine, besonders die wo aus schwarzem Marmor sind, passen nicht für ein junges Geschöpf, sondern eher für alte Leute, für Millionäre oder Minister. Ein rosa Stein wäre mir am liebsten gewesen, mit einem Bild drauf, aus Email. Ich werde mein Lieblingsbild nehmen, welches sie uns aus Capri geschickt hat. Aber ich werde natürlich nur den Kopf vergrößern lassen. Vielleicht könnte der Lechleitner sogar ein Gemälde machen, der malt nach Fotografien, naturgetreu, aber schöner. Daß mir der Stangl noch ein schönes Begräbnis für die Hertha ermöglichen täte, das hätte ich nicht gedacht, wie er da plötzlich vor mir gestanden ist. Ich habe gerade das Geschäft schließen wollen – früher hat das immer der Hans be-

sorgt. Die Franziska ist schon oben gewesen, in der Wohnung. Wenn er nicht gleich gesagt hätte, daß es wegen der Hertha ist, würde ich gar nicht mit ihm gesprochen haben. Der Stangl sieht aus wie ein Gammel, mit Koteletten wie eine bewachste Schweinskeule und mit Haaren zum Zöpfeflechten.

Ich habe auf die Grabsteine hinausgeschaut, der Schnee hat auf ihnen gelegen wie ein schmutziges Leichentuch. Den Stangl hat die Hertha geschickt, das ist mir in diesem Moment zum Bewußtsein gekommen.

Zuerst hat er nur von sich erzählt. Daß er Klavierspieler in einem Kaffeehaus ist, wo sich die einsamen Herzen treffen. Aber bald wird es zugesperrt, das Cafe, denn es gibt keine einsamen Herzen mehr. Und daß er auf Sänger lernen will; wahrscheinlich läßt er sich darum schon jetzt die Haare wachsen. Dann hat er erzählt, daß sie ein Liebespaar gewesen sind, er und die Hertha. Dabei hat er ein Bündel mit Briefen aus der Manteltasche gezogen. Die Schrift von der Hertha habe ich gleich erkannt, denn geschrieben hat sie ja fleißig, das schon. Eiskalt ist es mir geworden, von Kopf bis Fuß, direkt zu einem Gefrierfleisch bin ich geworden, weil ich geglaubt habe, daß er mich erpressen will, wie der Pospischil und der Doktor Habichl und die Frau Schwiegermama.

Ich habe ganz in die Ecke rücken müssen, in der Straßenbahn, weil sich eine alte Frau mit einem Kranz neben mich gesetzt hat. Den Kranz hat sie halb in meinen Schoß gelegt; die Leute denken nicht, daß einem das unangenehm sein kann, wenn einem so eine Schleife mit *Wir werden dich nie vergessen* um die Knie baumelt. Aber man soll nie vorzeitig urteilen, habe ich mir gedacht, denn auch über den Stangl habe ich zu früh den Stab gebrochen. »Es war eine große Liebe«, hat der Stangl gesagt. »Wie es schon längst aus war, hat sie mir noch immer geschrieben, sogar aus Rom. Der Beruf war für sie nicht geeignet, sie hätte in der Heimat bleiben sollen, die Hertha.« Er

hat sich ausgesprochen anerkennend über sie geäußert, wie einer, der mit dem Herzen dabei ist. Und gelogen hat er auch nicht, denn bevor sie nach Rom gefahren ist, hat sie ihm ihr Tagebuch anvertraut. »Ich werde kein Tagebuch mehr führen«, soll sie gesagt haben, »das habe ich hinter mir.« Aber aufzubewahren wollen hat sie ihre Jugenderinnerungen, und zu Hause hat sie sie nicht liegenlassen wollen, was ich einsehen kann, denn bis vor ein paar Jahren hat die Franziska sogar meine höchstpersönlichen Taschen durchstöbert. Erst seit ich es auf der Lunge habe, glaubt sie, daß ich keine süßen Geheimnisse habe. Womit sie sich aber schwer auf dem Holzweg befindet.

Ich habe mich ein bißchen geschämt, daß ich an so etwas gedacht habe, mit dem Kranz im Schoß, und weil vor meinen Augen die Steine auf einen Käufer gewartet haben beziehungsweise auf die Toten. Auf den Preis soll es mir überhaupt nicht ankommen. Am liebsten möchte ich der Hertha ein Mausoleum kaufen, eine Familiengruft, wofür mir mein gutes Geld aber, ehrlich gesagt, zu schade wäre, denn meine Familie ist für eine Gruft nicht geeignet. Außerdem ist es das Geld von der Hertha, das werde ich nie vergessen.

Mit anderen Worten: Der Stangl, Richard mit Vornamen, hat in der Zeitung gelesen, daß der Hertha ihr Leben verfilmt wird und daß die Herren Italiener ihre Lebensgeschichte bringen. Er hätte das Tagebuch und die Briefe direkt anbieten können, aber »Sie sind ein Mann mit Beziehungen, Herr Meister«, hat er hochachtungsvoll gesagt, »- wenn Sie die Briefe und das Tagebuch anbieten, schlagen die sicher ein.« *Fifty-fifty* hat er vorschlagen. Es hat zu rieseln begonnen, wie ich aus der Tram ausgestiegen bin. Wenn es so in die Schneehaufen hineintropft – weggefahrene haben sie den Schnee nicht, da wird der Steuerzahler eher steinalt und kleinwunzig –, sieht es aus wie Löcher von Revolverkugeln. Aber das Wetter war mir egal, obwohl ich es gleich auf der Lunge spüre. Ich bin in das Verwaltungsge-

bäude gegangen. Dort haben sie mich herumgeschupft, von einem Büro ins andere, wie auf dem Finanzamt. Neben meinen Eltern kann ich die Hertha nicht beisetzen lassen, denn die liegen zweitklassig. Sie sollen mir den schönsten Platz zeigen, habe ich gesagt, in der ersten Klasse. Der Beamte ist mit mir auf den Friedhof hinausgegangen. Wie ein Wiesel hat er ausgesehen, und zwischen den Gräbern ist er herumgeflichtzt; eine Achtung für die Toten hat er nicht gezeigt, er hat nur Obacht gegeben, daß seine Schuhe nicht naß werden. Solche Leute habe ich schon gefressen, weshalb es mir Wurst war, ob seine Schuhe naß werden, und um meine Lunge habe ich mich auch nicht gekümmert. Neben der Familiengruft der Familie Edler von Loebengraetz ist noch ein Platz frei gewesen, den habe ich mir genau angeschaut. Die Familiengruft der Edlen von Loebengraetz hat ein richtiges Tor, natürlich vermauert, denn die Toten brauchen keine Tür, und die Lebenden wollen da nicht hinunter. Aber rechts und links von dem Tor stehen zwei weinende Frauen, aus Stein, aber ganz naturgetreu. Sie verhüllen ihr Antlitz vor Trauer. Da habe ich die Idee bekommen, daß man eine weinende Frauengestalt auf das Grab von der Hertha stellen könnte, natürlich kleiner, denn es ist ja keine Familiengruft. Wegen dem Adel ist es nicht, daß das Grab kleiner sein wird, denn der Adel ist abgeschafft, und so edel wie die Loebengraetz war meine Hertha noch lange.

Wir haben neunundvierzigtausendneunhundertzweiundachtzig Schillinge bekommen; ich will keinen luckerten Heller davon behalten, höchstens, was nach den Begräbniskosten übrigbleibt. Ich würde das Geld nie genommen haben, wenn ich nicht gleich an die Bestattung der leiblichen Hülle meiner kleinen Hertha gedacht haben würde. Der Stangl ist ein ziemlich feinfühliger Mensch. Er hat gleich gesehen, daß ich die Briefe und das Tagebuch meiner unglücklichen Tochter nicht sehen will. Ich soll ihn nur mit den maßgebenden Herren zusammenbringen, hat er gesagt, denen würde er schon alles zei-

gen, was er von der Hertha hat. »Denn niemand kauft eine Katze im Sack«, hat er vernünftigerweise erklärt.

Ich bin gleich zum Pospischil gefahren. Seine Frau liegt im Spital, sie pfeift leider aus dem letzten Loch. Bald wird auch der Pospischil an einem Grab stehen. Ich habe dem Pospischil versprochen, nichts ohne ihn zu unternehmen. Ein Mann, ein Wort! Aber meine Bedenken habe ich ihm vorgetragen, denn die Briefe sind für den Stangl bestimmt gewesen, und die Tagebücher, sagt der Stangl, sind sexueller Natur. »Sei vernünftig, Oskar«, hat der Pospischil gesagt. »Es gibt noch berühmtere Persönlichkeiten wie die Hertha«, hat er gesagt, »und bevor sie noch kalt sind, kramt man ihre Briefe und Tagebücher aus.« Was ich als zutreffend bezeichnen muß. In der *Kronen-Zeitung* ist seinerzeit sogar der Briefwechsel vom Kaiser Franz Joseph mit der Kathi Schrott erschienen, dabei war Seine Majestät verheiratet, was ja bei der Hertha nicht der Fall gewesen ist. Dann hat der Pospischil seinen Plan entwickelt; dumm ist er nicht, das muß ihm der Feind lassen. Er wollte dem Stangl zwanzigtausend geben, als einmalige Abfindung. Von den Katzelmachern wollte er hunderttausend verlangen. Ich habe nicht gleich ja gesagt, denn die Briefe und das Tagebuch gehören doch eigentlich dem Stangl. »Das Tagebuch ist Familienbesitz«, hat mich der Pospischil beruhigt. »Du tust ja gerade so, als ob wir den Stangl betrügen würden«, hat er gesagt. »Bitte, dann ist ja jeder Zwischenhändler ein Betrüger.« Ich habe mir jedes Wort gemerkt, denn intellektuell ist er schon, der Pospischil. »Kaufst du deine ungarische Salami vielleicht für denselben Preis, für den du sie weiterverkaufst?« hat er gefragt. »Oder beteiligst du den ungarischen Staat percentuell? Du kaufst soundso viel Salami, das ist dein Risiko. Dafür verdienst du am Weiterverkauf. Sie können ja schließlich auch liegenbleiben, die Salami.« Er kann überzeugend sprechen, der Pospischil, das schon. Aber er hat doch nicht sofort meine Zustimmung erhalten.

Ich habe mich nach dem Preis vom Grab gar nicht gleich erkundigt. Vielleicht hat der Wieselmensch, der schuhluckerte, geglaubt, ich kann mir das Grab gar nicht leisten. Deshalb habe ich mir noch ein paar Plätze zeigen lassen, trotzdem ich für das Grab neben den Edlen von Loebengraetz entschlossen war. Erst wie ihm das Wasser in den Kragen gelaufen ist, habe ich erklärt, daß ich mit seinem Chef sprechen will. Denn wer zum Schmied gehen kann, der geht nicht zum Schmiedl, sage ich immer. Der Chef hat mich schon ganz anders empfangen, hochachtungsvoll. Ich habe gesagt, daß ich bereit bin, ein A-konto zu leisten. Wann denn das Begräbnis stattfinden soll, hat er gefragt. Da habe ich allerdings ausweichend geantwortet, denn das weiß ich selber nicht. Ich habe den italienischen Behörden einen Brief geschrieben, den stecken sie sich nicht ins Fenster. Erstens, daß sie die Leiche meiner verstorbenen Tochter ohne väterliche Einwilligung seziert haben, weshalb ich mir die entsprechenden Schritte ausdrücklich vorbehalte. Ich habe die Ausfolgung der Leiche gefordert, denn daß die Herren Italiener den Mörder noch jemals finden, das glauben sie ja selber nicht. Bei der Gelegenheit habe ich erwähnt, daß sie sowohl das der Familie zustehende Hab und Gut wie auch die aufgefundenen Geldbeträge postwendend zu übermitteln haben, widrigenfalls ich mich an das österreichische Konsulat wenden werde. Das war allerdings mehr als eine leere Drohung gedacht, denn mit den Behörden will ich nichts zu tun haben; das brauchen aber die Italiener nicht zu wissen. Auf das Geld kommt es mir sowieso nicht an, und auf die Fetzen ist auch nur die Mizzi scharf. Dagegen hat die Leiche nach Wien überführt zu werden, weil die Hertha nur in der heimatlichen Erde die letzte Ruhe finden kann. Ich habe nur mit meinem Namen gezeichnet, *Oskar Enzian, Vater von Hertha Enzian*, ohne Hochachtungsvoll. Der Chef hat die Anzahlung bestätigt, das heißt, er hat einen Zettel ausgestellt für die Kasse. Und da habe ich meinen Namen angeben müssen. Da hat er dummm geschaut.

»Sind Sie ein Verwandter von ...?« hat er gefragt; den Namen von der Hertha hat er nicht in den Mund genommen, als ob die Hertha jemanden ermordet hätte. Es ist nämlich angeblich eine Schande, ermordet zu werden. »Jawohl, ich bin der Vater von der Hertha Enzian«, habe ich gesagt, und dabei habe ich ihm in die Augen geschaut, daß es seine Brillengläser beschlagen hat. »Schrecklich, schrecklich«, hat er gesagt. Denn das sagt jeder, der nichts zu sagen hat. Vor dem Verwaltungsgebäude bin ich stehengeblieben und habe hinweggeblickt über den Friedhof, aber ich habe keinen Grabstein gesehen, welcher es mit dem Grabstein von meiner Hertha aufnehmen kann, trotzdem es lauter erstklassige Gräber waren. Und wie ich so dagestanden bin, allein, im Regen, da habe ich gewußt, daß mein Kind auf mich herabblickt, und gelächelt hat die Hertha, mit ihren himmelblauen Augen. Deine Mutter weiß nichts von dem Geld, habe ich der Hertha gesagt, und von dem Brief weiß sie auch nichts, und daß ich eine weinende Frau bestelle, geht sie gar nichts an. Der Platz ist groß genug, habe ich der Hertha gesagt, vielleicht bleibt da auch noch ein Stück Erde für deinen Vater. Und daß der Hans zu deinem Begräbnis kommt, dafür werde ich sorgen, auch wenn er ein Bolschewist ist, ein scheißelenderiger. Damit du aber nicht glaubst, daß ich mich bereichern will, habe ich gesagt, gehe ich jetzt gleich und bestelle den Grabstein.

Am liebsten würde ich die ganzen neunundvierzigtausend-neunhundertzweiundachtzig Schillinge für mein Kind ausgegeben haben. Der Stangl hat fünfundzwanzigtausend verlangt; mir soll es recht sein, er kann sich als Sänger ausbilden lassen. Die Italiener haben neunzigtausend gezahlt. Bleiben fünfundsechzigtausend. Natürlich mußte der Pospischil wieder ein Geschäft machen, zwanzig Prozent, trotzdem das nicht unseren Vereinbarungen entspricht. Minus dreizehntausend, bleiben zweiundfünfzigtausend. Spesen hat er auch verrechnet, wegen den Gesprächen mit Rom und den Fotokopien. Von den Brie-

fen und dem Tagebuch hat man Fotokopien anfertigen müssen, jede Seite kostet einen Schilling.

Der erste Grabsteinverkäufer gegenüber vom Haupttor hat nur fertige Steine gehabt. Die einen sind zu groß gewesen, die anderen zu klein, nach nichts haben die ausgeschaut. Die individuelle Note, sage ich immer, auch im Geschäft. Aber der Steinmetz gleich nebenan hat mich verstanden. Wir haben uns auf eine kleine Pyramide geeinigt, mit einer weinenden Frau, aber die muß er erst anfertigen lassen. Natürlich ein vermaueretes Tor, darauf nur *Hertha Enzian*, 1944-1967, und ein schlichtes Kreuz. Auf das Bild muß ich leider verzichten.

Der Grabstein wird ungefähr sechstausendfünfhundert Schillinge kosten, denn genau konnte er das nicht sagen. Der Platz und das Begräbnis erster Klasse mindestens weitere sechstausend. Es verbleiben rund siebenunddreißig-tausend Schillinge. Die stecke ich in den Fleischerladen, das heißt in den Anbau. Wenn ich einen Fleischerladen habe, kommt der Hans tod sicher zurück, das war schon sein Kindheitstraum, ein Fleischerladen, und meinen Sohn will ich auf keinen Fall verlieren, auch wenn er ein Bolschewist ist, ein beschissener. Es ist in der Hertha ihrem Sinne, daß die Familie zusammenbleibt.

Auf der Rückfahrt war die Straßenbahn fast leer, wie wenn sie alle draußen geblieben wären bei ihren lieben Toten. Früher habe ich immer geglaubt, daß die reichen Leute nur so tun, wie wenn sie Sorgen hätten. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt, denn je höher man auf der Leiter der höheren Gesellschaft emporsteigt, desto schwindlicher wird es einem. Mit den Einnahmen steigen auch die Ausgaben, das ist ein Naturgesetz. Der Stangl ist ein Glücksfall, denn mit Ausgaben wie der Doktor Habichl und der Pospischil habe ich nicht gerechnet. Und die Frau Schwiegermama kommt natürlich nicht ins Altersheim. Wenigstens die neunundvierzigtausendneunhundertzweiundachtzig bekomme ich ohne Steuerabzug, das hat der

Pospischil gerichtet. Der Stangl hat sein Geld unter dem Tisch genommen, und die Helden in Rom verrechnen das Honorar auf Spesen. Wegen der Steuer habe ich keine Bedenken, denn der Staat ist ein Großbetrüger, man sieht es ja, nicht einmal der Schnee wird weggeräumt.

Aber Sorgen habe ich trotzdem, wegen dem Tagebuch. Der Stangl hat gesagt, daß mindestens drei Direktoren namentlich darin vorkommen. Beim Pospischil kann man nie wissen, was der im Schilde führt, trotzdem er mir gesagt hat: »Du kannst ganz beruhigt sein, Oskar, du kennst ja meine moralischen Grundsätze.« Denn er kann es nicht lassen, er muß geschwollen daherreden. »Es gibt zwei Sachen, die heilig sind«, hat er gesagt, »Steuerhinterziehung und Geschlechtsleben. Wer einem anderen wegen den Steuern oder dem Fremdgehen Schwierigkeiten bereitet, ist selbst ein Schwein.«

Das schon. Nur wenn sich in den Tagebüchern sexuelle Anspielungen befinden, wird man es mir doch in die Schuhe schieben, weil ich sie zu der Veröffentlichung freigegeben habe. Um den Pospischil und den Doktor Habichl und den Stangl kümmert sich niemand, die kassieren nur.

Der Neid ist ein schlechter Berater, sage ich immer. Je mehr man mich beneidet, desto mehr schnüffelt man in meinem Privatleben herum. Ich möchte den ganzen Dreck hinter mir haben. Aber die Hertha muß ja schließlich gewußt haben, was sie getan hat, wie sie den Stangl zu mir geschickt hat. Denn daß die Toten über uns wachen, das ist meine feste Überzeugung.

Der Franziska habe ich gesagt, daß ich auf dem Finanzamt gewesen bin, weil das die beste Entschuldigung darstellt. Sie würde mich für verrückt halten, daß ich einen Grabstein bestelle, wo mich die Herren Italiener überhaupt keiner Antwort würdigen. Aber Fremdarbeiter schicken sie uns, das schon. Trotzdem ich ganz schön gehustet habe, wegen dem Sauwetter, direkt wie ein Tuberer, ist mir die Arbeit leicht von der Hand

gegangen. Du wirst eine schöne Leiche haben, mein Kind, habe ich mir gesagt. Ich werde stolz erhobenen Hauptes hinter dem Sarg einherschreiten, und dann können die Leute reden, was sie wollen. Es geht niemanden nichts an. Denn es ist eine Angelegenheit zwischen mir und meinem Kind.

Francesco Vanetti

Am Abend setze ich mich in meinen Wagen, es ist spät, ich bin der letzte in der Redaktion, nur die Druckerei ist erleuchtet, ich rase über die Autobahn, die Autobahn ist naß, bei Orte verlasse ich die Autobahn, ich fahre in der Richtung von Amelia, zwölf Kilometer, dann sehe ich das Schloß; das Schloß liegt auf einem Hügel, die Fenster sind erleuchtet. Ich biege in den Park ein. Giulietta erwartet mich, ich weiß, daß Giulietta mich erwartet. Ihr Vater ist in Rom, es ist gleichgültig, ob ihr Vater in Rom ist, ihr Vater ist Ferrari, Enrico Ferrari, sie nennen ihn den »roten Ferrari«, er ist der rote Ferrari. Sie hat ihn ins Verlagshaus begleitet, er hat mich vorgestellt. »Seit sein Vater krank ist, trägt Francesco die ganze Verantwortung«, hat er gesagt, sie hat genickt, ich habe genickt, wir waren verliebt, wir sind verliebt, ich trage die ganze Verantwortung. Giuliettas Mutter ist gestorben, als Giulietta zwei Jahre alt war, niemand hat sie erzogen, sie hat sich selbst erzogen, ihr Vater ist ihr Freund, er hat sie nicht erzogen. Sie ist zwei Jahre älter als ich, sie ist älter als ihr Vater, sie hat ihn erzogen. Sie trägt die Haare nach rückwärts gekämmt, glatt, in der Mitte gescheitelt, sie sieht aus wie eine Madonna, nicht wie die Unschuldsmadonnen von Raffael, die der Heilige Geist überrascht hat, Raffael war ein Madonnen-Casanova, wie die gotischen Madonnen sieht sie aus, nichts kann sie überraschen. Ferrari wäre nie der große Ferrari geworden ohne sie, sagt man, vielleicht ist es übertrieben, sie ist die Macht hinter dem Thron, sagt man, vielleicht ist es nicht übertrieben.

Ferrari stört mich nicht, er ist mein Freund, mein Vater, ich habe nie einen Freund gehabt, ich habe nie einen Vater gehabt. Das Gastzimmer liegt neben dem Zimmer von Giulietta, wir sprechen bis Mitternacht, wenn Ferrari anwesend ist, sprechen wir bis zwei, ich gehe in Giuliettas Zimmer, Giulietta kommt

ins Gastzimmer, sie trägt ein durchsichtiges Nachthemd, jede Nacht trägt sie ein anderes durchsichtiges Nachthemd. Das Bett im Gastzimmer ist schmal. Renaissance, das Bett in Giuliettas Zimmer ist breit, Barock, eine venezianische Gondel, wir gondeln in der Gondel. Wenn ihr Vater die Nacht auf dem Schloß verbringt, fährt sie mit ihm am Morgen nach Rom, sie fahren im Rolls, ich fahre dem Rolls vor, der Chauffeur fährt langsam, dann lasse ich den Rolls vorfahren, absichtlich, ich winke, sie winkt, sie weiß nicht, daß sie im Rolls sitzt, sie sitzt in einer Gondel, sie gondelt im Rolls, ich bin Marco Polo, sie ist Prinzessin Cokatschin, ich nenne sie Prinzessin Cokatschin.

Ich werde sie heiraten, davon weiß sie nichts, die Ehe ist ein bürgerlicher Grundsatz, Grund-Satz, Satz auf dem Grund wie Kaffeesatz, übriggeblieben, zum Wegschütten. Ich werde Giulietta heiraten, ich werde es niemand sagen, ich werde es meinem Vater verheimlichen, wir leben in wilder Ehe. Ehen sind mild, wir werden fünf Kinder haben, drei Jungen, zwei Mädchen, uneheliche Kinder, geheimeheliche Kinder, wir werden sie nicht erziehen, wir werden sie ernähren, aber nicht erziehen. Mütter haben Geburtswehen, die Kinder sollten Geburtswehen haben, sie sollten sich selbst gebären, unter Geburtswehen. Giulietta wollte einen Schauspieler heiraten, sie hat ihn nicht geheiratet, weil er in die Provinz gegangen ist, er hat sich mit einem Provinz-Hamlet begnügt, *Stagione-estiva-Hamlet*, ein Abgeordneter wollte sie heiraten, sie hat ihn nicht geheiratet, er wurde bei den letzten Wahlen geschlagen. »Es war ein Fehler«, sagt sie, »er hat sich nur um mich gekümmert, ich kann keinen Mann brauchen, der sich nur um mich kümmert.«

Ferrari und ich sprechen nicht von der Ehe, ich werde nicht um Giuliettas Hand anhalten, Ferrari würde mich auslachen, wir brauchen seine Einwilligung nicht, wir lieben uns in der Gondel, Marco Polo und Prinzessin Cokatschin. Wir sprechen über *Positivismo*, wir sind uns einig über *Positivismo*, Ferrari

wird *Positivismo* kaufen, mein Vater wird *Positivismo* verkaufen, *Positivismo* ist ein Verlustgeschäft. Wir werden *Positivismo* in ein Nachrichtenmagazin verwandeln, mehr Meinung als Nachricht, Nachrichten sind Lügen, sie sind manipuliert, wir werden gegen das Establishment kämpfen, unsere Meinung. »Man nennt mich den roten Ferrari«, sagt Ferrari, »aber alle Farben sind Farben des Establishments, die Rebellion ist nur eine Minirevolution, wir können keine kniefreie Revolution brauchen, wir brauchen eine nackte Revolution, die klassenlose Gesellschaft ist Humbug, wir brauchen die gesellschaftslose Gesellschaft.« Wir werden das Format von *Positivismo* ändern, Tabloid, buntes Titelblatt, aber nicht wie *Time*, *Time* ist reaktionär, wir machen eine revolutionäre *Time*, ohne Nachrichten. Mein Vater behält den Druckauftrag, wir lassen ihn verdienen am Druckauftrag, es kommt ihm nur darauf an, zu verdienen; er muß sich verpflichten, *Positivismo* zu vertreiben, das ist Bedingung, vertraglich, der Buchverlag von Ferrari hat keinen Zeitungsvertrieb, wenn man die Zeitung nicht verkauft, hat es keinen Sinn, ohne Vertrieb dient man nicht der Revolution, wir brauchen den Zeitungsvertrieb. Alle jungen Autoren Italiens arbeiten für Ferrari, alle jungen Autoren Italiens werden für *Positivismo* arbeiten, zwanzig Seiten Literatur, sage ich, fünfzehn, sagt Ferrari, wenn wir genug Inserate bekommen, eventuell zwanzig; wir werden genug Inserate bekommen, zwanzig. Ferrari versteht mich. »Früher haben die Dichter die Revolution besungen«, sagt er, »jetzt machen Dichter die Revolution, der literarische Teil ist der wichtigste, die Französische Revolution heißt jetzt Literarische Revolution, es genügt, wenn fünf Prozent der Leser den literarischen Teil lesen, die Masse liest nicht, die Masse frißt nur.« Die Dichter dichten die Revolution, Poesie statt Parolen, Brüder statt Blut, Freunde statt Farben, Blumen statt Brot, *Positivismo* ersetzt die Barrikaden. »Wir werden nicht alle Ihre Bücher loben«, sage ich zu Ferrari. »Francesco muß unabhängig bleiben«, sagt Giulietta; wenn ich

unabhängig bleibe, wird sie mich heiraten, ich bin kein Sommertheater-Hamlet, ich gewinne die Wahlen. »Im Gegenteil«, sagt Ferrari, »Sie brauchen meine Bücher gar nicht zu besprechen, meine Autoren werden andere Bücher besprechen, das ist wichtiger«, vielleicht sollte man gar keine Bücher besprechen, man sollte die Autoren besprechen, Autoren werden nicht durch ihre Bücher berühmt, sondern durch Autoren, das ist wichtiger.

»Du bist großartig«, sagt Giulietta, sie ist stolz auf mich, auf mein Gespräch mit Ferrari, sie liegt auf meiner nackten Brust, ich soll eine Beteiligung verlangen, sagt sie, »mein Vater macht genug Geld«. Sie will mich doch heiraten. Sie liebt ihren Vater, man muß Ferrari lieben; er macht Geld, aber Geld ist ihm gleichgültig, er trägt nie eine Krawatte, er fährt im offenen Hemd im Rolls, er kauft gotische Madonnen, in der gesellschaftslosen Gesellschaft kommen die Madonnen ins Museum, der Rolls kommt ins Museum, die Schlösser werden Museen. »Ich bin ein verwöhntes Kind«, sagt Giulietta, ihr Vater wird sie nicht dem Museum schenken, sagt sie. Viele Verleger denken wie Ferrari, sagt sie, sie denken nur, erfolglos, es genügt nicht zu denken, es gibt nur einen Ferrari. »Mein Vater ist schizophren«, sagt sie, ich bin nicht sicher, daß ich sie verstehe, sie liebt ihren Vater, weil er schizophren ist, im Frühjahr und Herbst läßt sie ihre Kleider in Paris anfertigen, in Rom kauft sie bei Mila Schön und Valentine, *alta moda*, sagt sie, ihr Vater ist auch *alt a moda*, er ist schizophren, ich soll nicht alles tun, was er sagt, ich bin nicht sicher, daß ich sie verstehre. Ich bin nicht einer von den Chefredakteuren, die ihren Verlegern dienen, sage ich am nächsten Abend zu Ferrari, es gibt zu viel Chefredakteure, die nicht schreiben, Rotationskulissen, Verlegerlakaien, *His Master's voice*. »Jede Woche ein Leitartikel«, sagt Ferrari. Er hat eine Idee, er ist voll von Ideen, nicht wie mein Vater, der die Memoiren eines Frauenmörders kauft, Ferraris Ideen sind Politik. Ferrari ist unabhängig, er hat einen Roman

veröffentlicht, der aus der Sowjetunion geschmuggelt wurde, die ganze Welt hat den Roman nachgedruckt, vierzehn Millionen Auflage, einundzwanzig Sprachen, die Sowjetunion war wütend, Ferrari war es egal, er veröffentlicht russische Autoren, der Sowjetunion ist es egal. Ferrari hat eine Idee, ich soll meine Memoiren schreiben, sagt er. »Wenn man alt ist, soll man keine Memoiren schreiben«, sagt Ferrari, »wen interessiert es schon, woran sich vergeßliche alte Männer erinnern«, ich werde meine Erinnerungen an die Demonstrationen schreiben, ich habe keine Erfahrungen, ich habe nichts vergessen. Die Erinnerungen der alten Männer sind süß, auch die bitteren, die Erinnerungen der alten Männer sind ein Schlaraffenland, in den Erinnerungen der alten Männer fließt Milch und Honig, Erinnerungen sind Geburtstagskuchen, Geburtstagskuchen mit geronnener Sahne und abgebrannten Kerzen. Ich werde mich nur daran erinnern, woran sich jeder erinnert. *Ich protestiere* wäre ein guter Titel, sagt Ferrari, ich sage nein, ich lasse mir nichts von meinem Schwiegervater vorschreiben. »Du hast recht«, sagt Giulietta in der Gondel, »der Titel ist abschreckend, du kannst auf das große Publikum nicht verzichten«, ihr Vater ist ein Träumer, sagt sie, aber er kann den Mißerfolg nicht leiden, schizophrene Mißerfolgsallergie; wenn sich seine Träume nicht verwirklichen, beschuldigt er seine Berater; es gibt keine wirklichen Träume, das ist schizophren, der Stab wird entlassen. *Positivismo* muß ein Erfolg werden, jeder kann Wahlen verlieren, jeder kann Hamlet auf Reisen spielen. Ich werde die Memoiren schreiben, ich muß nicht alles tun, was Giulietta sagt, jeder Mann würde tun, was sie sagt; Ferrari wird die Memoiren als Buch herausgeben, einundzwanzig Sprachen, wir werden sie nicht besprechen, es wäre korrupt, das Buch des Chefredakteurs zu besprechen, was man in *Positivismo* abdrückt, braucht man nicht zu besprechen.

Sofia werde ich in meinem Buch nicht erwähnen, ich werde keine Namen nennen, der Mensch ist anonym, der leidende

Mensch ist anonym, er ist nur ein Mensch, wenn er leidet und anonym ist, ich werde Sofia nicht erwähnen. »Mein Vater ist Arbeiter« ist genauso altmodisch wie »Mein Vater ist Millionär«, die Väter sind sich einig, Ferrari ist eine Ausnahme, er ist sechsundvierzig, aber er ist eine Ausnahme. Es fällt mir schwer, Ferrari zu widersprechen, manchmal widerspreche ich ihm nur, weil mich Giulietta ansieht, »Du brauchst keinen Vater«, sagt sie, »ich habe einen Vater, das genügt«. Sofia ist eine Heuchlerin, sie ist eine Jungfrau, sie steigt auf die Barrikaden, aber sie wartet auf die Hochzeitsnacht, was verliert man schon, wenn man die Jungfernchaft verliert; wenn ich sie geheiratet hätte, hätte sie keine Steine geworfen, sie wirft Steine und ist eine Jungfrau. Wodurch unterscheidet sich diese Nacht ...? – durch nichts unterscheidet sich diese Nacht, Giulietta und ich lieben uns die ganze Nacht, manchmal stehen wir mitten in der Nacht auf und gehen ins andere Bett, wir schlafen ein in Barock, wir wachen auf in Renaissance; vielleicht hat Giulietta mehr Erfahrung als ich, ich lasse mir nichts anmerken, ich bleibe unabhängig. Wir werden reisen, wir sprechen von der Reise, von einer Hochzeitsreise sprechen wir nicht, Hochzeitsreisen sind kalter Kaffeesatz, wir werden nach Iran fahren, Marco Polo hat die Prinzessin Cokatschin nach Persien begleitet, der Khan hat es ihm erlaubt, wir brauchen nicht die Erlaubnis des Khans, ich sage Ferrari, daß er mich an *Positivismo* beteiligen muß, der Chefredakteur muß unabhängig sein, Ferrari wird *Positivismo* kaufen und mich beteiligen.

Wir sprechen von *Quest’Ora*, Ferrari, Giulietta und ich sprechen von *Quest’Ora*, wir sitzen am Kamin, das Feuer im Kamin verlöscht langsam, die gotischen Madonnen werfen lange Schatten, sie werden so lang und dürr wie die großen Gestalten oder die unsichtbaren Gegenstände von Giacometti, die Madonnen sind sechshundert Jahre alt, die Schatten sind neu, Madonnen von Giacometti. Ich kann ihnen nicht verraten, warum ich den Safeschlüssel zu mir genommen habe, warum ich

Quest’Ora übernommen habe, ich kann ihnen nicht verraten, daß ich auf die letzte Folge von Morelli warte, auf die erste, daß ich erst atmen werde, wenn die Weihnachtsnummer in Druck ist, das Titelblatt wird schon gedruckt, ich werde erst atmen, wenn wir Morelli anzeigen, wenn Morelli verhaftet wird, wenn man uns glaubt, daß wir nichts gewußt haben. Ferrari wettert gegen *Quest’Ora*, er trägt ein Polohemd, er geht auf und ab, er wettert gegen *Quest’Ora*. »Ihr Vater hat zu viele Zeitungen«, sagt er, Monopolkapitalismus, man muß ihm seine Zeitungen wegnehmen, zuerst *Positivismo*, dann *Quest’Ora*, Monopolkapitalismus ist Manipulierkapitalismus, auch die Frauenzeitschrift muß man ihm wegnehmen und *Mickey Mouse*, »Sie wissen nicht, was Mickey Mouse angerichtet hat«, sagt Ferrari. Mit einem Buchverlag kann man die öffentliche Meinung nicht beeinflussen, man muß einen Zeitungsverlag gründen. Ich versuche mich zu entschuldigen, Lenin, sage ich, ließ sich vom deutschen Kaiser nach Petrograd bringen, *Quest’Ora* ist der Zug, der nach Petrograd fährt, ich hatte meine Gründe, die Verantwortung zu übernehmen. »Sie machen die Zeitung ausgezeichnet«, sagt Ferrari, es ist überraschend, aber er sagt es nicht anerkennend; wenn die Auflage steigt, wird mein Vater einen höheren Preis verlangen, warum soll er *Positivismo* verkaufen, wenn *Quest’Ora* steigt, er setzt die Verluste von *Positivismo* von der Steuer ab, wie ich mir das vorstelle, daß mein Vater eine erfolgreiche Zeitung verkauft, fragt Ferrari. Ich sage nichts, ich kann nichts verraten, sag etwas, sagen die Augen von Giulietta; sie hat Kopfweh, sagt sie, als ich hinaufgehe, schlafst sie, ich schlafe nicht, ich denke an den Schauspieler und den Abgeordneten. Ich gehe zu unserem Verlagsdirektor, ich erhöhe mein Gehalt. »Sie zahlen mir so viel, wie Beroglio bekommt«, sage ich. »Ich muß Signor Vanetti fragen«, sagt er. »Sie brauchen ihn nicht zu fragen«, sage ich, ich bin nicht verrückt, für das Gehalt eines Fotoreporters zu arbeiten. »So viel wie Beroglio«, sage ich, ich arbeite dreimal soviel wie Be-

roglio, ich schlage die Tür zu. Ich suche eine Wohnung, ich werde Giulietta nicht aus der väterlichen Wohnung heiraten, mein Vater kommt nach Hause, aus dem Spital, ich kann Prinzessin Cokatschin nicht bei uns einführen, das Haus ist voll von falschen Bildern und falschen Möbeln und falschen Antiquitäten, zwölf Zimmer, ein Spießerheim mit zwölf Zimmern, Spannteppichglorie; Ferrari lächelt über Spießer und falsche Antiquitäten. Meine Mutter will nichts davon wissen, daß ich das Kinderzimmer verlasse, A-a-a, der Winter ist schon da, meine Mutter jammert, Papa darf es nicht erfahren, jammert sie. Als ich klein war, hat man mich gefragt: »Wen hast du lieber, Papa oder Mama?« – »Ich habe beide gleich lieb«, habe ich gelogen, wenn man seinen Vater haßt, hat man einen Ödipuskomplex, ich habe keinen Ödipuskomplex, Eltern sind Eltern, man nennt sie Eltern, weil man sie nicht unterscheiden kann, ich kann meine Mutter von meinem Vater nicht unterscheiden, sie jammert, ich nehme eine Wohnung, ich zerreiße die Nabelschnur.

Giulietta ist in Rom, in der Stadtwohnung, sechs Zimmer, echte Antiquitäten. Ich hole sie ab, wir fahren nach Trastevere, es regnet, ich parke vor Santa Maria in Trastevere, ein halbes Dutzend *Hippies* tanzen um den Wagen herum, ich spanne den Regenschirm auf, man müßte etwas erfinden, das nicht so lächerlich ist wie ein Regenschirm, lächerlich, gegenrevolutionär, wir laufen zu Sabatino hinüber. »Ich möchte sehen, wie du ohne Bart aussiehst«, sagt Giulietta, wahrscheinlich wegen der *Hippies*. »Ich behalte meinen Bart«, sage ich, sie wird keinen Mann heiraten, der sich ihrethalben rasieren läßt. Ich habe Elena gesagt, sie soll einen Tisch bestellen, den besten Tisch im besten Zimmer. »Signor Vanetti?« fragt der Kellner, wahrscheinlich hat er meinen Vater erwartet mit seiner Geliebten. »Ja, Vanetti«, sage ich, wir bekommen den besten Tisch im besten Zimmer, an der Wand. Giulietta hat unter dem Pelzmantel ein einfaches Kostüm an, Yves Saint-Laurent, sagt sie, ich

frage sie nach ihrem Parfüm, Yves Saint-Laurent, sagt sie, es paßt zu ihrem Kostüm, für Pelze gibt es kein gutes Parfüm, sagt sie, am besten verwendet man Badeöl. Ich bestelle Hummer, Hummer wird nach Gewicht berechnet, ich bestelle Weißwein, ich trinke zuviel, ich spreche zuviel, der Alkohol steigt mir zu Kopf, ich habe immer nur Coca-Cola getrunken, ich habe LSD geschluckt, Coca-Cola schmeckt nach Mottenpulver, LSD schmeckt nach Salz, ich trinke Wein, ich spreche zuviel.

Ich spreche zuviel, weil Giulietta zuwenig spricht; Giulietta hat mein Schweigen mißverstanden, als ihr Vater gegen *Quest'Ora* wetterte. »Wir haben von der neuen Nummer zwanzigtausend mehr verkauft als von der vorigen«, sage ich. »Na also«, sagt Giulietta. Ich bin gereizt, was heißt »na also«, was soll das heißen, frage ich. »Warum hast du das meinem Vater nicht gesagt?« fragt sie. Das würde ihrem Vater so passen, sagt sie, wenn *Quest'Ora* Auflage verlöre, das würde meinem Vater so passen, wenn ich *Quest'Ora* herunterwirtschaftete. »Mein Vater hat mich verwöhnt«, sagt sie, »mein Mann muß mich verwöhnen, sonst ist er kein Mann.« Es wäre mir lieber gewesen, wenn sie gewartet hätte, bis ich sie frage, ob sie mich heiraten will; sie sagt es, als hätte ich keine Wahl. Es ist gleichgültig, ich bestelle Champagner, wir sprechen nicht mehr von Zeitungen, wir sprechen nicht mehr von Ferrari, wir sprechen nicht von meinem Vater, ich bin Marco Polo, sie ist Prinzessin Cokatschin. Ich werde Weihnachten auf dem Schloß verbringen. Giulietta gibt eine Party, sie muß eine Party geben, ihr Vater will eine Party geben, aber er will nichts davon wissen, daß Weihnachten ein christliches Fest ist, Konsumchristkind, Weihnachten hat mehr Unheil gestiftet als *Mickey Mouse*. Wir gehen durch den Regen, wir küssen uns im Regen, wir küssen uns im Wagen, ich fahre sie nach Hause, am Tor verabschiedet sie sich, sie sagt, ihr Vater ist zu Hause, ich verstehe nicht, was das damit zu tun hat, daß ihr Vater zu Hause ist, ich bin ent-

täuscht. Um neun Uhr ist Redaktionskonferenz, bei meinem Vater war es immer um zehn, am Mittwoch wurde es noch später, er war Dienstag bei der Sacchi.

»Wir bringen das Capri-Bild von der Enzian als Titelblatt«, sage ich; Bossi wird bleich, die anderen protestieren, sie schreien durcheinander, jeder hat eine Meinung, alle haben die gleiche Meinung, keiner ist meiner Meinung, bei meinem Vater hatten sie auch die gleiche Meinung, seine Meinung.

»Wieso jetzt schon die Enzian«, sagt Belotti, »wir beginnen doch in der Weihnachtsnummer mit der *Enzian-Story*«, alle sind ohnedies wütend, weil sie das Manuskript nicht gesehen haben, »wir können die Enzian doch nicht abschießen«. Die Gottardi sagt: »Schon wieder ein nacktes Mädchen, ich denke, wir machen eine Illustrierte mit Niveau; wir haben ein großartiges Bild von einem amerikanischen Flieger, der in Vietnam abgeschossen wurde, er sieht aus wie ein Kindsmörder im Sing-Sing-Pyjama«; was geht das die Gottardi an, sie soll sich um ihre Mode kümmern. »Die Enzian paßt nicht in die Weihnachtsstimmung«, sagt Castellani, er ist Spezialist für Kirche und Tiergeschichten, am liebsten hätte er nur Heilige und Pudel auf dem Titelblatt; Giudicelli schlägt die Loren vor, ganz originell; Rusconi fragt, was mir eigentlich einfällt, es ist Dezember, sagt er, »Bikini im Dezember, wenn die Leute die Enzian im Bikini sehen, bekommen sie Halsentzündung«.

Ich denke an Prinzessin Cokatschin, ich lasse sie reden, sie reden nur noch miteinander, ich bin gar nicht anwesend, Francesco Vanetti ist nicht anwesend, der SOHN ist nicht anwesend, ich klappe die Konferenzmappe langsam zu. »Auf dem Titelblatt ist das Capri-Bild von der Enzian«, sage ich.

Ich stehe auf, ich gehe in mein Zimmer, ich setze mich an den Schreibtisch, ich lasse Bossi rufen, Bossi krümmt sich vor Lachen, die sitzen immer noch am Konferenztisch, sagt er, die Gottardi wird kündigen, die Gottardi wird ihre Kündigung zu-

rücknehmen.

»Wir müssen das Titelblatt begründen«, sage ich, »schreib einen kurzen Artikel: *Schläft die Polizei?*« »Das Titelblatt ist O. K.«, sagt Bossi, »aber warum müssen wir die Polizei provozieren?«

»Damit man sieht, daß wir nichts zu verbergen haben«, sage ich. »Wir müssen die Enzian wieder aufwirbeln, natürlich erwähnen wir nicht, daß wir die *Enzian-Story* bringen.«

Bossi lacht noch immer, die Redaktionskonferenz, komisch. Bossi ist überrascht, das hat er nicht erwartet, daß ich auf den Tisch schlage, ich habe nicht auf den Tisch geschlagen, ich habe nur gesagt: »Auf dem Titelblatt ist das Capri-Bild von der Enzian.« Ich werde für die Demokratie kämpfen, ohne Leser keine Demokratie, ohne Demokratie keine Leser, Ferrari leidet an Mißerfolgsallergie, Bossi versteht das nicht, man kann nicht mit demokratischen Mitteln für die Demokratie kämpfen, wo hin wäre Lenin gekommen, wenn er mit demokratischen Mitteln gekämpft hätte, in einer Redaktion kann es keine Demokratie geben, wo käme man hin, wenn in einem Orchester jeder spielte, was ihm gerade einfällt, der eine würde *Lohengrin* spielen, der andere *Santa Lucia*, ohne Dirigenten kein Orchester. Ich lasse Sartori kommen, bei der Konferenz hat er nichts gesagt, er ist ein schweigsamer Mensch, er spricht in Bildern.

»Wir bringen nur ein Brustbild«, sage ich, »ihre Beine sind nicht besonders.«

»Es ist eine Amateur-Aufnahme«, sagt Sartori. »Es wirkt um so echter«, sage ich.

»Auf dem nächsten Titelblatt haben wir die *Madonna mit dem Vögelchen*«, sagt Sartori. »Ich weiß«, sage ich. »So ist das Leben.« Sartori geht, die Enzian unter dem Arm, Bossi sagt: »Du bist in die Fußstapfen deines Vaters getreten.« Ich widerspreche ihm nicht, es hat keinen Sinn, Bossi würde es nicht verstehen, Fußstapfen, was sind Fußstapfen, es ist ein blödsin-

niges Bild, wenn man in die Fußstapfen eines anderen tritt, zerstört man die Fußstapfen des anderen, ich trete in die Fußstapfen meines Vaters, ich zerstöre die Fußstapfen meines Vaters.

Ich fahre nicht zu Giulietta, ich bin um Mitternacht noch in der Redaktion, ich bin der letzte in der Redaktion, ich lese Bossis Morelli-Manuskript, Bossi hat nie etwas Besseres geschrieben, Bossi ist ein dummes Genie. Nur Elena rumort noch im Vorzimmer, wahrscheinlich erwartet sie, daß ich sie nach Hause bringe, ich bin der einzige in der Redaktion, der nie mit ihr geschlafen hat, ich werde der einzige bleiben, der nicht mit Elena geschlafen hat. Ich lasse mich mit Giulietta verbinden, Elena setzt ein mitleidiges Gesicht auf: Der Arme schläft mit einer anderen. »Sie können nach Hause gehen«, sage ich. Ich habe Giulietta von meinem Gedichtband erzählt, genug Gedichte für einen schmalen Band, Ferrari wird die Gedichte veröffentlichen. »Habe ich dich nie zu einem Gedicht inspiriert?« hat Giulietta gefragt, ich fühle mich inspiriert, ich schreibe.

Als ich durch dich das Dasein kennenlernte, Stand, was ich dachte, trauernd vor dem Tor, Ich fragte mich: Was fühlte ich zuvor? Und unter meiner Hand verdorrte frühe Ernte.

Als ich durch dich vom Heute mich entfernte Und alles, was ich war, im Augenblick verlor, Als ich die Schande unsres Glücks erkör, Da wurde Leid das leichtsinnig Verlorne.

Wo blieb im Rausch der Rausch von einem Morgen, Ist Leben nicht, was man schon aufgegeben, Ist es nicht Wein aus ungepflückten Reben?

Hat unser Glück nicht anderer Glück verraten, Hab ich mich feig vor ihrem Schmerz verborgen, Weint meine Liebe nicht nach ungetanen Taten ?

Ich blicke hinaus, es regnet, die Druckerei ist erleuchtet, die Setzer sitzen an den Maschinen, man sieht die Setzer durch die tanzenden Fensterscheiben, Neonlicht, ich lese das Gedicht, die

Zeilen reimen sich, es ist beinahe ein Sonett, ich wollte kein Sonett schreiben, was sich reimt, ist gefährlich, nichts reimt sich, warum sollte sich ein Gedicht reimen, ich reimt sich nicht auf ICH, ICH reimt sich auf ich, es ist eine Lüge, es ist keine Lüge, ich werde Giulietta das Gedicht nicht zeigen, ich zerreiße das Gedicht.

Antonio Zempach

Yvette und ich flogen nach Rom, ich hatte vorher in Mailand zu tun, in einer Erbschaftsangelegenheit. Yvette fliegt prinzipiell nicht, keine Luftkrankheit, bloß Angst. Aber sie machte eine Ausnahme, wie alle klugen Frauen wird sie ihren Prinzipien untreu. Die Stewardessen kümmerten sich nur um Yvette; wenn man mit seiner Frau fliegt, widmen sie sich ostentativ der Gattin, schnatternde Mädchen in einem Lausanner Pensionat.

Es war ein beschwerlicher Flug, wenn Yvette fliegt, passiert etwas, Beweis gegen Flugreisen. Ich kaufte in Mailand ein paar Zeitungen, sie berichteten vom Absturz eines Passagierflugzeuges, eine Fußballmannschaft war abgestürzt, alle tot. Ich schnallte mich an, knüllte die Zeitungen zwischen unsere Sitze, gleich bot die Stewardess frische Zeitungen an. »Ich weiß«, sagte Yvette, »Fußballmannschaften verhexen die Flugzeuge.« Im letzten Moment vor dem Abflug kam die Mailänder Elf an Bord, alle Spieler in großartiger Stimmung, auf ein Haar hätten sie durch die Piloten-Tür ein Tor geschossen. Südlich von Florenz gerieten wir in dichten Nebel. »Das kommt davon, wenn man mit einer Fußballmannschaft fliegt«, sagte Yvette. Wir kreisten über Rom, landeten mit dreißig Minuten Verspätung, ich glaube, es war eine Instrumentenlandung. Am Nachmittag fuhr ich ins Verlagshaus Vanetti. »Signor Vanetti erwartet Sie«, sagte die Sekretärin, aber es war Signor Francesco Vanetti, der mich erwartete; er saß am Schreibtisch seines Vaters. Ich erkannte ihn nicht sofort, bartlos, er trug einen Flanellanzug, gestreiftes Hemd, blaue Krawatte. Ob ich nicht von dem Herzinfarkt seines Vaters gehört habe, fragte er, gottlob, es geht ihm besser, im übrigen sei ich nicht vergebens gekommen, sein Vater habe alles mit ihm besprochen.

Ich legte ihm die Papiere der Liechtensteinschen Holding-

Gesellschaft vor. Es war mir klar, daß er nicht viel davon verstand, aber seine Fragen waren intelligent, ein Anfänger, der lernen will. Wir gingen in die Verlagsleitung hinüber, er stellte mich dem Verlagsleiter vor, einem soliden Herrn von konzilianten Manieren. Der junge Vanetti verblüffte mich: Er nützte seine neue Weisheit mit alter Routine. Als wir das Zimmer verließen, sagte er, er müsse noch etwas mit mir besprechen, dringend; er ließ das Telefon abstellen und Espresso kommen.

Es handle sich um die Verkäufe der *Morelli-Story*, sagte er; sein Vater wünsche, daß er sie mit mir erörtere und mich beim Abschluß der Verträge einschalte. »Was ist die *Morelli-Story*?« fragte ich. »Wir haben einen bekannten Schriftsteller, Aurelio Morelli«, sagte er, »mit der Abfassung seiner Memoiren betraut.«

»Nie den Namen gehört«, sagte ich. Ich halte mich nicht für sehr gebildet, aber wenn ich den Namen eines Schriftstellers nie gehört habe, wird es weder ein Dante noch ein Pirandello sein: Nur die Ungebildeten sind so unsicher, daß sie vorgeben, jeden Namen zu kennen, sogar die von Nobelpreisträgern.

»Als er uns das Manuskript schickte«, sagte der junge Vanetti, »fielen wir vom Stuhl. Die Geständnisse eines Frauenmörders.«

»Er hat Hertha Enzian umgebracht«, sagte ich, so sarkastisch wie möglich.

»Und zwei andere Frauen«, sagte Francesco Vanetti. Es wurde mir kalt, ich hatte einen schweren Stein im Magen, ich wußte plötzlich, wo mein Herz ist, eine peinliche Erkenntnis, unter fünfzig sollte man sein Herz nicht finden. Das neue Gesicht des jungen Mannes. Er hätte sich wenigstens entschuldigen sollen: Mein früheres Gesicht war eine Karnevalsmaske, oder das neue Gesicht ist eine Karnevalsmaske oder etwas Ähnliches. Die Lüge irritierte mich: Ein Schriftsteller, der sich als Mörder entpuppt, warum sollte jemand ein freiwilliges Ges-

tändnis ablegen, noch dazu für *Quest’Ora*; sie hätten mir die Ehre erweisen können, etwas Glaubwürdigeres auszudenken. Hielt mich der junge Mann denn für schwachsinnig, warum sollte ich das Gespräch in seinem Wagen vergessen haben; er hatte die Memoiren erwähnt, er hatte von Komplimentum gesprochen.

»Sie haben ihn natürlich angezeigt«, sagte ich. Er entgegnete: »Wir hoffen, ihn in den nächsten Tagen anzeigen zu können.«

»Wieso in den nächsten Tagen?« fragte ich. »Wir wollen uns nicht blamieren«, antwortete er. Er war auf alle Fragen vorbereitet. »Ein Geständnis ist kein Beweis. Wir stellen Nachforschungen an. Außerdem wissen wir nicht, wo sich Morelli befindet. Er hat seine Wohnung verlassen, wir versuchen, ihn aufzustöbern.« »Ist das nicht Aufgabe der Polizei?« fragte ich. »Es wäre uns lieber, wenn wir ihn der Polizei auf einem Tablett servieren könnten«, sagte Francesco Vanetti. Ich hätte ihm sagen können: Sie haben im Wagen von Memoiren gesprochen, Sie wußten schon damals vom Geständnis dieses Morelli. Aber vielleicht hatte mich Francesco Vanetti tatsächlich für einen Komplicen seines Vaters gehalten, die alte Geschichte mit dem Auguren lächeln: Du weißt es, ich weiß es, wir brauchen nicht darüber zu sprechen. Vielleicht hielt er mich noch immer für einen Komplicen, er sprach es nur nicht aus, er baute mir eine goldene Brücke.

»Sie wollten etwas mit mir besprechen«, sagte ich. »Mein Vater möchte die Auslandverträge über die Schweiz abschließen«, sagte er, »beziehungsweise über Liechtenstein. Ich sage es Ihnen vertraulich, Herr Doktor: Wir beginnen in der Weihnachtsnummer mit der *Morelli-Story*.« »Ohne zu wissen, ob das Geständnis zutrifft?« fragte ich. »Nur wenn es zutrifft«, sagte er. Er hatte mehrere Dossiers vorbereitet, er schob sie mir unter die Nase. »Wir haben Vorverträge mit Paris, London,

New York, Buenos Aires, dreizehn insgesamt. In den Abmachungen ist von der *Enzian-Story* die Rede. Das muß geändert werden. Auch die Kaufsummen entsprechen nicht mehr unseren Forderungen. Mein Vater hat am Rand die neuen Summen mit roter Tinte bezeichnet.« »Und meine Aufgabe?« fragte ich.

»Gerichtsstand ist Liechtenstein«, sagte er. »Mein Vater bittet Sie, die Gültigkeit der Verträge nach Schweizer Recht zu prüfen. Er hat mir gesagt, daß er mit Ihnen darüber gesprochen hat.«

Jetzt hatte er sich mehrere Male auf seinen Vater berufen, seine Stimme klang unsicher. Ich konnte mir nicht helfen, er tat mir leid. Er steht auf einer Rolltreppe. Es gibt Rolltreppen-Protze, die halten sich am Geländer nicht an, sie stehen mitten auf der Treppe – ich bin es gewöhnt, ich brauche mich nicht anzuhalten –; manche beginnen zu gehen – wenn sie Treppen steigen wollen, warum benützen sie dann die Rolltreppe? –; sie wollen früher oben ankommen, sie glauben, über die Rolltreppe zu triumphieren, die sie benützen, die Treppen unter ihren Füßen fressen sich auf. So kam mir Francesco Vanetti vor, rollende Treppen unter den Füßen, treppentretend, auf dem stolzen Weg in die Konfektionsabteilung. Ich hatte Mitleid mit ihm, das einzige wahre Mitleid, man empfindet es mit Menschen, die an einer verwandten Krankheit leiden. »Zehn Minuten nachdem wir uns kennenlernten«, sagte ich, »haben Sie von Memoiren gesprochen. Sie haben schon damals gewußt, wer der Mörder ist.« Nun hatte er Angst, ich sah es ihm an. Hatte er Angst vor der Polizei, sie könnte mich vernehmen, ich könnte als Belastungszeuge auftreten? Kein Kollege, kein Augur, Belastungszeuge. Oder hatte er Angst vor seinem Vater, weil er es falsch angestellt hatte? Es war nicht sein Fehler, es war der Fehler seines Vaters, der hatte ihm wahrscheinlich aufgetragen, ganz offen mit mir zu sprechen – der Mann ist an sein Anwaltsgeheimnis gebunden, in ein paar Tagen veröffentlichen

wir ohnedies das Geständnis, der Schweizer nimmt seine Fränkli und geht. Doktor von Helis hatte, es war kurz nach meinem Eintritt in die Kanzlei, eine Versicherungsgesellschaft vertreten, der Präsident hatte die gesetzlich vorgeschriebenen Reserven aus einem Land ins andere verschoben, sie waren immer da, wenn eine Revision stattfand, Loch auf, Loch zu, dann bekam er eine Mittelohrentzündung, er konnte sich niemand anvertrauen, der Betrug flog auf, die Versicherungsgesellschaft brach zusammen; wenn man krumme Wege geht, darf man keine Mittelohrentzündung bekommen, keinen Herzinfarkt. »Ich habe nicht von den Morelli-Memoiren gesprochen«, sagte Francesco Vanetti. »Sie wollen doch nicht behaupten ...? Ich sprach vom alten Enzian, Sie waren gerade aus Wien gekommen, Sie erinnern sich ... Es ist nur eine Frage von Tagen«, versicherte er.

Die Lügner haben es leicht; man kann ihnen nicht sagen, daß sie Lügner sind, es ist eine Beleidigung, jemand einen Lügner zu nennen. Dieb, Einbrecher, Mörder, das ist in Ordnung, nur die Lügner kann man nicht Lügner nennen. Der junge Vanetti bat mich, ihn am nächsten Morgen zu besuchen; er sah, ohne Bart, in seinem Flanellanzug, hilfloser aus als vorige Wochen mit Bart und kariertem Hemd. Fünfzehn Jahre alt sah er aus, gleich wird Papa kommen und ihn vom Schreibtisch verjagen, na, du hast ja eine ganz schöne Unordnung angerichtet.

Ich sagte dem Taxichauffeur »Hotel Haßler«, aber ich überlegte, ob ich nicht zur Polizei fahren sollte, ohne Umwege. Es wäre die einzige Möglichkeit gewesen, Yvette zu beweisen, daß ich es satt hatte, Katzenjammer durch Ambitionsalkohol, Bereitschaft zur Abstinenz. Oder ich hätte ihr alles verschweigen müssen, mein ganzes Gespräch mit Francesco Vanetti. Der Ast war zerbrochen, ich war vom Baum gefallen, ich lag unter dem Baum. Ob ich Yvette das Gespräch verschwieg oder nicht: Ich konnte die *Edizioni Vanetti* nicht vertreten, das Verlagsge-

schäft war beim Teufel, zurück zu den heimischen Grundstückspekulanten. Yvette lag noch im Bett; sie braucht mindestens zwölf Stunden, um sich von einem Flug zu erholen. Ich setzte mich zu ihr und sagte: »Ich habe die Komplicen eines Mörders vertreten«, dann erzählte ich ihr von meiner Unterhaltung mit dem jungen Vanetti, in allen Einzelheiten. Sie hörte zu, geduldig wie immer, ohne mich zu unterbrechen, aber mit Augen, die eine Meinung haben, natürlich beeinflussen sie die Erzählung, manchmal ändern sie ihren Fluß.

»Was willst du tun?« fragte sie.

»Was will ich tun?« sagte ich. »Ich werde die Polizei anrufen und sagen, daß ein Schriftsteller namens Aurelio Morelli die Enzian ermordet hat.« »Anonym?« fragte sie.

»Nein, nicht anonym«, sagte ich. »Niemand beachtet anonyme Anzeigen.«

»Sie haben eine Prämie für die Auffindung des Mörders ausgesetzt«, sagte sie. »Ich habe es irgendwo gelesen.« »Ich pfeife auf die Prämie«, sagte ich. Sie sagte: »Du bekommst sie trotzdem.« »Heißt das, daß ich Morelli nicht anzeigen soll?« fragte ich.

»Du kannst Morelli nicht anzeigen, ohne Vanetti anzuzeigen«, sagte sie. »Man wird dich fragen, woher du den Namen Morelli kennst. Vanetti ist dein Mandant.« »Francesco Vanetti ist nicht mein Mandant«, sagte ich. Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe – ich wundere mich immer, daß eine kleine Frau so große Füße hat –, sie legte ihren Morgenrock an, setzte sich an den Toilettentisch. »Das ist Anwaltsrabulistik«, sagte sie. »Außerdem hat mir mein Mandant«, sagte ich, »kein Geheimnis anvertraut. Francesco Vanetti hat sich verraten, unabsichtlich.«

Wir sprachen einige Minuten von dem jungen Vanetti. Ich ärgerte mich, weil mich Yvette falsch verstand. Sie meinte, die Wandlung des jungen Mannes bereite mir Genugtuung. »Wenn wir die Jungen korrumpern«, sagte sie, »freuen wir uns wie

Eltern, denen man sagt, ihre Kinder sähen ihnen ähnlich.« Dann sagte sie: »Dein Name wird morgen in allen Zeitungen stehen, mit Foto und Interview und Prämie.«

»Also lasse ich den Mörder laufen«, sagte ich. Yvette schüttelte den Kopf: »Sie werden ihn anzeigen. Nur noch wenige Tage bis Weihnachten.« »Stille Nacht, heilige Nacht«, sagte ich. »Inzwischen ist er über alle Berge.«

»Das ist er schon heute«, erklärte Yvette. »Aber bis jetzt weiß niemand, daß du die *Edizioni Vanetti* vertrittst.« Das sagte sie, als hätte ich etwas ausgefressen, niemand durfte es erfahren. Ich verstand auf einmal, warum Yvette nichts von der Anzeige wissen wollte. Sie stand, wie immer, zwischen ihrem Vater und mir, als wollte sie uns beide beschützen, aber das war nicht so sicher, vielleicht beschützte sie nur ihren Vater. Wie sollte man der Öffentlichkeit erklären, daß die Kanzlei Doktor von Helis' nichts mit *Quest'Ora* zu tun hatte, nur Doktor Zempach hatte die Vertretung Vanettis übernommen, nur Doktor Zempach hatte das Leben des toten Call-Girls gekauft, eine Extratour, junger Anwalt, etwas zu enthusiastisch, unbedacht, zufällig der Schwiegersohn des Chefs. Dann hat er, moralisch entrüstet, seinen Mandanten angezeigt, *Der wackre Schwizer forcht' sich nit, / Ging seines Weges Schritt vor Schritt ...*

Zur Rechten sieht man wie zur Linken / Einen halben Mörder heruntersinken. Ein neuer Held für die Illustrierten, aber auf dem Dolder würde man Yvette schief ansehen; es gehört sich nicht, auf dem Dolder, in den Zeitungen zu stehen, es sei denn, daß man zum Oberstbrigadier befördert wird oder daß man den achzigsten Geburtstag feiert, in Ehren ergraut, das heißt in den Zeitungen nie erwähnt. Ich sollte den Mörder Aurelio Morelli, Schriftsteller, nicht anzeigen, weil es nur zwei Arten von Bürgern gibt: die einen, die um jeden Preis in die Zeitung kommen wollen, gleichgültig, wie sie erwähnt werden, die anderen, die

auf keinen Fall erwähnt werden wollen, höchstens in einem schönen Nekrolog, er wird unvergessen bleiben. »Die Kanzlei wird es überleben«, sagte ich. »Es hat nichts mit dem Skandal zu tun«, sagte Yvette. Ich sagte: »Es ist nicht skandalös, Zeuge eines Mordes zu werden, auch wenn die Zeitungen das Bild des Zeugen veröffentlichen. Was kann der Zeuge dafür, daß man sein Bild mit dem des Mörders verwechselt?« »Es ist zu spät«, sagte Yvette ohne Vorwurf. »Du hast Vanetti in der Enzian-Sache vertreten, und du hast die Holding in Liechtenstein gegründet.«

»Die Kanzlei vertritt betrügerische Bankiers«, erwiderte ich, »und Holdings gründen wir am laufenden Band. Ich hatte keine Ahnung ...«

Yvette unterbrach mich; sie sagte nichts, aber ihr Blick unterbrach mich. Ahnung: Natürlich hatte ich eine Ahnung, ich wußte es nur nicht sicher. Man wird nicht wegen mangelnden Wissens bestraft, sondern wegen mangelnden Instinktes, man muß den richtigen Instinkt haben wie die richtigen Berater. Unbedacht: Das ist bei uns ein Verbrechen, bei uns denkt man zuerst und handelt später, das unterscheidet uns von anderen Nationen, zuerst handeln ist Landesverrat.

»Man wird es dir nicht glauben«, sagte Yvette, »man wird sagen, du hast den Möder angezeigt, um für dich Publicity zu machen.«

»Wahrscheinlich«, sagte ich. »Soll ich darauf Rücksicht nehmen? Wenn morgen jemand das Krebsserum erfände, würde man sagen: Er hat die Beatles um ihren Ruhm beneidet.«

Das Gespräch konnte zu nichts führen, solange ich nicht zugeb, daß das Ganze ein Irrtum war, die Wiener Reise, Enzian, die Holding-Gesellschaft. Yvette würde es nicht erwähnen, das Wort »Na, siehst du« steht nicht in ihrem Vokabular.

»Ich sehe ein, daß ich vieles falsch gemacht habe«, sagte ich, »aber es gibt eine Grenze, über die kann man nicht hinaus.«

Das war eine Banalität, man wirft das so hin: Alles muß eine Grenze haben, aber vielleicht kommt es überhaupt auf nichts anderes an. »Die Grenzen sind heutzutage sehr weit gezogen«, sagte ich, »aber einmal sind sie erreicht. Zum Beispiel, wenn man einen Mörder nicht anzeigen.«

»Wenn du ihn heute anzeigen«, sagte Yvette, »geschieht nichts anderes als morgen, wenn Vanetti ihn anzeigen. Hast du dein Honorar bekommen?«

»Ja«, sagte ich, »das heißt für Enzian. Und die Spesen. Für den Rest wollte ich die Honorarnote aus Zürich schicken.« »Schenke ihnen das Geld«, sagte Yvette. »Leg die Vertretung nieder.«

»Ich wollte die Vertretung niederlegen«, sagte ich. »Nach dem Gespräch mit Vorneweg. Du warst dagegen. Du wolltest alles wissen. Jetzt wissen wir es.« Der Vorwurf war ungerecht. Yvette hatte mir nie geglaubt, daß ich die Vertretung niederlegen wollte. Wenn Yvette etwas an den Nagel hängt, dann bleibt es dort hängen wie ein Ahnenbild. Wenn ich etwas an den Nagel hänge, dann hole ich es wieder herunter, wie einen Mantel in der Garderobe.

Sie stand auf, setzte sich neben mich auf das Bett, strich mir über die Haare. »Jeder macht Fehler«, sagte sie. »Unser Fehler« – »unser« Fehler, sagte sie – »war, daß wir uns mit Tschitschikow eingelassen haben. Du aus Ehrgeiz, ich aus Neugierde. Wir fliegen morgen zurück ...« »In die heile Welt«, unterbrach ich sie. »In die relativ heile Welt«, sagte sie. »Ich würde mich dessen nicht schämen. Die Grenze, hast du gesagt. Wir bleiben an der Grenze stehen. Mehr können wir nicht tun.« Sie hätte mich kaum überzeugt, wenn sie nicht angefangen hätte, von ihrem Vater zu sprechen. Ich glaube nicht, daß sie je so offen mit mir gesprochen hatte. Natürlich würde die Kanzlei den Skandal überleben, aber zwischen Doktor Helis und mir würde es zum Bruch kommen. »Man kann nur schweigen«, sagte sie,

»sonst ergibt ein Wort das andere.« Sie schien mehr von mir zu wissen, als ich von mir wußte: Ich wollte den Mörder anzeigen, um ihr zu beweisen, daß ich, nachdem ich hundert Kompromisse gemacht hatte, nun keinen Kompromiß mehr schließen würde. »Warten wir bis Weihnachten«, sagte sie. »Wenn Tschitschikow bis dahin nichts unternommen hat, können wir es uns immer noch überlegen.«

»Das letzte Kapitel der *Toten Seelen* wurde nie geschrieben«, sagte ich. »Wer schreibt schon das letzte Kapitel?« sagte Yvette.

Aurelio Morelli

Die Aktivität entspricht nicht meinem kontemplativen Wesen, und doch verstehe ich meinen Kollegen Johann Wolfgang von Goethe sehr wohl, der da schrieb: »*Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tuns und Handelns. Tätig wird er sich selten verirren.*« Zu außerordentlichem Tun und Handeln war ich in den letzten Tagen aufgerufen; daß ich mich dabei nicht verirrte, darf ich rechtens behaupten.

Da galt es, vor allem, den Brief abzufassen, den ich Agnese bei unserer nächsten Begegnung zu überreichen gedenke. Ein höchst wunderlicher Vorgang, muß ich gestehen, da wir zu einem Stelldichein in dem durch unser Zusammentreffen verklärten, gleichwohl mörderischen Atomgelände versprochen sind – wollte sagen: Ich könnte ihr persönlich mitteilen, was ich hier spröde zu Papier gebracht, doch scheint mir die Thukydideische Definition des Schriftstellers als eines Menschen, »*der nicht sprechen kann*«, keineswegs von der Hand zu weisen. In den langen Neonnächten meines gastronomischen Kerkers ist in mir der Entschluß gereift, Agnese vor eine endgültige Entscheidung zu stellen, sie mit einem zarten Ultimatum zu konfrontieren, sie, kurzum, zu bewegen, mein bolivianisches Exil mit mir zu teilen.

Der Gedanke, mich von ihr für immer oder doch bis zum Sieg der Revolution und meiner triumphalen Rückkehr trennen zu müssen, der Gedanke, nicht mehr, von einer Stunde des Wiedersehens bis zur anderen, bangend ihrer harren zu dürfen, der Gedanke, ihre Anwesenheit zu verlieren – denn was ist Liebe anderes als das Bedürfnis nach Anwesenheit? –, dieser Gedanke also ist mir unerträglich geworden. Den Weltuntergang könnten wir, paradoxe Weise, überleben, weil wir ster-

bend nichts hinterließen; wie aber sollen wir uns einzeln von einer Erde entfernen, die sich in ihrem bitteren Saft weiterbewegt? Wenn wir den Tod fürchten, so ist es im Grunde die Verantwortung, die wir, mag sie uns noch schwer geworden sein, nicht missen möchten; wir sind der Last verbunden, an der wir tragen.

Ganz besonders gilt das für mich und Agnese, da ich weiß, welch düsteren Einflüssen sie ausgesetzt ist, welche Versuchungen sie umdrohen, daß ihr Pfad in den Abgrund führen muß, wenn ich nicht ihre Hand ergreife, sie mit sicherer Hand vor dem Unheil bewahre. Daß sie unter allen jungen Geschöpfen die einzige Ausnahme ist, daran zweifle ich sogenig wie an jenem seligen Tag, als sich das Geschöpf aus einer anderen Welt über mich und meine gemordeten Fischlein neigte; ich zweifle nicht, daß sie Homunkulus ist und Pygmalion, daß ich sie zu einem musterhaften Wesen zu bauen und zu formen vermag: wie die Jugend sein könnte, aber nicht ist.

Jeder will leben, doch befinden wir uns im Irrtum, wenn wir meinen – auch ich habe es gemeint –, daß die Lebenserwartung, wie der plumpe Ausdruck der Versicherungsgesellschaften lautet, größer, länger geworden ist; sie ist kürzer geworden, da die Jugend das Alter mit dem Tod identifiziert, da sie meint, ein vierzigjähriger Mensch sei tot, da sie das Leben auf fünfzehn, höchstens zwanzig Jahre beschränkt. Wer nur fünfzehn oder zwanzig Jahre zu leben hat, der lebt mit einer schier teuflischen Intensität, der ist der schönen Kunst des Hoffens, Wartens und Überlegens unfähig, der setzt dem Prozeß der Reife trotzigen Widerstand entgegen, der sperrt sich, ein dummes Huhn, selbst in den Brutkasten; von der ersten Stufe der Leiter spreizt er sich nach der letzten; was nicht jetzt, am selbigen Tag, zur selbigen Nacht geschieht, das, fürchtet er, wird nie geschehen; am Ziel hofft er angelangt zu sein, noch ehe er es angestrebt hat; schnellere Flugzeuge und Automobile sind für

ihn nur technische Symbole schnelleren Wissens, schnelleren Gewinns, schnellerer Erfüllung, schnellerer Ehen, schnellerer Liebe; schneller gesättigt, sieht er sich nach raffinierten Delikatessen um: Und gilt es als ausgemacht, daß der Herrgott eine Welt der Antibiotika, tollkühner Operationen und verhinderter Kriege, zum natürlichen Ausgleich, mit neuen Krankheiten schlägt, so wagt es doch niemand, die neue Pest beim Namen zu nennen – Jugend, *youth, jeunesse, gioventil* heißt heute die neue Gottesplage, im Zeitalter des verlängerten Lebens verkürzt sie uns das Leben.

Auch meine Agnese, ich mußte es erfahren, ist nicht frei von diesem verheerenden Bazillus, und bewahrt oder geheilt kann sie nur werden, wenn sie sich dem wissenden Arzt anvertraut. Daß ich ihr in meinem Brief die Liebe des alternden Mannes gestand, ist eines, ein anderes und wichtiger ist, daß ich ihr mit keuschem Sinn ein Asyl bot. Die wahren Gründe meiner plötzlichen Abreise, meines Sprungs über den Ozean konnte ich ihr in meinem Brief – sechs engbeschriebene Seiten – nicht anvertrauen, doch ist die Entführung im liebenden Einvernehmen nichts Neues: Die *Entführung aus dem Serail* endet mit gutem Ausgang, Belmonte segelt mit Konstanze, Blondchen und Perillo nach neuen Gestaden. Großmütig habe ich in meinem Brief, den ich Agnese klopfenden Herzens überreichen werde – denn, vermag ich auch nicht zu sprechen, so sollen meine Augen und Gesten nur um so beredter für mich werben –, großmütig habe ich die Spesen der Reise auf mich genommen; aller Mittel bar, werde ich mit Homunkulus oder Pygmalion in der neuen Heimat landen, doch was verschlägt es, da wir beide, ich bin es gewiß, zum erstenmal in Liebe entbrannt sind.

Doch mancherlei gab es noch vorher zu erledigen, und unbeirrt ging ich zu Werke. Ich spreche von dem Riesenfisch, *Carcharias glaucus*, den meine Wirtsleute im Restaurant ihres Hotels zu Hohn und Spott der widerwärtigen Menge ausgestellt

haben und dessen gemartertes Bild mein Blut immer wieder zum Kochen brachte, mein elendes Exil mir nur um so mehr verbitterte. Seit langem hat mich der Gedanke geplagt, daß an der letzten Stätte, die ich auf dem Boden des greisen Europa bewohnte, zwar eine marmorne Erinnerungstafel prangen, meine Verehrer zwar nach Foce Verde pilgern werden wie zu Beethovens Wohnhaus, nach Garibaldis Grab oder Stratford-on-Avon, daß sie aber hier, just hier dem Sinnbild der niedrigsten menschlichen Instinkte, dem Monument einer elenden Mordtat begegnen würden.

Ich hatte es nicht eilig, den Brief an Agnese zu beenden, ich wartete geduldig auf die zweite nachmitternächtliche Stunde, um meinen Plan in Ruhe und Sicherheit ausführen zu können.

Seit mehr als einer Woche war ich der einzige Bewohner des ungastlichen Gasthofes, da die Handlungsreisenden, die zu winterlicher Zeit daselbst absteigen und sich, im übrigen, nicht selten an die Busenkönigin des Ortes, die Kellnerin Alma, heranmachen, längst heimgeeilt waren, um das Weihnachtsfest im Kreise ihrer Familien zu verbringen.

Ich hatte meine Schuhe abgelegt, trug sie in der Hand und Wollsocken an den Füßen; behutsam öffnete ich meine Tür, die, als wäre sie meinem Vorhaben gewogen, ausnahmsweise nicht zu knarren beliebte. Ich befand mich in dem finsternen Korridor – unbeleuchtet ist er ja auch, wenn er beleuchtet sein sollte. Wie ein Dieb, Einbrecher, Fassadenkletterer zu handeln, erfüllte mich mit ironischer Genugtuung, denn nie vorher war mir die törichte Lächerlichkeit der Indizienbeweise klarer zum Bewußtsein gekommen – für nichts anderes als einen Hoteldieb hätte man in diesem Augenblick den Mann halten können, der in Wirklichkeit zur Erfüllung seiner edelsten Aufgabe auszog. Ich tastete mich der Wand entlang auf wohlbekanntem Pfad, nämlich an der Toilette vorbei, zur abwärts führenden Stiege; ich stolperte nicht, behutsam setzte ich einen Fuß vor den ande-

ren, ohne Zwischenfall, in des Wortes wahrstem Sinne, gelangte ich in den Speisesaal. Daß dieser nicht ganz dunkel sein würde, hatte ich, ein Mann der Vorsicht, längst erkundet: Die herausfordernde Aufschrift und Geschäftstafel, *Specialitä marinare sempre vivo*, bleibt stupiderweise – wer sollte nachts hier anhalten und lebende Fische zu essen begehrten? – die ganze Nacht beleuchtet, das grüne Neonlicht fällt durch die grünen Vorhänge in den Wirtssaal. Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, schob ich einen Stuhl unter den festgenagelten Leichnam des verleumderisch als »Menschen«-Hai bezeichneten Freundes, den ich in Gedanken Alfonso getauft hatte, schickte ich mich an, den meuchlings Gemordeten aus seiner Demütigung zu befreien.

Das Werk glückte mir nicht zu meiner vollen Zufriedenheit. Es standen mir keine Werkzeuge zur Verfügung, mein stummer Genosse wog viel schwerer, als ich es gedacht; er war da als Menetekel menschlicher Unmenschlichkeit für alle Ewigkeit ausgestellt worden. Allein, der Zorn, der sich zu solidarischer Qual gesteigert hatte, beflog meine Kräfte. Gelang es mir auch nicht, den Märtyrer unter den Fischen ganz und in einem Stück von seinem Pranger zu befreien, so vermochte ich es doch, mit den bloßen Fingern, Teile des Opfers vom Schandpfahl zu lösen, das Bild der Demütigung gänzlich zu vernichten. Gut ein halbes dutzendmal stieg ich, ein Stück des unschuldigen Alfonso in der Hand, vom Stuhl, kletterte wieder auf ihn hinauf, wobei das Vierbein zweimal mit ziemlichem Getöse umfiel, ohne daß ich jedoch die mörderischen Wirtsleute aus dem tiefen Schlaf der Ungerechten geweckt hätte. Teile der armen Kreatur blieben mir unter den Nägeln haften, mein Anzug wurde von Fettflecken beschmutzt, mein Rücken schmerzte: Ich ließ es mir nicht verdrießen.

Sehr wohl hätte ich nun das zerstörte Bild der Schmach im Speisesaal zurücklassen können, und keines Meisters Hand

hätte es wieder zusammenzusetzen vermocht, doch waren die Motive meiner Handlung vornehmlich sakraler Natur. Deshalb verließ ich das Hotel durch die von innen leicht zu öffnende Glastür, nicht ohne so viele Teile des Dulders mit mir zu führen, wie ich zu schleppen vermochte. Die Mondnacht war klar und von der gläsernen Stille des römischen Winters. Das Meer hatte sich – Ebbe nennt man es – vom Strand angeekelt zurückgezogen. Beinahe wäre ich, beim Überqueren der Straße, in das grelle Licht eines nach dem Süden strebenden Lastwagens geraten, doch entzog ich mich behende dieser Gefahr und gelangte, der trostlosen Kabinen nicht achtend, ans benetzte Ufer. Hier überantwortete ich Alfonso, *Carcharias glaucus*, den blaugrünen Hai dem blaugrünen Element, und wie ich es tat, hoben die Wellen zu einem Dankgesang an, Ballettänzerinnen in silbernen Röckchen schwebten über das schäumende Parkett, die Fische, so will es mir scheinen, nahmen den toten Märtyrer in Empfang und geleiteten ihn unter dem murmelnden Chor des Wassers in sein kühles Grab. Ich erwähne es ganz nebenbei – denn Dringenderes gibt es zu berichten –, daß sich am nächsten Morgen der seiner kannibalischen Speisen halber bekannte Gasthof in einem Aufruhr befand, der lebhafter nicht hätte sein können, wenn über Nacht Kronjuwelen aus einem Hotelzimmer verschwunden wären. Die »unerklärliche« Tat – und wie sollte sie dem plebejischen Haufen erklärlich sein? – war der Gesprächsstoff nicht nur des Palmenhotels, sondern, wie ich bei meinem Gang in die Papier- und Buchhandlung erfuhr, von ganz Foce Verde, wobei nicht nur kein Verdacht auf den angesehenen, weil prompt zahlenden Hotelbewohner fiel, sondern er ironischerweise als Experte zugezogen wurde: Ein Dichter, der mit seinem Aquarium reist, ist solchen Zerstörungswerken unverdächtig. Nur als man sich auf die Interpretation, ein Akt des Vandalismus sei hier vollbracht worden, einigte, mußte ich von Herzen lachen: Die Henkerstat als zivili-satorische Selbstverständlichkeit, die Befreiung des Opfers

aber ein Vandalismus – was könnte von unwiderstehlicherer Komik sein? Meine Reisevorbereitungen, zu denen, vor allem, das Verstauen meiner an *Quest’Ora* nicht abgelieferten, bedeutsameren Teile meines Manuskripts sowie die Abfassung meines Testaments gehörten – Testament, sage ich, doch handelte es sich um einen schlichten Brief, in dem ich verfügte, daß mein Aquarium unversehrt dem Ozeanographischen Institut überstellt zu werden habe –, meine sorgfältigen Präparativen wurden durch eine höchst unliebsame Visite unterbrochen.

Um drei Uhr Nachmittag war es, und ein sonniger Dezembertag war uns beschert, als man mir den Besuch einer Dame ankündigte. War Agnese, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, aus Rom unangemeldet herbeigeeilt, hatte sie, entgegen meinem ausdrücklichen Verbot, meine Wohnstätte betreten? Gleich wurde ich eines Schlechteren belehrt. Die weibliche Person, die mich im leeren Speisesaal und im übrigen unmittelbar unter den noch nicht ganz fortgeräumten Resten des Prangers und Schandmals erwartete, glich meiner Agnese mitnichten: Eine mit auffallender Eleganz – wenn das keine *contradictio in adiecto* wäre – gekleidete junge Dame, die sich ohne viel Aufhebens als Beatrice Vanetti, Tochter des *Quest’Ora*-Verlegers, vorstellte. Signor Bossi, sagte sie, sei erkrankt, und da es um eine vertrauliche Angelegenheit ginge, habe man sie betraut, das Ende, das abschließende Kapitel, die Schlußapotheose meines Werkes abzuholen und mir die letzte Rate des vereinbarten Honorars zu übergeben. Mein Leben lang habe ich mich gefragt, ob die größte Dummheit nicht etwa darin besteht, seine »Mit-Menschen« – Welch heuchlerische Anbiederung! – für dümmer zu halten, als sie ohnedies sind. Noch ehe die Frauensperson mit dem herausfordernd hohen und schlanken Hals ihre ersten Sätze zu Ende gesprochen hatte, war es mir klar, daß sie, das Kapitel Enzian in der Hand, schnurstracks zur Polizei eilen und die Hässcher auf mich hetzen würde – für einen Idioten gehalten zu werden, erschien mir

überaus ärgerlich. Daß ich mir nichts anmerken ließ, muß ich als ein Meisterstück der Verstellungskunst bezeichnen – einmal, weil mir doch die letzte Zahlung höchst willkommen gewesen wäre, zum anderen, weil ich gewisse panische Gefühle nur mit der mir eigenen Selbstbeherrschung niederzuringen vermochte. Früher, als ich gedacht, hielt mich also die böse Hexe reif für die Schlachtung, lang genug, meinte sie, habe sie mich gemästet. Kein Staubkörnchen durfte jetzt in die Zeitmaschine geraten. Während des Gesprächs überlegte ich mir, ob ich nicht besser daran täte, meinen Wohnsitz vorzeitig an einen anderen Ort zu verlegen; die Passagierkarte und das Visum in der Tasche, sollte ich vielleicht die wenigen Tage bis zum Abflug an sicherer Stelle verbringen.

Ich sei im Begriffe, sagte ich, das letzte Kapitel zu beenden, einige Korrekturen seien noch unerlässlich; indem ich mich einerseits des verspäteten Termins wegen entschuldigte, stand ich nicht an, mein eigenes Werk, besonders aber das Enzian-Kapitel, zu preisen, seine Wichtigkeit zu unterstreichen und mancherlei unverhoffte Leckerbissen zu versprechen. Dabei gefiel ich mir in der Rolle des weltfremden Künstlers, der kein anderes Ziel kennt als die Vollendung, dem es auf eine materielle Vergütung nicht ankommt, der lieber um sein Honorar als um ein richtig gesetztes Wörtchen betrogen sein will. Die junge Person insistierte so hartnäckig, daß sich mein Verdacht noch mehr verstärkte, ja sie verstieg sich zu der Äußerung, mein Manuskript würde ohnedies »bearbeitet« werden, auf stilistische Feinheiten, geringfügige Details, spitzfindige Formulierungen käme es dabei nicht an.

Der Überraschungen nicht genug: Des Hexenmeisters schöne Tochter verfiel nun in leichten Konversationston, plauderte, als habe sie ihr Ziel aus den Augen verloren – sie täuschte mich nicht! –, von meinen Erinnerungen, die sie anscheinend mit Eifer gelesen hatte. Von meiner Kindheit, sagte sie, sei in dem

vortrefflichen Manuskript nichts zu erfahren; ob ich ihr denn gestatte, einige Fragen an mich zu richten. Ich habe wohl, meinte sie, unter meiner unehelichen Geburt gelitten, was ich jedoch lebhaft verneinte: Uneheliche Kinder seien in unserer Gegend nicht selten, es gäbe ganze Dynastien, die den mütterlichen Namen tragen, warum auch nicht, die katholische Kirche zeige sich ledigen Müttern gegenüber, wenn sie ihre Kinder nur in dem einzig seligmachenden Glauben erziehen, überaus nachsichtig. Immerhin, sagte sie, ohne Zweifel hätte ich den Mann gehaßt, der meine Mutter so schnöde verlassen habe – im Gegenteil, gab ich zur Antwort, ich hätte mir in meiner frühen Jugend die romantischsten Vorstellungen von dem Verschwundenen gemacht, ihn sozusagen für einen Märchenprinzen zur See gehalten. Sehr verständlich, nickte sie – offenbar verstand sie nichts –, alle Schuld habe ich wohl meiner Mutter zugemessen, mein Haß gegen die Frauen, mein Wunsch nach Rache und Revanche wurzte vermutlich in der Scham über das unsittliche Verhalten meiner Mutter. »Ihr schreiben Sie«, stellte sie kategorisch fest, »den schmerzlichen Verlust des Vaters zu, für Sie ist sie eine Mörderin, die das Kind um den Vater gebracht hat.«

Meinen Wunsch, die unverschämte Frauensperson in ihrer lästerlichen Rede zu unterbrechen, sie im Namen meiner guten Mutter zu züchtigen, ihr zumindest die Tür zu weisen – kaum hätte ich dieses Verlangen zu meistern verstanden, wären mir die Absichten der frechen Botschafterin nicht flugs klargeworden. Die Psychoanalyse, deren philosophische Bedeutung ich nicht unterschätzen möchte, gleicht einer Heilungswissenschaft, die etwa auf Rothaarige allein anzuwenden wäre: Nur Menschen von einer gewissen Einsicht und Intelligenz vermag sie zu helfen, doch ist auch deren Kreis beschränkt, da eine auch nur halbwegs genaue Kenntnis der Wissenschaft dem Patienten gestattet, seinen Analytiker hinters Licht und irrezuführen. Meine Beziehung zu meiner Mutter, sagte ich – schon

der neapolitanische Boxer hatte sie ja angezweifelt –, könne man ideal nennen, ich hätte in meiner Kindheit die allerwärmste Liebe von ihr empfangen, sei von ihr umhegt und umpflegt worden – ich denke an sie mit den kindlichsten Gefühlen. Auch von einem Frauenhaß, wie man ihn bei Schopenhauer oder Strindberg wahrzunehmen vermag, könne bei mir nicht die Rede sein, meine Bewunderung für schöne Frauen – ich verneigte mich leicht- entspreche meinem ästhetischen Sinn, die Frau, das natürliche Wesen, interessiere mich weit mehr als der Mann mit seinen verschütteten Instinkten: Die Hinrichtung der Dämmchen Chiesa, Pisenti und Enzian sei ein Akt der Gerechtigkeit gewesen, und ohne Groll gedächte ich der auf tragische Weise Dahingegangenen.

Ach ja, unterbrach mich die drollige Seelenprüferin, indem sie mich wie einen Wahnsinnigen musterte, das erkläre manches: Ich besäße sichtlich – sie lächelte – übertriebene Vorstellungen von der Reinheit der Frau, deshalb – sie senkte die Stimme – entledigte ich mich mit Vorliebe prostituirter Weiber oder solcher, die ich dafür halte. O nein, erwiderte ich, das Schlimmste, was ich gegen Frauen vorzubringen habe, ist das gleiche, was mein pfiffiger Kollege Mark Twain als die schlimmste Eigenschaft der Neger bezeichnete, nämlich daß auch sie Menschen seien. Von Menschen, Männern und Frauen, sagte ich, erwarte ich nichts Glorreiches, deshalb vermögen sie mich auch keineswegs zu enttäuschen.

Eine lüsterne Person, übrigens, diese Signorina Vanetti. Je mehr ich sie beobachtete – ihr Sweater war so straff gespannt, daß nicht nur ihre Brüste, sondern auch ihre spitzen Brustknöspchen deutlich sichtbar wurden; sie fuhr sich mehrere Male geziert durch die weichen Haare; sie kreuzte ihre Beine mit der unmißverständlichen Absicht, das Fleisch über den Strümpfen und zwischen den Strumpfbandhaltern zu entblößen –, je länger mich Signorina Vanetti einem Inquisitorium unter-

zog, desto mehr pries ich ihr Glück, meine Bekanntschaft nicht früher und unter anderen Umständen gemacht zu haben. Das geile Geschöpf scheute sich nicht, nach den »sexuellen Motiven« meiner Handlungen zu forschen, sie offerierte mir gleich mehrere zur Auswahl, wie das in gewissen, für Schwachsinnige bestimmten Quiz-Programmen üblich ist: Ich hätte nach Belieben zwischen Impotenz, körperlicher Deformation, unausgeheilten Kinder- oder Geschlechtskrankheiten, homosexuellen Komponenten, Traumas der verschiedensten Natur oder purem Sadismus wählen können. Habe ich je sadistische Instinkte in mir entdeckt, so war es diesmal der Fall: Es bereitete mir fürwahr einen Heidenspaß, Miß Inquisition 1967 in Verwirrung zu stürzen, indem ich mich als den Glücklichsten der Sterblichen darstellte – auf der einen Seite behauptete ich, eine glatte Erfindung, neben anderen auch erfreuliche homosexuelle Erlebnisse gehabt zu haben, andererseits erzählte ich ihr, die lieblichen Kätzchen meiner Mutter schon in meiner Kindheit gegen rohe Bürschlein verteidigt zu haben. Vollends zur Verzweiflung trieb es die tückische Tiefentaucherin, als ich, nach meinem stärksten Kindheitserlebnis befragt, alsogleich von unserem Dorfpfarrer zu sprechen begann, der seine Schüler eines Tages auf einen Hügel geführt und ihnen dort, in wahrhaft biblischer Umgebung, die Bergpredigt vorgelesen hatte. Es sei, sagte ich, der nämliche geistliche Herr gewesen, der mir später mein Universitätsstudium möglich machen sollte. – »Meine Erinnerungen, Signorina«, sagte ich, »sind von den liebenswürdigsten Menschen bevölkert; glücklich ist derjenige zu preisen, der gute Menschen anzieht – wie schön, Sie kennengelernt zu haben, in diesem Sinne *Salute!*«

Wie ich vermutet, ließ sich des Hexenmeisters Botschafterin nicht abspeisen, sondern begann, den Blick auf das zerstörte Bild Alfonsos gerichtet, ohne auch nur höflich eine Konversationsbrücke zu bauen, wieder von dem Manuskript der leidigen Enzian-Episode zu sprechen. Mein Nein war endgültig. Nur

das, was der neapolitanische Boxer als *Enzian-Story* zu bezeichnen liebt, trennt mich vom Gefängnis, vorn Tode richtiger, denn eher würde ich dem Leben des Wertvollsten ein Ende bereiten, als daß ich es einer brutalen Horde von Polizisten gestattete, Aurelio Morelli gefesselt abzuführen. Endgültig war mein Nein, doch zu einer frommen Lüge mußte ich mich bequemen. Ich nannte ein ganz bestimmtes Datum, nämlich den Tag nach meinem besprochenen Stelldichein mit Agnese: Es würde mir, sagte ich, ein Vergnügen sein, an diesem Tag mit dem letzten Kapitel meiner Bekenntnisse zu dienen. Das Hexlein schien, der Tochter der Herodias gleich, meinen Kopf auf einem Tablett servieren zu wollen. Indem sie sich vorsichtshalber der Tür näherte, warnte sie mich vor hinterlistigem Vertragsbruch oder Fluchtversuch: Nach Ablieferung des letzten Kapitels würde der gute Signor Bossi alles unternehmen, um mich über die Grenze zu befördern, versuchte ich aber, ihn zu hintergehen, würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als mit meinen fragmentarischen Aufzeichnungen, meiner achten Symphonie, der *Unvollendeten* – doch so nannte sie mein Werk natürlich nicht –, die Behörden aufzusuchen. Um sie zu beruhigen, stellte ich mich blöde; ich begann von den Spesen meiner Flugreise zu sprechen und ermahnte sie, mir bei ihrem nächsten und letzten Besuch doch unbedingt die mir zustehende Summe der Reise- und Operationsspesen mitzubringen.

Ade, Salome, du wirst deinen hysterischen Bluttanz mit einem leeren Tablett vorführen müssen! Ich habe deine Warnungen vernommen, doch anders, als du es gewollt, habe ich sie aufgefaßt. Die buntgestreiften Zebrarücken der Badekabinen versinken im Abendnebel, wie die leeren Kapuzen der Gehenkten baumeln die Körbe des verwaisten Basket- oder Korbballplatzes von ihren häßlichen Galgen, in einer Sandwolke verschwinden die dürren Halden des winterlichen Strandes, ein mörderischer Fischer geht, gesenkten Hauptes, auf die Mündung des Fosso Mascarello zu, vor dem Tor des leeren Gastho-

fes spreizt sich die busenfette Kellnerin beim Anblick der vorbeirasselnden Lastwagen. Wie meinen sündigen Kollegen Oskar Wilde beim Verlassen des Gefängnisses von Reading ergreift mich ein unerklärliches Gefühl der Wehmut. Ich nehme Abschied von Foce Verde.

Christa Sonntag

Die Sache hat mich an den Türken erinnert. Das ist nämlich bei mir ein Begriff. Wie ich in München in die Schule gegangen bin, haben wir eine Schulkollegin gehabt, die Heftner Hanna, die war steinreich, ihr Vater hat ein Kleidergeschäft gehabt, direkt beim Rathaus. Deshalb haben die Heftners im Fasching immer einen Hausball gegeben für die Kinder. Natürlich maskiert, sonst wäre es ja kein Fasching. Ein Jahr bin ich als Meerjungfrau aufgetreten, da muß ich schon mächtig süß ausgeschaut haben, mit meinen roten Haaren, die ja mein edelster Schmuck sind. Ein anderes Mal war ich die Schöne Helena, weil ich für höhere Bildung immer schon etwas übrig gehabt habe. Im letzten Jahr, bevor ich aus der Schule ausgeschieden bin, weil ich das schulpflichtige Alter erreicht habe, ist der Großvater von der Heftner gestorben, der alte Heftner. Und da wurde leider im letzten Moment das Fest abgesagt. Aber einem haben sie nicht abgesagt, den haben sie vergessen, den Ertl Johann. Die Heftner hat das Ganze in der Schule erzählt, wir haben uns halb totgelacht, wie Kinder schon so sind, denn der Tod imponiert ihnen überhaupt nicht. Er ist nämlich zu weit entfernt, und von der Kindersterblichkeit wissen sie auch nichts. Wie die Heftners mitten im Trauern sind, in Schwarz und Leichenbittermienen, wahrscheinlich haben sie auf den Friedhof hinausgehen wollen, da stürzt der Ertl Johann ins Zimmer, als Türke verkleidet, in Pumphosen, einen krummen Säbel schwingt er über dem Kopf. Das muß schon toll komisch gewesen sein, der Türke in der Trauerversammlung. Seither haben wir einen, der reingeschneit kommt, wenn es gar nicht paßt, einen Türken genannt.

Also der Bossi, das ist ein Türke zum Quadrat, nur zum Lachen war es nicht, weil er mitten in eine Orgie hineingeplatzt ist.

Ich habe nämlich einen ständigen Kunden, der bestellt ein paarmal im Jahr die letzten Tage von Pompeji. Ich liefere die Mädchen, was zum Geschäftsgang erheblich beiträgt; sie bekommen nämlich Prozente. Meistens beschränke ich mich auf drei, denn zu viel Prozente will ich nicht hergeben, ich bin ja nicht narrisch. Aber auf mindestens drei besteht er; zahlen tut er alles. Die männliche Mannschaft bringt er selbst mit, drei oder vier. Er heißt Eolo mit Vornamen. Dem Eolo sein Vater soll so viel Speiseöl erzeugen, daß es die Küche vom Excelsior in tausend Jahren nicht verbrauchen kann. Er ist höchstens dreißig, aber kein Stück Haare auf dem Kopf. Was mir immer zu denken gibt – natürlich nicht die Glatze, sondern sein zartes Alter. Wie ich ins Geschäft eingetreten bin, da waren die Freier fast alle im gesetzten Alter, besonders diejenigen, welche auf Orgien Gewicht gelegt haben. Da ist aber, wie man sagt, eine Wandlung eingetreten. Wenn nämlich so ein Bürscherl mit vierzehn schon auf dem Vennsberg regelmäßig hinauf- und hinunterkraxelt, dann ist für ihn mit dreißig ein weiblicher Busen so aufregend wie der Buckel von einem Kamel. Deshalb braucht er eine Orgie.

Die letzten Tage von Pompeji verbringt der Eolo hauptsächlich in der Küche. Dort bereitet er die Drinks und die Sandwiches, zu welchen er die Bestandteile mitbringt. Wir vergnügen uns im Salon. Bitte, meistens vermeide ich es, daß die Vergnügungen in eine richtige Orgie ausarten, denn der Eolo bezahlt einen Pauschalbetrag, ob man sich mit einem oder mehreren Freiern abgibt, wodurch eine Mehrleistung keine entsprechende Entlohnung findet. Was dem Eolo aber egal ist. Mitten in den letzten Tagen von Pompeji erscheint er, nackt, wie ihn der Herrgott geschaffen hat, in einem Zustand, der auf ein aktives Interesse hinweist. Von einem solchen ist aber keine Rede. Sondern er hat einen Lorbeerkrantz und das kahle Haupt, trotzdem er einen römischen Sklaven darstellt. Das äußert sich darin, daß er sich vor jeder Gruppe tief verbeugt und teils *Wodka*-

Martinis, teils Kaviar-Sandwiches anbietet. Wir müssen ihn anschreien oder ihm Fußtritte versetzen, je nachdem. Mir ist das persönlich nicht angenehm, weil ich von Natur aus eher freundlich bin. Aber es ist in den letzten Tagen von Pompeji inbegriffen, und außerdem zeigen seine körperlichen Merkmale, daß es ihm angenehm ist, wenn man ihn saumäßig behandelt. Manchmal ist die schlechte Behandlung ganz verdient, weil er einem die Sandwiches aufdrängt, wo man gar keine freie Hand hat. Worauf er wieder in der Küche verschwindet, wo er, wie jeder Mann, eine Unordnung zurückläßt. Doch wird diese in meine Arbeitszeit eingerechnet. Den anderen Mädchen trete ich dafür keine Prozente ab, was nur recht und billig ist. Beim Aufräumen helfen sie nämlich nicht mit, und die blödeste Zugehfrau beansprucht heutzutage einen Stundenlohn von sechshundert Lire.

Diesmal wurden die letzten Tage von Pompeji mittendrin unterbrochen. Ich versuchte gerade einen Freund vom Eolo, den kleinen Roberto, in die französische Liebeskunst einzuweihen – was aber eine Protzerei von den Franzosen ist, weil es sich um eine internationale Gepflogenheit handelt –, und Eolo bittet gerade die Franchise de- und wehmütig um Verzeihung, weil er ihr den *Wodka-Martini* auf den Bauch geschüttet hat – natürlich absichtlich, wegen der Bestrafung –, da muß ich mich aus meiner knienden Lage erheben, die sowieso nicht sehr bequem ist, denn es läutet an der Tür. Ich, nicht faul, werfe mir einen Schlaf rock um, weil ich das Nahen der Polente befürchte. Diese hat Vorurteile gegen eine mehrschichtige Ausübung des Sexuallebens. Vor der Tür steht Bossi, in diesem Fall ein ausgewachsener Türke. Daran nicht genug, in seiner Gesellschaft befindet sich sein ganzer Generalstab, drei Fotografen mit ihrem ganzen Gelump, als wollten sie *Cleopatra* filmen. Ich bekomme natürlich einen roten Kopf, denn wenn ich etwas nicht leiden kann, dann sind das Besucher, die nicht die Höflichkeit haben, sich anzumelden. Ich beherrsche mich aber und erkläre

wie eine echte *Contessa*: »Ich habe Gesellschaft, haben Sie die Güte, sich zu verzupfen.« Daraufhin macht der Bossi, der Bazi, der verdächtige, dreckige Bemerkungen wie zum Beispiel: »Was da drin geschieht, *Contessa*, das könnten wir gut fotografieren.« Ich erkläre aber gleich energisch, er soll morgen wiederkommen, und zwar allein, von Aufnahmen ist in unserer Vereinbarung keine Rede. Er aber sagt: »Es muß noch heute nacht sein.« Ich kann meine Gäste nicht allein lassen, bitte, ich weiß, was ich mir als Gastgeberin schuldig bin. Deshalb sage ich ja. Ich lasse mir auch nichts anmerken, wie ich wieder den Salon betrete. Allerdings hat meine Abwesenheit auch ihr Gutes gehabt, denn die »Neapolitanerin« hat meine Tätigkeit dort aufgenommen, wo ich aufgehört habe; der kleine Roberto hat es wahrscheinlich gar nicht bemerkt, weil der Rotzbub auf die individuellen Unterschiede noch keinen Wert legt. Und der Eolo ist inzwischen schon wieder in der Küche. Der Bossi muß unten gewartet haben, bis sich die Gesellschaft entfernt hat, denn kurz vor Mitternacht erblicke ich seine reizvolle Gestalt direkt vor dem Guckloch. Allein.

Kaum hat er meine Gemächer betreten, da geht das Feuerwerk los. Erstens fragt er mich ganz großköpfig, ob ich glaube, daß mich *Quest’Ora* für meine schönen blauen Augen bezahlt. Die beginnen, sagt er, zu Weihnachten mit der Lebensgeschichte von meiner »besten Freundin«, was man aber von der Hertha nicht sagen kann. Dazu brauchen sie, sagt er, die Fotografien von mir und meiner Häuslichkeit. »Sie kommen aufs Titelblatt«, sagt er in befehlendem Tonfall, »bereiten Sie Ihre dürftigsten Bikinis vor.« »Von einem Titelblatt war gar keine Rede«, erwidere ich, »denn ich bin nicht ermordet worden. Vorderhand bin ich noch ganz lebendig, zu Ihrem Leidwesen.« »Wir können nicht jede Woche die Enzian bringen«, sagt er rücksichtslos, »wenn die Leute genug von der Enzian haben, kommen Sie dran, dafür werden Sie bezahlt.«

»Das kommt gar nicht in Frage«, erwidere ich, »denn es ist eine Geschäftsschädigung, und ausweisen lasse ich mich wegen Ihrer dreckigen Illustrierten noch lange nicht.« Darauf hat er aber nur gewartet. Wie ein nackter Wilder legt er los. Daß ich ihn an den Canonica verraten habe und daß ich ein Polizeispitzel bin, ein elender. Aber daß der Canonica dafür bezahlen wird, weil es einem hohen Polizeibeamten nicht gestattet ist, mit einem Call-Girl zu schlafen, noch dazu mit einem ausländischen. Worauf der Bossi einiges zu hören bekommt. Was ich in München auf der Straße gelernt habe, liegt schon in weiter Ferne, und ich habe in der Heimat auch nur die besten Gegenenden aufgesucht. Außerdem habe ich, trotzdem ich *perfettamente* Italienisch spreche, Schwierigkeiten mit meiner Ausdrucksweise, besonders in berechtigtem Zorn, aber was der Bossi von mir zu hören bekommt, das steht in keinem Wörterbuch von einer *Contessa*. Ich bin wegen meinen feinen Manieren bekannt, aber wenn sich einer darauf verläßt, ist das ein Mißbrauch. Und auf den Canonica lasse ich nichts kommen, er ist ein Herr, jeder Verkehrspolizist macht da eher einen Annäherungsversuch, und ein Polizeispitzel bin ich auch nicht, denn wer hat schon von einem unbezahlten Spitzel gehört?

»Was Sie für ein verreckter Sauhund sind, ein verreckter«, sage ich mit äußerster Zurückhaltung, »das ersehen Sie aus der Tatsache, daß mir ein gewisser Aldo Fontana von *Lui e Lei* eine halbe Million geboten hat für meine Memoiren, aber weil ich mit Ihnen abgeschlossen habe, exklusiv, habe ich es glatt abgelehnt. Dabei schaut der Aldo direkt wie ein Gott aus, und Sie schauen aus wie ein Blinddarm, ein operierter.«

Das hat dem Darmfortsatz die Rede verschlagen, wenigstens für einen Moment. Dann legt er aber gleich wieder los, in seiner ordinären Art: Wenn der aus einem anständigen Haus kommt, dann soll ich nicht Christa Sonntag heißen. Er redet ziemlich wild durcheinander. Daß mich die Polizei nicht schüt-

zen kann, weil nämlich die Presse mächtiger ist als die Polizei. Und daß ich nichts gehört habe, wie man die Hertha um die Ecke gebracht hat, das kann ich nur so einem Idioten wie dem Canonica andrehen, und das mit dem Dichter ist mir auch ein bißchen spät eingefallen; bevor ich mich gegen ihn wende, soll ich bedenken, daß er ein unbescholtener Staatsbürger ist, ein italienischer, und ich bin nur ein Call-Girl, ein ausländisches. Ich weiß nicht, was er sich da ausgedacht hat. Wegen dem Titelblatt kann es nicht sein, das könnte er mit schönen Worten und einer Extra-Zuwendung eher erreichen. Ich habe das Gefühl, daß ihm der Arsch mit Grundeis geht, wie man bei uns in München sagt. Jedenfalls sage ich: »Sie sind ein solches Schwein, daß Sie bei uns auf der Landwirtschaftsausstellung den ersten Preis bekommen würden. Gegen sie ist der Aldo Fontana ein Malteserritter. Und jetzt sagen Sie schon, was Sie im Schilde führen, denn in fünfzehn Minuten ist Sperrstunde.«

Daraufhin wird er zahm wie ein Opferlamm, wenigstens scheinbar. »Ich weiß nicht, warum Sie schreien«, sagt er, »wo ich nur gekommen bin, um Ihnen eine Million Lire zu bringen.«

Da verschlägt es mir allerdings die Rede. »Auf zweckdienliche Angaben«, sagt er, »die zur Festnahme des Täters führen, ist ein Preis von einer Million ausgesetzt. Können Sie eine Million gebrauchen?« Bitte, eine Million kann ich gut gebrauchen, weil die Grundstückspreise schon wieder hinaufgegangen sind. Aber was soll das heißen, zweckdienliche Angaben; ich lasse mich auf nichts ein. Darum erkläre ich wahrheitsgemäß, daß mir keine zweckdienlichen Angaben bekannt sind.

Sie haben mir gesagt, daß die Enzian mit einem Schriftsteller gegangen ist«, sagt Bossi. »*Big deal!*« sage ich.

»Das hat mich auf die Spur geführt«, sagt er. »Wissen Sie den Mörder?« frage ich. »Ich bin fast sicher«, sagt er. »Nicht genug sicher, damit ich ihn anzeigen kann, aber fast sicher.

Wenn Sie sich ein bißchen anstrengen, kriegen Sie die Million.« »Dazu müßte ich zur Polizei gehen«, sage ich blitzschnell. Denn wenn ich auch nicht so viele Bücher gelesen habe wie ein Universitätsprofessor, geschwinder denke ich auf jeden Fall.

»Ich bin Reporter«, sagt er, »ich kassiere keine Gelder von der Polizei. Wenn ich sage, daß Sie mich auf die Spur gesetzt haben, kriegen Sie die Million.« »Für meine schönen blauen Augen machen Sie das sicher nicht«, erwidere ich, weil es mich wurmt, was er vorhin von meinen schönen blauen Augen gesagt hat. »Nein«, sagt er, »aber vielleicht erinnern Sie sich, daß Ihnen die Enzian gesagt hat: ›Ich brauche die Flasche Grappa, weil mein Besucher Geburtstag hat.‹« Das habe ich ihm nicht gesagt, aber das will er hören, das steht fest. Und eine Million geht nicht zu Fuß. Darum sage ich weder ja noch nein, weil ich mir das überlegen muß. Es steht nämlich zu viel in den Zeitungen von unüberlegten Handlungen, besonders im Gerichtsteil. »Noch zwei, drei Tage«, sagt Bossi und steht auf, »dann können Sie ruhig schlafen. Es tut mir leid, daß ich den Mörder ausgerechnet diesem Canonica ans Messer liefern muß. Na, die Million haben Sie sich jedenfalls schon verdient. Das heißt, wenn ich mit meinem Verdacht auch recht behalte.«

Wie er geht, ist es halb zwei. Ich denke nach, ob ich den Canonica gleich anrufen soll, aber der alte Mann arbeitet sowieso zu hart, er braucht seinen Schlaf. Und man soll keine unbefechteten Handlungen begehen. Ich gehe also in die Küche, wo es aussieht wie nach der Schlacht von Marathon. Ich wasche ab, natürlich per Automat, weil es nämlich mein Prinzip ist, daß eine schmutzige Küche tief blicken läßt. Wer am Morgen eine schmutzige Küche betritt, der kann keinen sauberen Charakter haben. Seit die Hertha tot ist, ist das nicht nur ein Prinzip, ich habe einen Aberglauben. Der Zustand, in dem man ihre Küche gefunden hat, der hat nämlich jeder Beschreibung gespottet. Eine Kinderstube hat sie nicht mitgebracht, was ich ihr

aber nicht ankreiden möchte. Dann setze ich mich auf das Stockerl und löffle den Rest vom Kaviar aus, trotzdem ich Kaviar auf den Tod nicht leiden kann. Aber es ist eine Sünde, Kaviar wegzuwerfen, wo die Kinder in Vietnam nichts zu essen haben. Inzwischen denke ich angestrengt nach. Wenn der Bossi glaubt, daß ich ein Polizeispitzel bin, kann er sich nicht einreden, daß ich dem Canonica nichts von seinem liebenswürdigen Besuch sage. Oder er glaubt, daß ich die Million auf jeden Fall kassieren will. Wegen dem Titelblatt ist er nicht gekommen, das steht fest. Wie der Canonica zum erstenmal hier war, hat er gesagt, ich soll dem Bossi erzählen, was ich will, ihn interessiert nur, was der Bossi wissen will. Ich kann ihm ja sagen, was der Bossi wissen will, damit halte ich immer noch mein Versprechen.

Eine Entscheidung treffe ich aber erst morgen, weil ich sonst nicht schlafen kann und weil man in der Sonne die Sachen ganz anders sieht. Ich denke oft an die Hertha, und jedesmal, wenn ich in die Kirche gehe, zünde ich eine Kerze für der Hertha ihr Seelenheil an. Aber ich kann mich nicht mein Leben lang mit ihr beschäftigen.

Italo Canonica

Donnerstag, 14. Dezember. Über den Anruf von Christa Sonntag nachgedacht. Klang verworren. Schriftsteller, Grappa, Geburtstag. Trotz meinen eindringlichen Fragen schwer festzustellen, was er ihr, was sie ihm gesagt hat. Bossi weiß von dem Mörder soviel wie ich. Oder mehr? Seine Methode erinnert mich an ein lehrreiches Spiel, das ich früher mit jungen Kriminalbeamten zu spielen pflegte. Wir gingen von einer fiktiven, unaufgeklärten Mordtat aus. Ich zeichnete auf einem Papier alle Einzelheiten des Verbrechens auf, wie sie nur dem Täter bekannt sein können. Das Papier wurde, zusammen mit mehreren leeren Zetteln, gefaltet in einen Hut geworfen. Der »Mörder« war derjenige, der das beschriebene Blatt gezogen hatte. Ich beteiligte mich nicht, die anderen nahmen sich gegenseitig ins Verhör. Der »Mörder« verriet sich meistens schon bald und aus einfachem Grunde: Er allein besaß eine genaue Kenntnis der Tat. Schuld und Wissen. Bossi hatte Christa Sonntag vermutlich in gewisse Einzelheiten eingeweiht, um später behaupten zu können, er habe sie von ihr erfahren. Oder: Bossi erwartet, daß mir die *Contessa* alles sagt. Unter anderem auch, daß er noch »zwei, drei Tage« braucht, um den Mörder zu stellen, daß er noch »nicht ganz sicher« (?) ist. Alibi. Ich fliege Samstag nach Paris. ... Eine Peinlichkeit habe ich hinter mir, das Gespräch mit Giannini. Ich konnte ihm weder den Grund meiner Reise nach Paris verheimlichen, noch konnte ich ihn über die Ergebnisse der Untersuchung weiter im unklaren lassen. Von den zwei Stunden, die ich in seinem Büro verbrachte, verließ die erste überraschend angenehm. Er sprang zwar von seinem Schreibtisch auf, wie immer, wenn ich sein Zimmer betrete, aber wir setzten uns dann ungezwungen an den Konferenztisch. Selbstverständlich habe ich ihm nichts verschwiegen. Er stimmte mit meinen Schlußfolgerungen überein, auch mit der

Erkenntnis, daß der Schlüssel bei Signora Chiesa, jetzt Signora Manghera, liegt. Die Fälle Enzian und Pisenti haben uns in eine Sackgasse geführt. Der Fall Chiesa dagegen weist Lücken auf, die sich vermutlich schließen lassen. Man hat die Nachforschungen zu früh unterbrochen, weil man glaubte, den »Schuldigen« gefunden zu haben. Wenn sich Signora Manghera an einen Schriftsteller erinnert, der mit ihrer Tochter verkehrte, sind wir mit großer Wahrscheinlichkeit am Ziel. Das hat man sie nie gefragt – warum auch? Meine Bemerkung, daß man guten Grund hatte, die Nachforschungen einzustellen, beruhigte Giannini: Er hat die Untersuchung selber geleitet. Er lobte meinen Scharfsinn (?), was unter vier Augen nicht sehr kostspielig ist. Werden drei Fälle, Schandflecken der Polizei, gleichzeitig aufgeklärt, steht Giannini der Weg ins Präsidium offen. Warum soll ich nicht dem neuen Polizeichef in den Sattel helfen? Ich werde lesen, kochen, vielleicht an meinen Erinnerungen arbeiten. Gut, daß ich nicht um zehn Jahre jünger bin; man hätte doch wieder über meinen Kopf hinweg einen neuen Mann zum Chef der Mordkommission befördert. Vor zehn Jahren hätte es mich geschmerzt. Es heißt, daß man alles zu spät erreicht. Man könnte es auch anders formulieren: Spät ist es nicht mehr schmerzlich, daß man nichts erreicht hat. Es wird sich nie entscheiden lassen, ob das, was man in der Jugend für wichtig hielt, wichtig war oder so unwichtig, wie man später annimmt. Da der Fuchs die hochhängenden Trauben nicht erreichte, glaubt man, daß sie süß waren, vielleicht waren sie aber wirklich sauer. Nicht alles Unerreichbare ist süß; manch ein alter Fuchs trauert saueren Trauben nach. Als ich Giannini gegenüber meinen Verdacht erwähnte, daß *Quest’Ora* den Mörder längst kennt, ja daß der eventuell für das Blatt seine Memoiren schreibt, nahm das Gespräch eine unerfreuliche Wendung. Er wurde bleich. »Das ist ausgeschlossen«, sagte er, »ich kenne Vanetti persönlich; er ist ein Mann von hohen Grundsätzen.« Ich beschränkte mich auf die Aufzählung von

Tatsachen. Ich schonte Vanetti, sprach vornehmlich von Bossi. Ich sagte: »Sollten die Memoiren des Mörders in *Quest’Ora* erscheinen, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die Staatsanwaltschaft einzuschalten.« – »Das sind alles Indizien, *caro amico*«, sagte Giannini. »Haben wir nicht genug Schwierigkeiten mit der Presse? Die Presse ist eine große Familie; man kratzt sich gegenseitig die Augen aus, aber gegen den Außenstehenden ist man sich einig.« Ich versuchte, an seine Eitelkeit zu appellieren: Es könnte ja geschehen, daß uns *Quest’Ora* zuvorkommt. »Dann waren wir eben zu langsam«, sagte Giannini – er meinte natürlich, ich sei zu langsam gewesen. Darüber ging er aber schnell hinweg: Auch mit mir will er es sich nicht verderben. Er hob zu einem gewichtigen Diskurs über die Nützlichkeit der Presse an: »Schließlich kommt es darauf an, den Täter zur Strecke zu bringen, wenn uns die Presse dabei hilft, sollten wir uns nicht beklagen.« – »Wenn ein gemeinfährliches Individuum«, sagte ich, »dank einer Zeitung frei herumläuft, dann ist das ein strafbarer Tatbestand.« Was strafbar, was nicht strafbar sei, erwiderte Giannini, das werde heute anders interpretiert als früher – er hätte ebensogut sagen können, ich sei ein alter Trottel. Schnell fügte er hinzu: »Selbstverständlich, die Sache klingt bedenklich. Ich bin froh, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben. Andererseits stützen Sie Ihr Wissen auf die Aussagen eines geduldeten Call-Girls. Das sind keine überzeugenden Beweise.« – »Der Beweis wäre die Veröffentlichung der Memoiren«, sagte ich. Er sagte: »Nur wenn uns *Quest’Ora* damit überrascht.« Er legte seine Hände auf meine Schultern, bildlich gesprochen. »Sie werden mit Ihrer gewohnten Brillanz«, sagte er, »die Fälle Enzian, Pisenti und Chiesa lösen. Wie sehr werden wir Sie vermissen! Dann können Sie sich auf Ihren Lorbeeren ausruhen.« Richtiger: Er gedenkt, sich auf meinen Lorbeeren auszuruhen, vielleicht Seite an Seite mit Vanetti. Ich ließ es dabei bewenden. Solange der Mörder nicht verhaftet ist, bleibt meine Position schwach.

Nach meiner Rückkehr aus Paris werde ich einen anderen Ton anschlagen.

... Nachtrag zum Sonntag. Pia hatte Geburtstag, und die Familie versammelte sich in ihrem Haus zu einem festlichen Mittagessen. Es gab *Minestra di spinaci*, wie man sie in Florenz zubereitet, *Maccheroni con ragli alla bolognese*, *Arrosto di cinghiale romanound* eine Kastanientorte, die ich beisteuerte. Pia und ihr Mann, Alfredo und Bianca, Flaminio und Elisa, die sieben Enkelkinder. Ich schenkte Pia neunzehn verschiedene Küchenutensilien, die ich im Laufe des Jahres zusammengetragen hatte. Jedes Stück war einzeln verpackt: neunzehn Geschenke. Sie freute sich wie ein Kind, obwohl ihr Eugenio alles kaufen kann; seine Apotheke gedeiht, er denkt daran, Filialen in der Provinz zu eröffnen. Flaminio konnte sich endlich einen neuen Wagen kaufen, einen hübschen Fiat, den er stolz vorführte. »Es ist doch merkwürdig, daß wir uns alle mögen«, flüsterte mir Alfredo zu, als wir uns um sechs Uhr abends nur schwer trennten. Möglich, daß es merkwürdig ist. Es ist allerlei gegen uns vorzubringen. Obwohl wir sehr verschieden sind – Pia sieht wie Adele aus und hat meinen Charakter, Flaminio ist mir ähnlich und hat Adeles Charakter, Alfredo ähnelt keinem von uns beiden -: Nicht einmal die Schwiegertöchter und der Schwiegersohn sind Neurastheniker. Wir haben unsere Probleme, aber, soweit ich das beurteilen kann, sind sie ziemlich alltäglich. Keiner von uns langweilt sich; wahrscheinlich langweilen wir alle anderen. Krankheit ist das Amusement der Zeit, die Gesunden Störenfriede. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir zufrieden (?) sind, also nicht zum Fortschritt beitragen. Wir schämen uns nicht einmal unserer Zufriedenheit: ein erschwerender Umstand. Aus den sieben »Kardinaltugenden« des Christentums sind Sünden geworden. *Weisheit* fordert den Radikalismus heraus. *Tapferkeit* ist anrüchig, sie erinnert an militärische Eigenschaften. *Besonnenheit* gilt als spießerisch. *Ge rechtigkeit* ist dubios, weil sie einerseits auf das verherrlichte

Individuum, andererseits auf die Interessen der verherrlichten Kollektivität keine Rücksicht nimmt. *Liebe* bedroht den intellektuellen Hochmut. *Hoffnung* widerspricht einem koketten Pessimismus. Und *Glaube* könnte in Religion ausarten. Zugleich haben sich die Todsünden in Tugenden verwandelt. *Hochmut* ist die Parole der selektiven Gesellschaft. *Geiz* ist die Triebfeder des Kapitalismus und die falsche Bescheidenheit des Sozialismus. *Wollust* wird mit allen Mitteln auch dort gefördert, wo sie der Natur widerspricht. *Zorn* ist Beweis für Jugendlichkeit und fortschrittliche Gesinnung. *Völlerei* – siehe Wollust. *Neid* ist die Voraussetzung des kompetitiven Systems und Werbung für die klassenlose Gesellschaft. *Trägheit des Herzens* bewahrt vor dem Rückfall ins Christentum. Die Umkehrung der Moral wird aber nur durch die bewußte, unentwegte, propagandistische Verspottung des Privatlebens möglich. Wer seine Familie liebt, gerät in Gefahr, seine Mitmenschen zu lieben; es ist daher unerlässlich, das Familienleben als »bürgerlich« zu verketzern. Der geregelte Wohlstand verringert Geiz, Zorn und Neid, widerspricht der Wollust und Völlerei einer »auserwählten« Minderheit, muß also als dumm und seicht verdammt werden. Der bessere Alltag verringert den revolutionären Elan, obwohl man annehmen sollte, daß der bessere Alltag das Ziel der Revolution ist. Niemand wagt es, die neuen Schimpfwörter – Mehrheit, Bürgerlichkeit, Materialismus, Automatisierung, Sittlichkeit – zu untersuchen, das heißt festzustellen, ob sie wirklich etwas Schimpflisches bezeichnen und mit wahrhaft schimpflichen Begriffen – Dummheit, Faulheit, Habsucht, Rücksichtslosigkeit, Heuchelei -identisch sind. Man wehrt sich gegen das, was man ist, und verteidigt sich durch Imitation. Ist das alles tatsächlich auf die Mechanisierung zurückzuführen? Die modernen Philosophen, verkappte Soziologen, behaupten es; es klingt überzeugend. Aber was schlagen sie vor? In meiner Kindheit pflegte man den Kleinen zu sagen: »Iß deinen Spinat, denk an die vielen armen Kinder, die sich

damit freuen würden.« Der Satz war mir schon damals verdächtig. Was haben die armen Kinder davon, fragte ich, wenn ich meinen Spinat esse – es bleibt dann doch weniger Spinat für die Armen. Oder soll ich meinen Spinat mit besonderem Genuss verzehren, weil ich weiß, daß andere darben? Auch schmeckt mir der Spinat nicht besser, weil andere ihn vielleicht mögen – was ohnedies unbewiesen ist. Die modernen Philosophen weichen dem Risiko der Lösungen aus, was für die reine Philosophie statthaft wäre, für die neue soziologische Philosophie aber unstatthaft ist: Spinat-Philosophen. Sie jammern, wie die meisten von uns, über den technischen Fortschritt, der den Menschen, so behaupten sie, zum Automaten macht; sie befürchten, nicht zu Unrecht, daß der Mensch durch den Automaten immer manipulierbarer werde, aber sie fordern den Menschen auf, sich gegen die Manipulation zu wehren, ohne an den Grund des Übels, die Maschine, zu röhren. Sie haben nicht die Courage der schlesischen Weber, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Maschinen stürmten – denn *das* wäre ja, hinwiederum, unmodern. Überdies ist nicht jeder, der Maschinen stürmt, ein Revolutionär, es sei denn, daß er sagt, wie er sie ersetzen will. Die schlesischen Weber waren zwar arme Teufel, aber rabiate Spießer, ihre Ziele waren reaktionär. Wir wissen ganz genau – sogar die soziologischen Philosophen wissen es –, daß die Maschine unzerstörbar bleibt. Was tun? Die Besinnung auf das Individuum – was jedoch eine Spinat-Phrase bleibt, wenn man sie nicht mit der Besinnung auf das Privatleben gleichsetzt. Indes ist diese gleichfalls verdächtig, denn bekanntlich hat nur der Spießer ein Privatleben. Wenn Waschmaschinen und Raumschiffe das individuelle Zusammenleben – ein trivialer, aber synonymer Begriff für Moral – gefährden, dann könnte nur Stärkung der Moral die Antwort sein. Das ist mit der Abschaffung der Zehn Gebote schwer zu bewerkstelligen. Die Philosophie verkleidet sich als Soziologie, hält aber mit den sozialen Notwendigkeiten nicht Schritt. Der

Kapitalismus (?) mag veraltet sein, der Sozialismus ist unbedingt eine Utopie von gestern. Er hat in der bürgerlichen Gesellschaft zur Verspießerung (?), in der sozialistischen zum Bankrott geführt. Vielleicht übersehen sowohl Kapitalismus wie Sozialismus die simple Sehnsucht der Mehrheit nach Privatleben, richtiger: nach der Gegenwart. Wenn Marx von der Diktatur des Proletariats sprach, sprach er von der Demokratie, denn das Proletariat, die Unterdrückten und Ausgebeuteten, waren zu seiner Zeit die Mehrheit. Es gibt keinen einzigen Beweis, daß die Maschine den Menschen der sozialistischen Gesellschaft weniger schmatzend verzehrt als den der bürgerlichen: Die Maschine ist kein *gourmet*, sondern ein *gourmand*. Das Establishment, ein Modewort, existiert also überall, wo es Maschinen gibt: ohne Maschinensturm kein Sturm auf das Establishment. Der moderne Anarchismus setzt der Automatisierung keinen Widerstand entgegen. Er wirft der Maschine einen Kadaver vor. Die Zeitbombe tickt weiter. ... Pia nach dem Rezept ihres vorzüglichen *Arrosto di cinghiale romano* gefragt. Grundrezept: Etwa anderthalb Kilo Wildschweinrücken wird über Nacht mariniert. Die Marinade besteht aus zwei bis drei Eßlöffeln Olivenöl, drei Eßlöffeln feingehackter Rosmarinblätter, zwei Knoblauchzehen, Salz, Pfeffer und einem Eßlöffel Weinessig. Dann in fünfzig Gramm Öl braten, salzen, mit Bouillon auffüllen. Das Braten erfolgt bei mittlerer Wärme. Nach einer halben Stunde ein Glas Rotwein, einen Eßlöffel Essig, je einen Eßlöffel Rosinen, Pinienkerne und Korinthen hinzufügen, mitschmoren lassen. Zuletzt muß die Soße mit etwa einem Teelöffel Pfeffer gewürzt werden, am besten streut man noch einige Pinienkerne darüber. Mit Polenta schmeckt es am besten.

Freitag, 15. Dezember. Flugkarte liegt bereit. Signora Manghera trifft heute in Paris ein. Bin für morgen bei ihr angemeldet. Freue mich auf die Reise. ... Überraschender Besuch von Bossi bei Giannini. Daß er mich übergangen hat, stört

mich wenig. Bossi hat Angst. Er hat Giannini ein Tagebuch der Enzian übergeben; *Quest’Ora* hat es in Wien gekauft. Sie werden es veröffentlichen. Enthält keinerlei Anhaltspunkte. Bossi hat zugleich erklärt, er sei dem Mörder auf der Spur, glaubt, ihn in den nächsten (?) Tagen »liefern« zu können. Giannini hätte ihn natürlich verhören müssen, aber er war vom »guten Willen« Bossis beeindruckt. Sein Verdacht sei »ernstlich begründet«, erklärte Bossi, aber er wolle sich nicht blamieren, die Polizei nicht »irreführen«. Ferner sagte Bossi, es sei »fatal«, daß er den Mörder von Lucia Chiesa und Vera Pisenti sicher (?) überführen könnte, doch sei die Verbindung des Mörders mit der Enzian noch »ungewiß«. Daher seine Zurückhaltung. Ich fragte Giannini, ob er Bossi auf die Folgen einer verschleppten Anzeige aufmerksam gemacht habe. Ausweichende Auskunft. Bossi soll geantwortet haben, er sei schließlich Kriminalreporter, er könne seine Anzeige nicht auf unbewiesene Vermutungen basieren. »Seien wir diplomatisch«, sagte Giannini, »auf ein paar Tage kommt es nicht an; schließlich ist es uns lieber, wenn wir sagen können, daß wir den Mörder ohne Hilfe der Presse gefunden haben.«

... Zum Abendessen bei Silvano Guerra. Wir haben bis ein Uhr nachts alle Aspekte des Falles diskutiert. Silvano ist ein hervorragender Kriminalist. Ich habe ihn über die Machenschaften von Vanetti, Bossi & Co. informiert. Möglicherweise fällt die Anklage in sein Gebiet. Leider ist er, wie Giannini, der Ansicht, daß eine Anklage, die vornehmlich auf den Aussagen eines Call-Girls beruht, schwer bestehen würde. »Ich bin sicher, daß Vanetti ein Alibi hat«, sagte Silvano. Damit hielten wir bei seinem Lieblingsgegenstand. Er hält Vorträge über die Bedeutung des Wortes Alibi; er tritt für eine neue Interpretation des Begriffes ein. »Es gibt keinen so verwirrenden«, sagte er, »da man in der Rechtsprechung Alibi als den Nachweis betrachtet, daß man vom Tatort abwesend war, während im Sprachgebrauch Alibi ein Synonym für Rechtfertigung ist. Un-

schuld durch Abwesenheit – wie bequem! Die größten Verbrecher des Jahrhunderts waren vom Tatort abwesend.« – »Immerhin«, wandte ich ein, »hat man den Begriff .des Schreibtischmörders geprägt.« – »Man hat ihn aber mit einer politischen Rechtfertigung, dem zweiten Alibi, ausgestattet«, erwiderte Silvano. »Vergiß einen Moment deine Verbrecher. Ist Abwesenheit überhaupt eine Rechtfertigung? Die ganze Menschheit ist auf der Suche nach einem Alibi.« Der Bürger, der nicht zur Wahlurne geht, sagte Silvano, sucht ein Alibi. Was geschieht, geschieht ohne ihn, in seiner Abwesenheit. Auch schlechte Regierungen, Diktaturen beispielsweise, sind ein Alibi: Man ist von ihren Entscheidungen »abwesend«. Die Regierung, ihrerseits, betont, daß sie sich nicht in die Angelegenheiten anderer Regierungen einmischt; sie ist vom Tatort »abwesend«. Die Zeit, meinte Silvano, sei das bequemste, billigste und beliebteste Alibi, sie rechtfertigt alles. »Besonders«, sagte ich, »wenn wir in der Vergangenheit oder in der Zukunft leben. Die Abwesenheit von der Gegenwart ist unser Alibi.« Ich versuchte, das Gespräch wieder auf Vanetti zu lenken. Vielleicht ist es meine verletzte Eitelkeit, aber ich beschäftige mich mehr mit dem Fall Vanetti als mit dem Fall Enzian. Silvano meinte, Vanetti sei keine Ausnahme. Wie es die Technik möglich macht, ein ferngelenktes Verbrechen zu begehen, so erzeugt das intellektuelle Denken die Alibis am Fließband. Nur die Gesetzgebung mit ihren physischen Vorstellungen von Anwesenheit und Abwesenheit ist hoffnungslos zurückgeblieben. Der moderne Mensch ist nicht weniger gewalttätig als der Urwaldmensch, aber er ist von seinen Handlungen »abwesend«: Anwesend, für die Tat verantwortlich ist seine soziale Umgebung, sind die Irrtümer seiner Eltern, die Komplexe seiner Jugend, die Fehler der Gesellschaft. Das Alibi der Jugend sei die Jugend, fuhr Silvano fort, das primitivste und überzeugendste aller Alibis. Es werde von uns allen akzeptiert, weil wir die Jugend zwar nicht lieben, aber gerecht sein wollen.

Was soll das heißen? »In der ganzen Geschichte«, sagte Silvano, »haben sich zwei Ideale abgelöst, das Ideal der Liebe und das Ideal der Gerechtigkeit, richtiger: Die Menschheitsgeschichte besteht aus Epochen, die entweder nach Liebe oder nach Gerechtigkeit strebten; augenblicklich leben wir im Zeitalter des Strebens nach Gerechtigkeit.« Das soll mir recht sein, erwiderte ich; was sollte man gegen eine Jugend einzuwenden haben, die nach der Gerechtigkeit greift? Silvanos Gedanke war mir neu; ich muß darüber nachdenken, vielleicht hat er es erfaßt, vielleicht spricht die Jugend gerade so viel von Liebe, weil sie Gerechtigkeit meint. »Es ist das Eiszeitalter«, sagte Silvano, »weil es das Untergeordnete für das Übergeordnete hält. Selbst wenn wir das Ziel der Gerechtigkeit erreichten, was höchst unwahrscheinlich ist, würden wir erfrieren. Christus am Kreuz hat an die Liebe Gottes geglaubt, an Seiner Gerechtigkeit wäre er verzweifelt. Gerechtigkeit ist selektiv, die Liebe ist es nicht. Wir werden aus der Misere dieser Zeit erst erwachen, wenn wir aus der Hypnose der Gerechtigkeit in die Realität der Liebe erwachen.« Seltsame Weisheit für einen Staatsanwalt. Zum Glück kann Silvano immer lächeln. »Natürlich sind wir, du und ich«, sagte er, »keine Ausnahmen, auch wir hinterlassen am Tatort ein wohlvorbereitetes Alibi, den Appell an die Gerechtigkeit.« ... Ich habe unser Gespräch nur flüchtig notiert; es ist ohnedies spät geworden. Silvano hat mich nicht unbedingt überzeugt. Ich fürchte Sätze, die nicht mit einem Fragezeichen enden.

Samstag, 16. Dezember. Ein sonniger Wintertag, sehr angenehmer Flug nach Paris. Zeitungen gelesen. Kriegsmeldungen aus Asien, Afrika, dem Nahen und Fernen Osten. Angst vor dem dritten Weltkrieg – man sollte von dem vierten sprechen, da der dritte längst begonnen hat. Die beiden Großmächte führen Krieg auf fremden Schlachtfeldern. In einer Zeit der Ratenzahlungen Kriege auf Raten. Was in Vietnam oder im Nahen Osten geschieht, ist kein Krieg, es geht um Schlachten, einzel-

ne Schlachten des dritten Weltkrieges. Ist einmal der Krieg im Gange, kann man sich die Schlachten nicht aussuchen. Wo ist das nächste Schlachtfeld? Das Beängstigendste am Krieg ist die Korruption, zu der er uns verführt. Es wird immer weniger wichtig, woran man glaubt, immer wichtiger, wohin man gehört. Man fragt sich nicht mehr, was Recht, nur noch, was einem recht ist. Man trat für die Neger ein, plötzlich empfindet man sich als weißen Menschen. Der Kommunismus bringt einem den eigenen Besitz zum Bewußtsein. Soll »*Right or wrong – my country*« zu einem moralischen Grundsatz werden?

... Zerstreute mich mit einer *Philologie der Küche*. Habe darin eine Erklärung für unseren alten italienischen Begriff: »Ihm fehlt der Salat Sixtus' V.«, gefunden. Papst Sixtus der Fünfte – ein interessanter Mann; er hatte sich vorgenommen, im Konklave zu sterben, und regierte dann doch fünf Jahre – schickte eines Tages einem Freund, der sich in elenden materiellen Verhältnissen befand und schwer erkrankt war, einen Korb mit Salatblättern. Zuerst ziemliche Konsternation über die Knausrigkeit des Heiligen Vaters. Als sich aber der Greis zusehends erholte, entstand eine Legende von der wundertätigen Wirkung des Salats. In Wahrheit hatte der Papst unter den Salatblättern eine volle Geldbörse mit Zechinen versteckt. Wem mit Geld mehr als mit guten Worten geholfen wäre, dem »fehlt der Salat Sixtus' V.«. Was aber nicht bedeutet, daß ich Salat nicht trotzdem für gesund halte.

... Von Orly sofort ins Hotel Raphael gefahren. Vornehme Atmosphäre, still, altmodisch, schöne Gobelins. Signora Manghera, die Witwe des Toilettendeckel-Fabrikanten, hat es weit gebracht. Ihr Mann erzeugt Papiertaschentücher. Sie empfängt mich in einem großen Appartement, das mit den Wandmalereien an die Bühne eines Amateurtheaters erinnert. Eine immer noch recht junge Frau, die es nicht notwendig hätte, sich jünger zu geben, als sie ist. Sie trägt, wie sie in das Gespräch

einfließen lässt, ein Courrege-Kleid, das in Paris auf sie »gewartet« hat. Der übertrieben herzliche Empfang verrät soziale Unsicherheit. Dabei ist es nicht leicht, das Gespräch auf ihre ermordete Tochter zu lenken. Begreifliche Flucht vor der Erinnerung. Oder will Manghera – er ist anwesend, ein kleiner ällicher Mann, offenbar einer jener Geschäftsleute, die sich außerhalb ihres Business verloren fühlen – nichts von der toten Tochter wissen? Seine Frau hat eine tote Tochter in die Ehe mitgebracht. Ich lenke das Gespräch auf die Freunde und Bekannten Lucias. Sie vermeidet es, von der Schwangerschaft ihrer Tochter zu sprechen, ist aber von der Schuld des freigesprochenen Liebhabers überzeugt. Sie hat ihn im Prozeß belastet: Wer hing nicht an seinen Irrtümern? Ich stelle die direkte Frage: Hat sich im Bekanntenkreis ihrer Tochter ein Schriftsteller oder Dichter befunden? Nein, sie erinnert sich nicht. Viele junge Leute seien im Haus aus und ein gegangen, sogenannte Künstler – »Sie wissen ja« –, darunter vielleicht ein Schriftsteller. Ziemlich entmutigend. »Ich spreche von einem Mann, der damals knapp fünfzig war«, sage ich. »Ausgeschlossen«, sagt sie, Lucia habe die Gesellschaft älterer Männer gemieden. Und ihre eigenen Bekannten? »Ich habe immer die Gesellschaft älterer Männer vorgezogen«, sagte sie. Sieht uns beide an, Manghera und mich, als wollte sie sagen: Selbst ihr seid, wenn es nach mir geht, noch nicht reif für den Friedhof. Aber ein Dichter oder Schriftsteller – nein, sie habe fast nur mit Freunden ihres verstorbenen Mannes verkehrt, in Industriekreisen: »So habe ich ja auch Stefano kennengelernt.« Meine Hoffnungen sinken, ich denke an Giannini und Bossi. Warum habe ich mir eigentlich eingebildet, daß Signora Manghera den Mörder ihrer Tochter gekannt hat? Ich nehme die Zeichnung, die unser Experte nach den Beschreibungen der Hausmeisterin und des Gehilfen im Schuhwarenladen angefertigt hat, aus der Aktentasche. »Erinnert Sie das Gesicht an jemand, den Sie zu jener Zeit gekannt haben?« Ihr Gesicht wird ernst, sie sieht wie

eine der modernen Puppen aus, die immer noch ein Puppengesicht haben, aber nicht mehr lächeln. »Ja«, sagt sie, »vielleicht ...« Sie greift sich an die Schläfen. »Die Augenbrauen! Aber Nase und Mund sind ganz anders.« Ich belehre sie über die Ungenauigkeit von Polizeizeichnungen. »Nein«, sagt sie, »er war kein Schriftsteller. Und er war mit mir, als der Mord geschah. Meine kleine Lucia ...« Sie hat Tränen in den Augen. Manghera räuspert sich ungeduldig, vielleicht ist er eifersüchtig, ich kenne das: die Eifersucht älterer Männer auf die Vergangenheit; sie fürchten den Vergleich. »Über die Stunde der Tat haben wir nur ungenaue Angaben«, sage ich. »Lucias Hauslehrer«, sagt sie. »Aber das ist ganz ausgeschlossen!« Sie erklärt weitschweifig, warum Lucia Nachhilfeunterricht nehmen mußte; wahrscheinlich hat sie ihrem zweiten Mann erzählt, daß Lucia eine Musterschülerin gewesen ist. »Warum sollte es ausgeschlossen sein?« frage ich. Sie kommt auf das Alibi zurück: Der Mord ereignete sich am Nachmittag, sie saß mit dem Hauslehrer auf der Terrasse des Cafe de Paris. Sie beschreibt ihn als einen stillen, stets unaufdringlichen, wenn auch nervösen älteren Herren – »ich hielt ihn für sechzig, aber wenn man jung ist ...« Sie hat ihn auf ein Inserat hin aufgenommen, »ein Schriftsteller war er sicher nicht«. Ob sie sich an den Namen erinnert? Bange Minuten. Ich muß über mich lächeln: ein Anfänger, der meint, seine Karriere hänge von der Lösung dieses und keines anderen Falles ab. Nach mehr als fünfhundert Morduntersuchungen ein ziemlich albernes Verhalten. Sie starrt auf das Bild. »Natürlich«, sagt sie, »ein ganz gewöhnlicher Name – die entfallen einem am leichtesten. Morelli. Augusto oder Aurelio Morelli, eher Aurelio.« Ich kann mit dem Namen nichts anfangen. »Die Augenbrauen«, sagt sie, »... meine arme Kleine hat sich darüber lustig gemacht.« Ich bitte sie, das Verhältnis ihrer Tochter zu Morelli möglichst eingehend zu schildern. Sie mißversteht mich: »Von einem Verhältnis konnte keine Rede sein.« Dann beschreibt sie ihn:

Ein Pedant, humorlos, leicht gereizt, von peinlicher Pünktlichkeit, mit Grundsätzen aus dem vergangenen Jahrhundert, offenbar sehr arm – »wenn er keinen Kaffee bekam, sah er enttäuscht aus, schlich sich weg wie ein geschlagener Hund« –, beklagte sich fortwährend über Lucia. Trug immer den gleichen Anzug, sehr sauber, wirkte um so ärmlicher. Ob sie sich nicht nach ihm erkundigt hat? Nein, das hat sie für überflüssig gehalten, der Mann wirkte so ehrlich! »Meine arme, arme Lucia!« Nun ist sie ebenso überzeugt, daß Morelli der Mörder ist, wie sie vorhin seiner Unschuld gewiß war. Ich befrage sie über die Unterhaltung im Cafe auf der Via Veneto. Er hatte das Rendezvous angeregt, wahrscheinlich, um sich wieder über Lucia zu beklagen; an den Inhalt des Gesprächs erinnert sie sich nicht. »Haben Sie ihn der Polizei gegenüber nie erwähnt?« frage ich. »Niemand hat nach ihm gefragt. Er war so grau, ein Nichts.« Kleine Schadenfreude: Ich werde Giannini sagen, daß niemand nach dem Hauslehrer gefragt hat. Niemand, das ist er. Ich frage: »Haben Sie Signor Morelli nachher gesehen?« Sie glaubt, daß er ein Beileidsschreiben an sie gerichtet hat, ist aber nicht sicher. »Er war beim Begräbnis«, sagte sie, »das weiß ich noch genau.« Ich erinnere mich an das Begräbnis: Giannini bat mich, ihn zu vertreten. Ein Gutpunkt für Giannini, obwohl ich nicht weiß, wie ich den Hauslehrer und im Hauslehrer den Mörder hätte erkennen sollen. Ich sage Signora Manghera, daß ich mich mit ihr in Verbindung setzen werde: Sie fliegt morgen nach Rom. Ich sehe beim Portier die Adresse der Italienischen Bibliothek nach, fahre sofort dorthin. Schlage im Gesamtverzeichnis den Namen Aurelio Morelli nach. Es sind sieben Bücher angeführt, davon nur noch eines, *Du bist Alcibiades*, auf dem Markt. Verlange ein *Who's Who* der italienischen Schriftsteller, kann den Namen nicht finden. Es fällt mir ein, daß das letzte Buch von Morelli 1954 erschienen ist. Wir finden ein Lexikon aus dem Jahre 1953. *Morelli, Aurelio, Schriftsteller, geboren am achten August 1909, Montefiascone.* Ich lese nicht

weiter. Ich überlege, ob ich im Büro anrufen soll, aber in einer Stunde fliegt eine Maschine nach Rom. Ich will sie unbedingt erreichen. – Immer dasselbe Gefühl: Sieg ohne Triumph. Auch wenn der Mörder schon hinter Gittern säße, wäre es kein Triumph. In die Gewißheit vom Sieg der Gerechtigkeit – ein großes Wort, aber würde ich nicht daran glauben, wäre mein Leben sinnlos gewesen – mischt sich Bitterkeit über die Schwierigkeiten, mit denen der Sieg errungen wird. Mit wem mißt man sich, wenn man sich mit Mördern mißt? Oder liegt es daran, daß die Jagd auf Menschen auch noch dann eine Menschenjagd bleibt, wenn es sich um einen Unmenschen handelt? Oder ist es die Hoffnungslosigkeit? – man gibt vor, das Verbrechen zu bekämpfen, und bekämpft nur Verbrecher. Während der eine verurteilt wird, mordet der andere. Wollen sehen, wer jetzt an der Reihe ist. Für mich ist allerdings keiner mehr an der Reihe. Wenn ich es recht bedenke, wäre Wehmut über das Ende der Kopfjagd fehl am Platze. Ich werde Morelli finden, auch wenn er in Spanien sitzen sollte. Am ersten Januar könnte ich mich zur Ruhe setzen. Hoffentlich schenken sie mir keine goldene Uhr. Aber vielleicht ist es verfrüht. Ich möchte jedenfalls nicht meine Schreibtischlade leeren, ohne daß ich die Verbindung Morellis mit *Quest’Ora* geklärt habe. War er der Mitarbeiter, von dem Bossi gesprochen hat, als er sagte, er habe sich eines Schriftstellers versichert? Alibi. Ist der Kampf gegen die Vanetti nicht viel hoffnungsloser als gegen die Morelli? Und wenn die Schuld Vanettis nachgewiesen werden könnte – was würde es den anderen Vanetti anhaben? Entsprechen sie nicht einem Bedürfnis, wie die Mörder und die Polizisten? Man macht jetzt viel Aufhebens von der Manipulation der öffentlichen Meinung. Hat sich mit der Technik nicht auch der menschliche Geist entwickelt? Ist es kein Hohn auf den menschlichen Geist, wenn man ihm nicht zutraut, die Manipulation zu durchschauen? Die Technik ist nicht so großartig und der Mensch nicht so dumm, wie die Theoretiker der Manipula-

tion behaupten. Das Angebot richtet sich nach der Nachfrage; gleichgültig, ob die private Wirtschaft oder der Staat dem Konsumenten auf den Mund schaut. Silvano hat vermutlich recht: Solange der Mensch ein Gewissen hat, das er lieber nicht haben möchte, sieht er sich nach einem Alibi um. Jeder Zeitungskiosk ist ein Warenlager von Alibis. Die Alibi-Verkäufer sind keine raffinierten Teufel, die im Namen geheimnisvoller Mächte handeln, und es bedarf keiner Hexerei, um eine so populäre Utilität, wie es ein Alibi ist, an den Mann zu bringen. Natürlich braucht auch der Alibi-Verkäufer ein Alibi: Schließlich essen auch die Bäcker Brot, tragen auch die Schuster Schuhe. Vanetti liefert der Masse ihr Alibi, und die Masse, zu Gegendiensten stets gern bereit, liefert ihm seines. Ich sollte lieber an Morelli denken; mit ihm werde ich leichter fertig werden. Er hat nur drei Frauen umgebracht. ... Einundzwanzig Uhr zehn in Rom eingetroffen. Primavesi telefonisch alarmiert. Noch ehe ich in der Stadt bin, kann das Meldeamt die Wohnung Morellis eruieren.

V

STILLE NACHT

Aurelio Morelli

Ich habe ein Taxi bestellt. Noch habe ich über mein Reiseziel nicht entschieden, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ich den Wagen wechseln werde, wie man einst die Pferde wechselte, doch südwärts werde ich fahren, weil der Feind annimmt, der Fliehende werde Rom anstreben. Ich werde den Fahrer anweisen, sein Gefährt der Küste entlang zu steuern, fort und immer weiter fort von Foce Verde, der denkwürdigen Stätte meines ersten Exils, doch will ich das Meer nicht aus dem Auge verlieren. Uns schützt nichts als das Bekannte; nur dort, wo die Fische zu Hause sind, bin ich zu Hause, nur wo ich zu Hause bin, fühle ich mich sicher, und wie nie zuvor bedarf ich der Sicherheit. Der unvernünftige Mensch nennt das Wasser zuweilen ein feindliches Element, obschon nichts feindlich ist als die bewohnte Erde: Nur die Erde beherbergt den Menschen, des Menschen Feind; jedes Schiff, jedes Fischerboot und alles, worauf der Mensch seinen Fuß setzt, ist ein Stück feindlichen Landes. Ich aber werde auf meinem Fluchtweg die unendliche Heimat meiner stummen Freunde grüßen, die sich keine engen Häuser und dürren Zäune bauen wie die Menschen, auch keinen verborgenen Unterschlupf und ängstliches Versteck wie die Tiere der Erde; ohne Furcht sind die Fische und ohne Mißtrauen, sie sperren sich nicht ab gegen Neid, Neugierde und Gefahr, die ersten und letzten Geschöpfe der grenzenlosen Freiheit. Der Anblick des Meeres, Spiegel der Ewigkeit und Ewigkeit selbst, wird meine aufgepeitschte Seele beruhigen -aufgepeitscht, sage ich, denn auch die Hand des pflichtgetreuen Henkers zittert, wenn er seine schuldige Geliebte zum Tode befördert. Noch ehe man die Leiche der lieblichen Agnese entdeckt – denn mit der größten Umsicht bin ich bei dem Begräbnis des Mädchens und ihrer drei oder vier jugendlichen Kumpanen zu Werk gegangen –, werde ich mich in

der vorgeschriebenen Stunde vor dem Abflug der rettenden Maschine, nicht früher, nach Rom begeben. Ich reise mit leichtem Gepäck.

Der Brief an die Hexe, die den Käfig an der Grünen Mündung leer finden wird, ist geschrieben; Zeit zu gewinnen, gilt es in mehr als einem Sinne. Und wenn mir mein Leben auch nichts bedeutet – heute, da ich meine Aufgabe erfüllt habe, weniger denn je –, so weiß ich doch jetzt, daß der Kampf nicht ausgekämpft ist, der Sieg nahe, doch nicht errungen.

Man lebt, solange man Feinde hat. Den Feind zu überlisten, habe ich den Brief geschrieben; als Weihnachtsgeschenk versprach ich ihm den Mord an Hertha Enzian; das Manuskript, so schrieb ich, würde ich, ohne eine Gegenleistung zu verlangen, von sicherem Hafen der Post anvertrauen. Die Lüge fiel mir schwer. Sie war unerlässlich – in Wirklichkeit liegen die eng beschriebenen Seiten wohlverwahrt in meinem armseligen Gepäck. Ob ich, als ich die drei oder vier Spießgesellen der Betrügerin mit einem einzigen Zugriff zu ewigem Schweigen brachte, mit Vorsatz handelte, wie die Häscher behaupten werden, da sie die Nachsicht, nämlich die kluge Überlegung nach der Tat, mit mörderischer Vor- und Absicht verwechseln, vermag ich nicht zu sagen, doch wäre es nicht verwunderlich, wenn mir die Hoffnungslosigkeit die erlösende Tat eingeflüstert hätte: Meine Hoffnung war gesunken, lange bevor das Mädchen mit den wallenden Haaren vor mir niedersank.

Es ist die Schuld des Spiegels, mitschuldig ist er ganz gewiß. Es war wenige Minuten, bevor ich auszog zu dem heißersehnten, fatalen Stelldichein, daß mein Blick in den Spiegel fiel, der über dem elenden Waschbecken meiner Kerkerzelle angebracht ist. Da war es mir in der Tat, als hätte ich mein Gesicht seit vielen Jahren nicht gesehen, das Gesicht eines Fremden, schlimmer: das Gesicht eines Mannes, an den man sich vague erinnert, wann und wo mag es gewesen sein, eine glückliche

oder unglückliche Erinnerung – war sie glücklich, dann ist die Wandlung um so bitterer -; ach ja, man ist diesem Fremden mit Gewißheit begegnet, doch war es am Ende doch ein anderer, ähnlich genug, daß er der Nämliche sein könnte, sich selbst erschreckend unähnlich. Das Wort Ruine hat eine doppelte Bedeutung – römische und griechische Ruinen, Wunderwerke, daneben die häßlichen Skelettstädte, die der Krieg zurückließ -: Wir bewundern das Forum Romanum etwa und die Ruinen Ägyptens, weil keine persönliche Erinnerung sich mit ihnen verbindet, weil wir die Säulen nicht bersten gesehen, Kirchen und Wohnstätten und Parlamente sind nicht vor unseren Augen in Staub gefallen, Tote sind sie, doch nicht unsere Toten, in ihrer Jugend haben wir sie nicht gekannt, der Verfall liegt lange zurück, wir haben ihn nicht erlebt. Der alternde Mensch ist eine junge Ruine. Als ich an diesem frühen Nachmittag in den Spiegel blickte, erschien mir die Hoffnung, das Mädchen von der Felsenburg könnte mir in mein Exil folgen, wie purer Hohn, der Brief, den ich ihr geschrieben, wie bedingungslose Kapitulation. Das Alter hat, einem Irren gleich, der alles Schöne, alles Edle, alles Heilige zerstört, in meinem Gesicht gehaust. Was habe ich verbrochen, daß die Haut um Kinn und Kinnladen so schlaff geworden ist, der Hals ein vergilbtes Pergament mit unleserlichen Hieroglyphen, der Adamsapfel ein spitzer Stein; wie ist es geschehen, daß ich die Verwesung des Lebenden nicht habe aufhalten können – doch keiner kann sie aufhalten, das Genie nicht und nicht der Stümper, der Gütige nicht und nicht der Verschlagene -: Die Poren offen, die Haare schütter, die Augen weiß, die Tränensäcke schwer von ungeweinten Tränen, der Mund eingeklammert wie das Nebensächliche, die Falten tief und leer wie die verlassenen Schützengräben eines öden Schlachtfeldes. Erst wenn er gefällt wird, verrät der Baum seine Jahresringe, dem Menschen allein sind sie ins Gesicht geschrieben. Wie sollte man von Gerechtigkeit sprechen ! Ja, *liberte* und *fraternite*, vielleicht, doch wie ist es um

die *egalite* bestellt, da es keine Gleichheit geben kann zwischen ihnen, die das Leben vor sich, und jenen, die es hinter sich haben, da jeder, dem kein früher Tod beschieden ist, der sicheren Niederlage entgegengeht, da der Gegner seine Schwächen kennt, da es ihm nicht einmal vergönnt ist, die erlittene Schlappe zu verbergen. Alt an Jahren, doch jung an Geist – welche zynische Ironie, welch läppischer Selbstbetrug! Man ist nur so alt, wie man sich fühlt – welch eitler Trost, welch senile Täuschung, da man doch, allein mit dem Spiegel, nichts vom hohen Geist wahrnimmt und sich älter fühlt, als die Jahre es vorschreiben! Ein Greis blickte mir aus dem Spiegel entgegen, ein Imitator, der sich in den Verhönten verwandelt hat, ein Zau berer, dem man auf seine Schliche gekommen ist – wie zuweilen in meiner Kindheit, schnitt ich eine Grimasse, streckte ich die Zunge heraus, doch, anders als in meiner Kindheit, blieb das Gesicht im Spiegel unverändert ... was ändert es an der Fratze eines alten Mannes, wenn er vor dem Spiegel Grimassen schneidet?

Es war noch früh, zu früh für die Begegnung am Grab der ermordeten Fische, aber ich fürchtete mich in dem abschieds grauen Hotelzimmer mit meinem Aquarium, mit meinen ahnungslosen und doch, so schien es mir, vorwurfsvollen Freunden.

Die ersten Nachmittagsnebel flogen über den Strand, es war, als flöge der Strand mit ihnen gegen Süden, während die Dorf straße, steinern und gleichgültig, einer langen Nacht entgegen zuhumpeln schien. Nun geschah es aber, daß ich auf meinem Weg zum Atomgelände auf eine Gruppe spielender Kinder aufmerksam wurde; drei Jungen waren es und ein Mädchen, zwischen acht und zehn, wenn ich es recht zu schätzen vermag; sie tollten im Kreise herum, hüpften wohl auch über vorgezeichnete Kreidestriche, doch schienen sie an ihrem Spiel keine rechte Freude zu haben; es war kalt, und sie waren dürftig ge-

kleidet, der Witterung in unziemlicher Weise ausgesetzt; sie bliesen sich in die Fäustchen und drückten sich an die schützende Wand.

Mit aller Entschiedenheit muß ich bestreiten, daß ich weich, wehmütig oder sentimental geworden wäre, daß ich Mitleid mit den kleinen Ungeheuern empfunden hätte: Kinder sind die menschlichsten menschlichen Wesen, also doppelt bösartig, immer darauf aus, das Schöne zu beschmutzen und das Schwache zu zerstören, blödsinnig, aber selbstsicher, keck, aber wehleidig, schutzbedürftig, aber gefühllos, Kandidaten für eine mörderische Jugend. Auch daß ich um Liebe hätte werben wollen, daß ich mich der törichten Hoffnung hingab, wenigstens in Foce Verde eine favorable Erinnerung zu hinterlassen, muß ich in Abrede stellen: Ein Revolutionär, der individuell Gutes täte, statt an das kollektive Heil zu denken, verriete die Sache. Etwas gar Köstliches war mir, *al contrario*, beim Anblick der ungezogenen Rangen eingefallen. Die luftige Zeitschrift hatte mich nicht nur schamlos erpreßt, sondern auch um einen beträchtlichen Teil meiner wohlverdienten Einnahmen gebracht. Wie konnte ich mich an ihr rächen, wenn auch beileibe nicht in dem verdienten Maße?

Kurzum: Ich sprach die Spielenden und Frierenden an, fragte sie, ob sie Lust auf Leckerbissen hätten, was sie übrigens erst nach tuschelndem Kriegsrat bejahten – offenbar hatten ihre Eltern sie vor dem »süßen Onkel« gewarnt. Doch waren sie zu viert, und der Bäckerladen, in dem auch allerlei Konditorwaren, kandierte Früchte und verführerisches Konfekt feilgeboten werden, befindet sich um die Ecke, so daß sie nicht widerstehen konnten und meiner Einladung folgten.

Während die Kleinen geräuschvoll schmatzten, wandte ich mich an die Besitzerin des Süßwarengeschäftes, eine Dame, die zu viel von ihrem eigenen Kalorienreichtum genascht hatte: Ich fragte sie, ob sie, bei einer größeren Bestellung, bereit wäre,

mir Kredit zu gewähren, die Rechnung vielmehr an die Zeitschrift *Quest’Ora* zu senden. Mein vertrauerweckendes Äußeres sowie die Tatsache, daß mich die fette Person bei meinen einsamen Spaziergängen beobachtet hatte, ließ sie meine Offer te akzeptieren, und so erwarb ich vier Bonbonnieren von beträchtlichem Umfang und empörendem Preis, die ich den Kindern mit dem Auftrag, sie den lieben Eltern zu überbringen, aushändigte.

Wie der legendäre Rattenfänger von der Kinderschar gefolgt, zog ich hierauf in das benachbarte Warenhaus – oder was man an diesem tristen Ort so nennt –, ließ mir mit sicherem Auftreten den *gerente* kommen, sprach zu ihm von einer wohltätigen Aktion der sowohl illustren wie illustrierten Zeitschrift und erwirkte seine kreditfrohe Zustimmung. Die Kinder nannten ihre Namen und Adressen – termingerecht, wie der kommerzielle Ausdruck lautet, werden dem kleinen Piero Wintermantel und elektrische Eisenbahn, Ugo ein neuer Anzug, ein lustiges Käppchen und diverse Gesellschaftsspiele, Renato ein karterter Mantel nebst einem großartigen Baukasten, Margherita schließlich ein warmer Überwurf, drei Kleidchen und ein Puppenzimmer geliefert werden. Ich betonte, daß ein gewisser E milio Bossi, Chefreporter an der genannten Zeitschrift, für die Bestellung verantwortlich sei; an ihn möge man sich, sollte die Auszahlung unerwarteten Schwierigkeiten begegnen, als sogleich wenden. Während die anderen Kinder von diesem Geschenkregen zu überwältigt waren, als daß sie Forderungen gestellt hätten, bestand Margherita darauf, wie von einem weiblichen Wesen nicht anders zu erwarten, wenigstens eine höchst repulsive, ganz in rosa Tüll gekleidete Puppe, die sie ausgewählt hatte, gleich mitzunehmen, und weil es mir gelang, ihr auch diesen Wunsch zu erfüllen, belohnte sie mich mit einer schnellen und spontanen Umarmung.

Ist es auch richtig, daß ich mit meinem wohltätigen Unter-

nehmen keine andere Absicht verfolgte, als dem neapolitanischen Boxer und seinen Auftraggebern ein Schnippchen zu schlagen, so versetzte mich doch die flüchtige Episode in milde Stimmung. Ich kann beschwören, daß ich um vier Uhr dreißig, an diesem Nachmittag, mein revolutionäres Werk, zumindest was meine persönliche Beteiligung betrifft, als vollen- det betrachtete, und hätten sich die Freunde, die Kumpanen, die Mitverschworenen Agnese di Doninellis unserem Stelldichein nicht aufgedrängt: Ich hätte meine Enttäuschung mit Enthaltsamkeit getragen. Der Wagen läßt auf sich warten. Den Mann am leeren Tischchen, an dem er so manche Nacht gearbeitet, umfaßt die grüne Dunkelheit der Grünen Mündung. Schreiben ist, so würden meine wenigen aufrichtigen Kollegen bestätigen, eine nervöse Reaktion. Die Bewunderung, die mir die Nachwelt zollen wird, weil ich auch in dieser bedrängten Stunde der künstlerischen Disziplin, ja einer übermenschlichen Konzentration fähig bin – Genie, hörte ich einmal, besteht aus Talent, Fleiß, Disziplin und Charakter, Tugenden, die ich samt und sonders besitze –, die Bewunderung der Nachwelt verdiene ich mitnichten. Freilich drängt es mich immer wieder, die Feder beiseite zu legen und mich dem Abschied von meinen Freunden im schillernden Aquarium zu widmen. Ihr ahnt nicht, Freunde, was das Schicksal aus meiner Hand für euch parat hält, doch müßt ihr verstehen, daß ich euch – ich habe es wohl bedacht -fremden Menschen nicht anvertrauen, Bürokraten und Institutionen nicht ausliefern kann. Es war wohl mehr als ein bloßer Traum, daß mir in der vergangenen Nacht Gott in der Gestalt eines riesigen *Neopilina galathea* erschien: Lange vor dem Gott der Menschen hat er über das All regiert, und wenn die wissensdurstigen Schweden meinen, daß er vor fünfhundert Millionen Jahren zum erstenmal sichtbar wurde, so verwechseln sie die späte Erscheinung mit der frühen Existenz. Er hat meinen Plan gutgeheißen, hat meinen Fischen den Himmel versprochen, der ja auch nichts anderes ist als ein weites Meer:

Die Fische, die zu ihren Lebzeiten unter uns vegetieren, schwimmen nach ihrem Tod über uns; wenn ich zum Himmel emporschaue, sehe ich sie durch den Äther schweben, durch den unendlichen Fischteich der Toten. Ich schreibe, weil ich mich, zum erstenmal, nicht meinen Fischen zu widmen wage: Man schreibt, um das Unvermeidliche hinauszuschieben; man schreibt, um die Welt abzuwehren, indem man sie sich einfängt.

Von der Feigheit des Schriftstellers bin auch ich nicht frei. Oder bin ich es doch? Denn meinen eigenen Mut muß ich preisen, wenn ich mich an das Wagnis heranmache, die nächsten Stunden zu schildern.

Entgegen meiner strengen Pünktlichkeit traf ich mit einer Verspätung von sechs Minuten an dem vereinbarten Ort in der Atomwüste ein. Da das Ohr schneller hört, als das Auge sieht, wurde ich Agnesens noch nicht gewahr, als mir schmachtender Gesang entgegentönte – eine süßliche, jede Männlichkeit verhöhrende Stimme, offenbar die eines sizilianischen Hermaphroditen, raspelte etwas von *amore*; soweit ich es vernehmen konnte, versprach der singende Knabe seiner Liebsten Himmelreich und Seligkeit ... man weiß ja, was unter beidem zu verstehen ist. Der Stimme folgend entdeckte ich Agnese gleich darauf am vereinbarten Ort, am Friedhof der Fische: Ihre Haare fielen ihr auf die Schultern, ihre Wangen waren gerötet, über einem Kleid von aufreizend kniefreiem Schnitt trug sie eine kurze Pelzjacke, in der Hand aber hielt sie ein schwarzes Kästchen, aus dem eine silbern glänzende Rute herausragte, eine sogenannte Antenne, so daß das Instrument sogleich als Rundfunkgerät, Lautsprecher des Teufels, zu erkennen war. Weit davon entfernt, die Zauberkiste von sich zu werfen, zu verborgen, ihr wenigstens Schweigen zu gebieten, bastelte sie an einem Rädchen herum, verstärkte sie die Stimme des schmalzigen Troubadours. Ich befahl ihr gereizt – zum erstenmal hatte

sich eine unerklärliche Irritation meiner bemächtigt –, den Dummkopf verstummen zu lassen, doch gehorchte sie mir nicht, ja betrachtete mich mit Erstaunen, ganz als ob mein Verlangen unbillig wäre, bequemte sie sich schließlich nur, neuerlich an der Tonskala nestelnd, das Liebesgegirre zu dämpfen. Immerhin erklärte sie, daß sie keine Absicht gehabt habe, mein Ohr zu beleidigen; sie habe sich nur die Zeit des Wartens vertreiben wollen – schon eine halbe Stunde sei sie durch die Feller gestreift –, auch würde es mir, so habe sie gedacht, Freude bereiten, mich mit ihr bei musikalischen Tönen zu unterhalten.

Noch immer – ich betone es ausdrücklich – fand ich Entschuldigungen für den unwürdigen Gegenstand meiner Zuneigung. Sie hatte ja nicht wissen können, daß der große Moment ihres Lebens gekommen sei, daß ihr Aurelio Morelli, der Dichter und Revolutionär, der größte seiner Zeit, just in diesem Augenblick seine ultimative Liebeserklärung zu überreichen gedachte. Um nichts zurückzunehmen, sie aber auch nicht zu verletzen, überreichte ich ihr stumm meinen Antrag, stülpte ich mir die Gummihandschuhe über die Finger und schickte mich an, am Rande des Fiume Asturia niederzuknien. Das tat ich allerdings nicht aus bloßer Pietät – in der Tat trieb der vergifte Fluß keinen einzigen Toten dem Meer zu –, tat es vielmehr, weil ich Agnese bei der Lektüre meines Briefes nicht beobachten wollte. Zwar bin ich frei von den trivialen Aberglauben der blöden Masse, aber ich habe in einem glücklosen Leben gelernt, daß sich in meiner Anwesenheit nichts Gutes ereignen kann – wann immer, selten genug, etwas mir Günstiges geschah, geschah es ohne mein Zutun und in meiner Abwesenheit -: Ich wollte mich, konnte ich schon keine Tarnkappe anlegen, von der lesenden Geliebten wenigstens abwenden. Sie möge den Brief in Ruhe lesen, sagte ich, nicht ohne mit einer gewissen Ironie hinzuzufügen, daß ihr, sollte sie mein Geständnis grotesk finden, sollte meine Anmaßung sie empören, sollte sie meinen Vorschlag ablehnen, wenigstens ein kleines Werk, ein

opus parvum ihres Lieblingsdichters, wie sie ja selbst gesagt, zu Besitz und Tribut verbleiben würde. Da lag ich auf den Knien, ins trübe Wasser starrend, ein Totengräber ohne Tote. Zuweilen stieß meine Hand ins eisige Element, wenn ich sie wieder herauszog, gaben die Gummifinger ein quietschendes Geräusch. Hinter mir, auf der Böschung, stand die Geliebte, den Brief in der Hand; ich hörte das Rascheln der Seiten, leichterdings erratend, welche Passage meiner Epistel sie gerade überflogen hatte, und dies trotz der krächzenden Stimme eines Ansagers oder Jahrmarktausrufers, der den sizilianischen Lüstling abgelöst hatte. Was hierauf folgte, war ein glückliches Zwischenspiel, und weil ich nicht zu jenen gehöre, die, rückblickend vom tragischen Ausgang, alles, was zu ihm führte, in dunklen Farben sehen, zaudere ich nicht, es wahrheitsgetreu aufzuzeichnen. Agnese legte, immer noch hinter mir stehend, die Hand auf meinen Kopf; es war, als ob sie mich zärtlich segnete, als segnete sie unser liebendes Bündnis. Als ich aber, mein Glück auskostend, zu ihren Füßen liegenblieb, ging eine Metamorphose mit ihr vor, vielmehr und richtiger ausgedrückt, waren es ihre Hände, die sich verwandelten: Allmählich begann ihre Hand, die auf mir geruht hatte, in sanfte, streichende Bewegungen überzugehen; aus der Hand der Geliebten wurde die Hand einer Pflegerin; Bedauern, Nachsicht, Sorge, ja Mitleid drückte sich in den liebelosen Liebkosungen aus, und weil ich mir dieses schnöden Wechsels nicht schnell genug bewußt wurde, mich nicht schnell genug erhob, änderte sich die Hand abermals, aus der Hand der Pflegerin wurde die Hand einer Dompteuse, welche die Bestie nur streichelt, um sie zu zähmen.

Als ich mich aufrichtete, mich um- und ihr zuwandte, erschrak ich aufs tiefste, doch weiß ich nicht, was mich mehr erschauern ließ: der Ausdruck der Löwenbändigerin, die für das Publikum lächelt, hinter dem Lächeln ihre Angst verbirgt, zugleich aber das wilde Tier keine Sekunde lang aus dem Auge

verliert, oder der Anblick des tönen Teufelsgerätes, das sie – kein Gericht würde es mir glauben, den mildernden Umstand kein Gericht anerkennen – just auf den Stein gestellt hatte, unter dem die gemeuchelten Fische ruhen.

Nun antwortete sie auf meinen Brief, und ihre Worte triefsten von einer Heuchelei, die mich um so mehr beleidigen mußte, als sie wohl annahm, sie könnte den schwachsinnigen alten Mann leicht hinters Licht führen. Ihre Schuld, ihre allein sei es, daß sie die Grenze zwischen der Bewunderung, die sie dem Dichter zolle, und anderen, doch sehr verschieden gearteten Gefühlen – solchen, die dem Mann gelten, wollte sie sagen – nicht mit gebotener Klarheit gezogen, zwischen dem ernsthaft Vorhandenen und dem keineswegs Existierenden nicht Wall und Graben errichtet habe; sehr wohl sei ich berechtigt gewesen, ihre zärtlichen, gleichwohl kindlichen Empfindungen mit »etwas anderem« – natürlich meinte sie damit die Lustgefühle ihres Unterleibes – verwechselt zu haben, ganz »verständlicherweise« hätte ich mich einer Verwechslung, einer Täuschung, einem Irrtum hingegeben. Sie gebrauchte in diesem Zusammenhang ein Wort des ekelhaftesten Pubertätsvokabulars, aus dem Amerikanischen übernommen, doch auch in der zivilisierten Welt heimisch geworden – mein *fan* sei sie, sagte sie, und ein rechtes Elend sei es mit diesen *fans*, welche um die Großen scharwenzeln, sich aber in Wirklichkeit mit den Kleinen begnügen, Heldenverehrerinnen, die man leichterdings für »etwas anderes« halten könnte.

»Ihre Antwort ist also nein?« sagte ich, mich schwer an mich haltend, mit einem Auge auf dem Schreihals, der nun neuerdings, über die Leichen hinweg, irgendein Chanson, Schlagerlied, einen Tanzgesang oder wie man die balzenden Töne sonst noch nennen mag, zu flöten begonnen hatte.

Welche Frau würde sich nicht glücklich schätzen, eine so brennende Leidenschaft, so edle Gefühle, so beredte Liebe in

einem großen Mann, einem unsterblichen Künstler entfacht zu haben, schmeichelte sie, doch war eben das nichts als die Einleitung zu den unglaublichesten Schmähungen. Nach den ersten Zeilen des Briefes, sagte sie, habe sie angenommen, es handle sich um einen jener fingierten Briefe, die in der Weltliteratur nicht selten sind – sie stand nicht an, des Kollegen Balzac *Modeste Mignon* zu zitieren –, doch müsse sie an meinem gesunden Sinn, wenn nicht an meiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln, wenn ich annähme, daß sie dem Hochverehrten, ihr indes nur flüchtig Bekannten nach fernen Gestaden folgen wolle. Hoch an der Zeit sei es anscheinend, daß sie mir die Augen öffne. Ein Burgfräulein, wie ich – »mein lieber, lieber Romantiker!« – sie genannt habe, sei sie keineswegs, auch keine Heilige und kein Engel: Mit all diesen Attributen habe nur meine dichterische Phantasie – »ach, mein Poet!« – sie ausgestattet. Zwar habe sie für meine »Extravaganzen« – sie blickte nach dem Grabmal – das lebhafteste Verständnis, das sei aber, angesichts ihrer Jugend, ganz selbstverständlich: »Wir hassen alles Konformistische«, sagte sie, »wir lieben das Ungewöhnliche, Groteske, Eigenwillige, und was könnte absonderlicher, was liebenswerter sein als ein Dichter, der vergiftete Fische begräbt!« Traurig stimme sie mein Abschied, schier untröstlich sei sie, daß ich ein fernes Land zur neuen Heimat mir gewählt, und noch ihren Enkelkindern – sie scheute das Wort nicht – werde sie von dem *Don Quichotte delle pesce* erzählen, doch sei sie nicht anders als andere junge Mädchen ihres Alters, wie diese liebe sie Ulk und Unfug, treibe sie sich ziellos mit Gleichaltrigen herum, schlage sie sich die Nacht mit lebensfrohen Kameraden um die Ohren, schmücke sie sich gern mit hübschen Dingen, genieße sie, kurzum, ihre Jugend in vollen Zügen. Ich unterbrach sie nicht, denn nur eine Gesellschaft, die das Recht des Menschen auf sich selbst verneint, hindert den Selbstmörder daran, ein lästiges Leben von sich zu werfen, und unter allen hanebüchenen Gesetzen ist jenes am anmaßendsten,

das den Mord an sich selbst verbietet. Immerhin stellte ich die Frage, wie es denn um die Einladung in ihre unbeschützte Häuslichkeit, um ihren herausfordernden Wunsch, mein Hotelzimmer aufzusuchen, um den Kuß am nächtlichen Schloßtor bestellt sei, welche Bewandtnis es mit diesen verführerischen, unmißverständlichen Provokationen habe?

Sie trat an den Grabstein heran, legte ihre Hand auf den Apparat und schien sich zum Gehen wenden zu wollen.

Dabei zeigte sich ihr hexenhaftes Wesen, beging sie zugleich eine Ungeschicklichkeit, die ich nicht übersehen konnte. Unter ihren zarten Händen hatte sich die silberne Rute, das dünne Stöcklein, die Antenne, in einen gigantischen Penis verwandelt, und weil sie fürchtete, daß ich diese Zauberei bemerken würde, tastete sie sich bis an das runde Köpfchen vor, stieß sie den Phallus in seinen Schaft zurück, wahrscheinlich in der Absicht, den singenden Burschen solcherart zum Schweigen zu bringen. Das männliche Geschlechtssymbol, schon seiner Größe nach als das Eigentum des mit Recht oft als Vogelscheuche aufgestellten Gottes Priapos zu erkennen, war in der schwarzen Vagina verschwunden, aber der stolze Jüngling ächzte nur um so lusterner.

Als hätte sie ihre eigene Manipulation nicht bemerkt, begann Agnese – oder das Mädchen, das ich so genannt hatte – in verändertem Ton zu sprechen. Ich möge mich doch, sagte sie, nicht lächerlich machen, das Bild, das sie sich von mir geschaffen, nicht willkürlich zerstören – was bedeute schon eine Einladung, ich sei nicht ihr erster und auch nicht ihr letzter Besucher gewesen, mit dem Wunsch, mein Aquarium zu sehen, habe sie mir eine harmlose Freude bereiten wollen, ein Gutenachtkuß bedeute ihr nicht mehr als ein Händedruck; wenn ich daraus irgendwelche Rechte ableiten zu können vermeinte, befände ich mich auf dem Holzweg; ich könnte ihr Vater sein, eventuell ihr Großvater; ihr junges Leben gedächte sie noch

lange zu genießen; im übrigen sei sie verliebt und glücklich mit ihrem jungen Mann; sie habe ihm von mir erzählt, eine Freude wäre es ihm gewesen, mich kennenzulernen. Nun sollten wir nicht mehr darüber sprechen, den Abschied uns nicht verbittern, fuhr sie fort, sie sei meines Verständnisses sicher: Warum könnten wir nicht Freunde bleiben, ich ein großer Dichter, sie ein kleines Mädchen, ich mit dem Ewigen beschäftigt, sie durchaus zufrieden, einem sentimental Sänger zu lauschen.

Die Trauerfahnen des Abends wehten über dem verbotenen Land. Die Dunkelheit hatte das Gebäude des Atomzentrums verschlungen; wo die Giftküche gestanden hatte, gähnte eine steinerne Leere. Bäume und Gebüsche nahmen, wie es in der verzehrenden Dämmerung geschieht, die häßlichsten Formen an: Sie ähnelten Menschen. Das Ufer des Flusses war kaum zu erkennen: Da entzog er sich meinem seherischen Auge, der vergiftete Fluß, der so klar, rein und unberührt ins Menschenwerk geströmt war, schmutzig und schwanger mit dem Tod es wieder verlassen hatte.

So stand Agnese vor mir, die teure Ausnahme, die mich an meinen hehren Zielen irregemacht, derenthalben ich vielleicht dieser Jugend zu vergeben bereit gewesen wäre. Wer war sie? Keine der drei Huren, die ich erlöst, hatte sich demaskiert, wie das Ende des Karnevalstreibens üblich: als Dirnen verkleidet waren sie Dirnen gewesen, während diese, die schlimmste von allen, im Karneval von Foce Verde die Maske der Jungfräulichkeit angelegt hatte. Die Ausnahme war nichts als ein Exempel. Die Inkarnation der Jugend war sie: eine Brandstifterin, die das Feuer entfachte, um es zu löschen, es löschte, um es von neuem anzuzünden, schrecklich und inbeziß – »*Messer, Schere, Feuer, Licht / Sind für kleine Kinder nicht*« –, bereit, am Nachmittag Höherem zu lauschen, in der Nacht eine schwüle Buhle, gesittet bis an den Rand des Bettess, im Bett eine samensaugende Viper, körperlos im Angesicht des alten

Mannes und sich entblößend vor einem hungrigen Jüngling, nicht abgeneigt, mit dem alten Mann Gespräche über die römische Mythologie zu führen, zugleich auf den Schwan wartend, der sich in einen geilen Jupiter verwandeln würde, ein Trauer-gast, der am Grab der Fische Krokodilstränen weint, und eine Dirne, die in den Armen ihres Geliebten den Trauernden verlacht.

Jetzt sah ich es klar, daß sie Angst vor mir hatte, mir und der Einsamkeit mit mir zu entfliehen trachtete. Ihre Furcht erfüllte mich mit himmlischer Lust. Ich sage es ohne Scheu – denn nichts beweist besser, daß ich auch über die letzten Minuten der Mädchen Enzian, Chiesa und Pisenti, dergleichen leugnend, der Wahrheit treu berichtet habe –, ich gestehe, daß sich mein Geschlecht erhob, als wäre es die Antenne, die das Mädchen gestreichelt und in ihre wahren Formen verwandelt hatte, daß ich bereit, willens, begierig war, die sich Sträubende – denn ohne Zweifel hätte sie sich gegen den lüsternen Greis gewehrt – mit Gewalt zu nehmen, die wandelnde Hochmut unter mich zu begraben, in den zuckenden Leib einzudringen und der Gedemütigten Töne der Lust zu entlocken. Ein Mann von überirdischer Milde, hatte ich es immer beschämender empfunden, Angst zu verbreiten, als Angst zu empfinden, aber die Angst des Mädchens steigerte meine Begierde zu schmerzlicher Lust – ach ja, zu einer Lust, die kaum genossen, schon zu Ende war; noch ehe ich meinen schönen, bestialischen Plan in die Tat umsetzen konnte, hatte mich das Naß überflutet. Ich war schwach geworden, ich war besiegt. Zum erstenmal hatte ein anderes Wesen, kein Traumgebilde, mich zum triumphierenden Manne erhoben, aber es waren nur Sekunden der Täuschung gewesen, der Held war der Gewalt unfähig gewesen, kein Held. »Lügnerin!« schrie ich, »elende Lügnerin!« – Agnese aber erwiderte nichts, nun hatte die Angst sie unwiderstehlich umklammert; nicht einmal, wie es gewiß ihre Absicht war, zu fliehen vermochte sie, doch begann sie zu gehen, eilenden

Schrittes und in die Richtung menschlicher Behausungen. Noch hätte sie ihrem Schicksal entrinnen können. Doch als ich neben sie trat, ihr folgte, ihre Hand ergriff, tat sie, was nur eine Wahnsinnige planen, ersinnen, ausführen konnte – sie rief ihre Hilfstruppen herbei. Ich sah es nicht, doch bin ich es sicher, daß sie mir, wie der Priester dem Teufel das Kreuz, das tönen-de Kreuz des Teufels vor das Antlitz hielt: Aus dem Höllenap-parat zauberte sie drei oder vier Bastarde ihrer *Leibgarde*, und das in des Wortes wahrstem Sinne ... Urwaldstimmen erfüllten die Luft, Tarzan, das Geheul der sich paarenden Affen, kräch-zende Aufforderung zur Orgie, die nahenden Trommeln der Wilden, langhaarige Horrorfiguren in seidenglänzenden Wes-ten, Kriegsgesang, Beatgesang, Orgasmus der Paviane, Duelle, Herausforderung, Zweikampf auf scharfe Penis, das Stöhnen der Befriedigung, Kriegserklärung, Waffengang und Triumph der Jugend.

Was verschlüge es, wenn ich mich rühmte, die Verräterin meiner Liebe erwürgt zu haben? Warum aber hätte ich an der schwachen Frau mich vergehen sollen, da mir endlich Gele-genheit gegeben war, der unerhoffte, unerwartete, glückliche Moment, die Welt von drei oder vier – ich weiß es nicht – jungen männlichen Wesen zu erlösen? Mit der sicheren Hand des Henkers hatte ich nach den brüllenden Schimpansen gegriffen; mit übermenschlicher Kraft drückte ich zu, mein Unterleib war geschwächt, meine Hände um so stärker; nur wenige Augen-blicke währte der Kampf, dann verstummtten die Stimmen. Erst jetzt wurde ich mir gewahr, daß ich immer noch – der neapolitanische Boxer hatte mir einst dazu geraten – meine Gummi-handschuhe an den Händen trug. Ihr Knirschen war der einzige Laut. Und auch ein anderes, Wichtigeres kam mir zum Be-wußtsein. Ich brauchte die drei oder vier Leichen nicht zu ver bergen, nicht zu begraben; noch ehe sie starb, hatte die Zaube-rin ihre Helfer und Opfer in dem kleinen schwarzen Sarg zur ewigen Ruhe gebettet. Der Sarg lag zu meinen Füßen. Ein drit-

tes, schließlich, wie eine Erleuchtung: Ich hatte die Handschuhe, mit denen ich die vergifteten Fische der Flut zu entreißen pflegte, nur anbehalten, um das vergiftete Mädchen, das meine Fische verhöhnt hatte, aus den Fluten zu befreien und würdig zu bestatten. Deshalb – und nicht etwa, um meine Spuren zu verwischen – schlepppte ich den leblosen Körper zum Fluß hinunter. Ich stolperte über Steine, fiel hin, richtete mich auf, ergriff das Mädchen bei den Haaren, bei den Füßen, ich wurde von einem Gebüsch aufgehalten, doch weiter ging es, in der Richtung des Flusses, bis ich mit sicherem Sinn den Pfad fand, an dessen Ende jene Steine stehen, unter denen die teureren Freunde ruhen. Neben meinen Fischen begraben zu werden: Diese letzte Ehre wollte ich Agnese erweisen.

Nun war der Revolutionär wieder in mir erwacht, die Stimmen aus dem Äther hatten ihn angerufen. Ich handelte mit kühllem Vorbedacht. Ein Raub- und Lustmord sollte vorgetäuscht werden: Deshalb, nur deshalb machte ich mich daran, Agnese zu entkleiden. Der Pelzmantel zuerst, dann das flotte Kleidchen; sie hatte keinen Büstenhalter getragen, und meine Hände glitten über die noch warmen Brüste; ein Höschen aus Seide und Spitzen; der Strumpfbandgürtel, den ich zusammen mit den Strümpfen entfernte, widerstand; um mich zu überzeugen, daß ich auch kein Kleidungsstück vergessen hatte, glitt ich mit der behandschuhten Hand über Bauch, Schenkel und Scham. Das alles bereitete mir, meine Herren Richter, nicht die geringste Lust, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich, indem ich die beiden kleinen Brüste und die zarte Öffnung zwischen den Beinen küßte, künftige Erinnerung schon im Moment erlebte, den Proviant der Erinnerung nahm ich mit, die Nahrung der einsamen Stunden. Freilich nicht nur die Erinnerung. Nachdem ich Agnese unter dem Gebüsch verborgen, sie auch mit dem kargen Sand und Geröll zugedeckt hatte, nahm ich, neben der warmen Pelzjacke mit dem koketten Kragen, meinen Brief zu mir, das Zeugnis meiner Schande, sowie das Spitzen-

höschen, das jetzt in meinem Koffer obenauf liegt und mich in eine bessere Welt begleiten wird. Die Pelzjacke tauchte ich in den vergifteten Fluß, bis sie in meiner Hand schwer wurde und versank. Dann trat ich, am Drahtverhau entlang, dem Leitstern der Lichter auf der fernen Brücke folgend, den Heimweg an. Die Straße ist still. Ich höre das Nahen eines Wagens, er bleibt vor dem Tor stehen. Aus dem Nachtkästchen werde ich nun den winzigen Sarg holen, in dem ich meine letzten Freunde zu bestatten gedenke. Zwei volle Nächte habe ich an ihm gezimmert. Es ist ein schöner Sarg geworden, von feinem Material und edler Form. Bevor ich den schwersten Schritt meines Lebens tue und das Licht im Aquarium erlöscht, schreibe ich in der Hand des Meisters die Worte auf den Sarg: *Requiescat in pace*. Nur die Fische ruhen in Frieden.

Oskar Enzian

Daß der Mader das neue Schild noch vor dem Weihnachtsfest geliefert hat, ist ein schöner Zug von ihm, das schon. Wir haben es gleich angebracht. Eigentlich ist es das alte Schild, denn ich habe darauf bestanden, daß auch das neue mit Enzianblüten geschmückt wird. Nur noch ein paar Knackwürste hat der Mader dazu komponiert, weil Künstler immer etwas mehr tun müssen, wie was man ihnen anschafft. Aber die sind ganz diskret, die verschwinden beinahe zwischen den grünen Blättern, die über meiner Namen angebracht sind. Erstens habe ich aus Aberglauben nichts verändert, und zweitens bin ich ein Gegner von Veränderungen, denn sie schaffen nur Unruhe.

Aber eine reine Freude habe ich an der neuen Geschäftstafel nicht, denn eine ungetrübte Freude gibt es nicht, das sagt schon der Dichter. Ich wollte nämlich schreiben *Oskar Enzian und Sohn, Wurst- und Selchwaren*. Erstens hat mein Vater seligen Angedenkens meinen Namen nie auf die Geschäftstafel angebracht, und mein Sohn sollte nicht unter der väterlichen Kleinlichkeit leiden, und zweitens beweist eine derartige Firmenbezeichnung, daß es sich um einen alteingesessenen Familienbetrieb handelt. Aber der Hans hat eine Stellung in Linz angenommen, was nur durch unser Wirtschaftswunder ermöglicht wurde. Dieses hat auch seine schlechten Seiten. Das Schicksal ist wie eine Wurst, die auch immer zwei Seiten hat. Wenn die freien Stellungen auf der Straße liegen, dann kann man sich nicht wundern, wenn die Jugend jeden Respekt verliert. Daß es mehr Bolschewisten gibt, wenn es den Leuten schlechtgeht, ist eine Propaganda, hat mir neulich der Pospischil gesagt, denn zu einer umstürzlerischen Bewegung braucht man Zeit, und die Bolschewisten haben jetzt Zeit und ein sicheres Einkommen. Aber Schmerz empfindet das Vaterherz trotzdem. Wie er sich seine Sachen abgeholt hat, habe ich versucht, den Hans zu-

rückzuhalten, natürlich ohne mir etwas von meiner väterlichen Autorität zu vergeben. Aber der hat erklärt, daß er an einer Ausweitung des Geschäftes auf Kosten von der Hertha nicht interessiert ist, was aber ein ausgesprochener Blödsinn ist, weil die Hertha nicht gewollt haben würde, daß ich die Erbschaft verschenke. Und den Laden nebenan habe ich trotzdem gekauft. Die Franziska war immer schon dagegen, daß ich dem Hans und der Hermi eine Wohnung kaufe, und jetzt kann ich das Geld, wie der Pospischil sagt, nutzbringender anlegen. Ich werde mir eben einen Gehilfen nehmen, trotzdem ich dem mehr bezahlen muß wie dem Hans, wegen der Gewerkschaft, welche aus lauter Bolschewisten besteht. Aber für die Fleischhauerei eigne ich mich nicht mehr wegen meiner Lunge. Die Leute werden schauen, wenn ich einen Großbetrieb eröffne. Mein Vater hat keinen Gehilfen gebraucht. Ich war froh, für Kost und Quartier zu arbeiten, aber das war noch vor den Bolschewisten. Doch hat auch ein Großbetrieb seine Vorteile, und die Franziska kann die Kassa für beide Geschäfte besorgen, damit nichts gestohlen wird. Keine Rose ohne Dornen, sage ich immer, aber umgekehrt stimmt es auch. Denn der Herr Polizeirat hat einen Friedensschritt unternommen, indem er nämlich mit der Mizzi den Heiligen Abend bei uns verbringen wird. Selbstverständlich hat er das nur getan, weil die Mizzi einen Pelzmantel bekommt, natürlich einen kurzen. Außerdem hat er sich in die Hosen geschissen, weil ich auf Anraten von Pospischil der Mizzi taktvoll angedeutet habe, daß ich sie wegen undankbarem Verhalten enterben werde. Da hat der Herr Polizeirat erklärt, daß die Sippenhaftung, so wie sie angeblich bei den Nazis üblich gewesen ist – was aber nur die Juden und die Schwarzen erfunden haben –, mit dem christlichen Glauben unvereinbar ist, denn er kann schließlich seine Frau und deren werte Familie nicht für den Lebenswandel von der Hertha verantwortlich machen. Das ändert aber nichts daran, daß er ein Brechmittel ist, ein ausgeschämtes, und daß mir die Lust an der

Absingung der Weihnachtslieder, welche mir sonst immer ans Herz greifen, vergehen wird, wenn ich sein dreckiges Gefriß sehen muß. Und auch meine werte Schwiegermutter wird anwesend sein.

Gestern habe ich noch Doktor Habichl einen Weihnachtsbesuch abgestattet, und eine echtlederne Brieftasche habe ich ihm mitgebracht, die dreihundertundzwanzig Schilling gekostet hat, trotzdem mir der Dvoržak einen Preis gemacht hat, weil ich ihm die Frankfurter auch billiger berechne. Weil der Doktor Habichl, der mich sowieso enttäuscht hat, kein feinfühliger Mensch ist, hat er nicht bemerkt, daß ich mit dem Geschenk eine Absicht verbunden habe, indem ich ihm nämlich eine auswischen wollte. Ich wollte anzeigen, daß er sich durch sein erpresserisches Verhalten, was eines alten Parteigenossen unwürdig ist, die Brieftasche gefüllt hat. Denn daß die Hertha etwas für ihn vorgesehen hat, ist keine berechtigte Annahme.

Trotzdem bin ich froh, daß ich dem Doktor Habichl fröhliche Weihnachten gewünscht habe. Denn eine Ruhe habe ich noch immer nicht gefunden. Das ist wegen dem Matzleinsdorf er, den der Scheiß-Katzelmacher seinerzeit mitgebracht hat. Der Gefüllte schleicht sich noch immer in der Gegend herum. Er war sogar im *Auge Gottes*; das hat mir die Paula brühwarm berichtet. Er soll sich für mein Vorleben interessieren und auf der SA herumhacken. Das mit dem Judenbuben dürfte jetzt nicht mehr aufkommen, denn ich kann immer behaupten, daß sich die Zeugen verschaut haben. Nur die Leute, welche die Villa vom Pollack ausgeräumt haben, werden noch gesucht, denn der Sohn vom Pollack ist nach Amerika entkommen, und der Jud ist bekanntlich über das Grab hinaus auf seinen Besitz bedacht. Dabei hat sich der Sohn vom Pollack drüben bereichert, während ich meine letzte Knackwurst habe hergeben müssen, damit meine kleine Hertha ihre Flasche Milch bekommt.

Beruhigt hat mich der Doktor Habichl aber trotzdem, denn ein gebildeter Mann ist er, das schon. »Schauen Sie, Herr Meister«, hat er gesagt, »ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Im Ersten Weltkrieg hat der Herr Professor Wagner-Jauregg, der berühmte Nervenarzt« – was er mir aber nicht hat erklären müssen, denn der Herr Professor ist auf den Fünfzig-Schilling-Noten abgebildet –, »in seinem Spital einen Narren gehabt, der hat fortwährend geschrien: ›Es muß was geschehen, es muß was geschehen.‹ Eines Tages ist der Herr Professor an sein Gitterbett herangetreten und hat ihn direkt gefragt, was denn geschehen muß. Worauf der Verrückte gesagt hat: ›Entweder Sie lecken mich im Arsch, oder ich scheiß ins Bett.‹ Darauf hat der Herr Professor gesagt: ›Lieber Mann, dann wird wohl das letztere geschehen müssen.‹« Aber, hat der Doktor Habichl gesagt, es ist auch nicht bekannt, daß der Mann ins Bett geschissen hat, weil nämlich die Narren immer nur schreien, daß etwas geschehen muß, aber geschehen tut gar nichts. Und die Narren drohen nur, aber ins Bett scheißen sie nicht, weil sie sonst in der Scheiße liegenbleiben. Und im Arsch leckt sie auch keiner, infolgedessen bleibt alles beim alten. Einerseits haben gewisse Leute Angst, in die Sonne zu gehen, aber auch die anderen haben Butter am Kopf, und wer nicht unbedingt muß, der geht nicht in die Sonne. Geredet wird viel und geschrieben noch mehr, aber Folgen hat das keine. Wenn, zum Beispiel, hat der Doktor Habichl gesagt, die Herren Italiener herausbringen, daß ich einen politischen Diebstahl begangen habe, was aber infolgedessen gar kein Diebstahl ist, dann kann man ja einmal fragen, was der Herr Vanetti, welcher der Besitzer von der Zeitschrift ist, unter dem Duce seiner Herrschaft getan hat. Und überhaupt kann man eine Zeitung, welche sich an einem unglücklichen Mädchen bereichert, nicht mit der Heiligen Schrift verwechseln. »Sie haben veraltete moralische Begriffe«, hat der Doktor Habichl anerkennend gesagt. Und das hat er aus seiner reichen Erfahrung mit Beispielen belegt. Zum

Zum Beispiel werden die Leute noch immer eingesperrt, aber wenn sie herauskommen, ist es ganz egal, ob sie eingesperrt gewesen sind. Und wenn man die Leute ermahnt, daß sie nicht schnell fahren sollen, dann gibt es am Sonntag fünfzig Tote, weil auf jeden Aufruf kommen zehn neue Autos, die zweihundert fahren. »Die Gesetze stehen in den Büchern, aber es befolgt sie keiner«, hat der Doktor Habichl gesagt, »man bekommt die Bücher nur noch antiquarisch, wie in den Leihbibliotheken. Eigentlich war ich ja dagegen, daß Sie das Geld von der Zeitung und vom Filmjuden nehmen«, hat er gesagt, »aber Ihrem Umsatz wird es nicht schaden, es ist egal, ob Sie es genommen haben oder nicht.« Das hätte ihm allerdings früher einfallen können, wie er mich um einen Teil meiner Einnahmen geschröpfpt hat, denn ich habe ihn gebraucht, falls etwas aufkommt. Leben und leben lassen sage ich immer. Und es ist doch ein gutes Weihnachtsgeschenk, daß nichts geschehen kann. Auf dem Heimweg habe ich noch die Paula besucht, denn den Heiligen Abend kann ich ja nicht mit ihr verbringen. Ich habe ihr das goldene Armband überreicht, und dabei ist es zu Intimitäten gekommen, denn, Gott sei Dank, bin ich noch ein Mann, auch wenn ich schon geglaubt habe, daß mich die tragischen Ereignisse meiner Männlichkeit beraubt haben. Ein schlechtes Gewissen habe ich deshalb nicht, weil es eine Erfahrungstatsache ist, daß man sich seinen geschäftlichen und familiären Verpflichtungen besser widmen kann, wenn man den Geschlechtstrieb aus dem Kopf hat. Außerdem werde ich die Paula in diesem Jahr nicht mehr sehen. Schwer war es genug, das Jahr, das schon.

Und nun rückt das Christfest unvermeidlich heran. Die Franziska bereitet das Weihnachtsgebäck, Sternderln und Pusserln und Rumkugerln, was mich an meine selige Mutter erinnert, nur daß ihre Backkünste der Franziska ihre bei weitem übertroffen haben. Ein weihnachtlicher Duft zieht durch das Haus, was jeden wehmütig stimmen kann. Ich habe meine Geschenke

im Vorzimmerkasten aufbewahrt. Die Couch ist schon da, eine solche hat der Herr Polizeirat sein Leben lang nicht gesehen, und für sein Gesäß ist sie viel zu gut. Am Heiligen Abend wird der Fernsehapparat geliefert. Der Österreichische Rundfunk bereitet ein hochklassiges Programm vor, welches mir Gelegenheit geben wird, nicht dem aufgeblasenen Geschwafel vom Herrn Polizeirat und dem Gekeife meiner verehrten Schwiegermutter zu lauschen. Dagegen wird die Franziska das Schmücken des Lichterbaumes allein besorgen müssen, denn wenn die schillernden Kugerln und die Kerzerln und die Engerln mit den Silberhaaren aus den Schachteln geholt werden, muß ich an mein Kind denken, welches am Weihnachtsabend immer durch das Schlüsselloch geguckt hat und jetzt in fremder Erde ruht. Wenn die Glocken ertönen, wird meine Hertha als Engel durch das festlich geschmückte Zimmer schweben, aber außer mir wird das keiner bemerken.

Dafür habe ich der Franziska das Schmücken des Geschäftes abgenommen. Der Birner Joseph, bei dem ich den Lichterbaum erworben habe, hat mir gratis einen ganzen Berg von Tannenzweigen zur Verfügung gestellt, was ein sehr schöner Zug vom ihm ist. Über die Haken an der Wand habe ich Tannenzweige gelegt, wodurch die Schinken und Salami und Krakauer direkt in einem Wald verschwinden. Aber sichtbar sind sie trotzdem, außer dem Preis. Auch um die Teller mit dem gemischten Aufschnitt habe ich Reisig gelegt. In der Auslage prangen zwei Schweinsköpfe, und weil ich keinen Schaufensterschani nicht brauche, habe ich jedem Schweinskopf einen Tannenzapfen in den Mund gesteckt. Die Hexi schnuppert schon überall herum, weil sie weiß, daß sie zu Weihnachten immer eine Knackwurst bekommt. Aber in diesem Jahr bekommt sie zwei, denn sie war der Liebling von meiner Hertha.

Antonio Zempach

Es war das übliche Treiben in St. Moritz, vorweihnachtlich, der Himmel gnädig. Das bezieht sich auf das Skilaufen. Nicht als ob ich mit den Cresta-Rennen aufgewachsen wäre. Als ich ein Kind war, fuhren wir nicht nach St. Moritz, höchstens nach Lenzerheide, Familienpension. Blasiertheit ist Sättigung, aber manchmal ist man nicht gesättigt, man hat nur keinen Hunger. Ich bin gesellschaftlich nicht satuiert, sondern appetitlos. Ich habe nichts gegen Snobismus, ich bin nicht einmal, wie die meisten Snobs, ein Antisnob. Snobs sind mir fremd, also ärgerlich. Die einen wollen »dazugehören«, um etwas zu erreichen, die anderen wollen etwas erreichen, um »dazuzugehören«, für einen dilettantischen Snob schwer zu unterscheiden. Ich habe nichts dagegen, ich verstehe nur nicht, warum es jemand in der Gesellschaft »weit bringen« will, es ist wie mit den kühnen Bergsteigern, die ich auch nicht verstehe. Die Schweizer, die den Mont Everest eroberten, blieben zwei Stunden oben. Die großen Eroberer froren und waren allein. *Tant de bruit pour une montagne.* Wir wohnten im Suvretta House, konservativer als das Palace, aber auch nicht billiger. Doktor von Helis pflegte hier abzusteigen, diesmal war er in Amerika, wir wohnten sozusagen statt Doktor von Helis im Suvretta House. Ich vertrete Doktor von Helis immer häufiger vor Gericht, jetzt vertrat ich ihn beim Portier.

Man trifft sich auf der Cresta, liegt in der Sonne, möglichst unbeweglich wie eine Sonnenölmumie, Menschen am Grill, *bien saignant, s'il vous plait*, vielleicht sogar *bleu*, wer sich schält, hat mehr vom Leben. Man ist zum *Apres-Ski* im Palace verabredet, bei einem besseren Menschen nimmt zuweilen der Hotelbesitzer Platz, ein besserer Mensch hat schon dessen Vater gekannt, man kann darüber streiten, was Aristokratie ist. Oder man drängt sich bei Hanselmann, Yvette schickt meiner

Mutter Konfekt, ich schicke ihrer Mutter Konfekt. Eventuell könnte jeder seiner eigenen Mutter Konfekt schicken, aber das wäre weniger aufmerksam. Man fährt im Schlitten vom Palace ins Suvretta House, vielleicht auch nach Samaden oder Pontresina, man begrüßt sich wie lang verlorene und wiedergefundene Freunde, man weiß nicht, mit wem man sich freut, man wird die Wiedergefundenen gleich wieder verlieren. Es ist wie auf einem Ozeandampfer, wo man die intimsten Freundschaften schließt, auf Nimmerwiedersehen. Komischerweise interessiert es mich nicht, wer sich ein Bein gebrochen hat.

Yvette hält mich für den ehrgeizigsten Menschen der Welt, aber in St. Moritz fällt mir ein, daß es nicht stimmen kann. Die Ehrgeizigen wollen alles sein, Skichampione und Bundesräte, Playboys und Atomphysiker, sie wollen die Tour-de-France gewinnen und den Nobelpreis. Ich bin bescheiden: der erste Anwalt der Schweiz, der würde mir schon genügen, mit dem entsprechenden Einkommen. Die Schande, daß es noch drei Männer in der Halle des Palace gibt, die sich mehr schälen, trage ich mit Fassung. Es ärgert mich nur, daß sie glauben, ich beteilige mich an ihrem Männchen-vom-Rost-Wettbewerb.

Da ich mich nicht für Ferien eigne – Gewissenshypertrophie: eigentlich hast du kein Recht auf Ferien! –, übertrage ich mein schlechtes Gewissen auf die Gesellschaft. Aufweiche? Auf die in St. Moritz zum Beispiel. Ich bilde mir ein, sie müßte ein schlechtes Gewissen haben. Aber meine Forderung an die Gesellschaft ist nicht ehrlich, sonst wäre sie aggressiv. In Wirklichkeit ist sie protektiv: Ich fürchte, daß man ihr auf die Schliche kommt. Welcher Gesellschaft? Ich verwechsle die Gesellschaft mit dem System, übrigens ist es eine der häufigsten Fehlleistungen. Diese schlittenfahrende, bobrennende, juwelentragende, kaviarlöffelnde Gesellschaft ist für unser System nicht bezeichnender als der Gestank der Lagunen für das venezianische Barock. Man hält momentan alles für typisch, es ist

die große Mode. Alles ist ein Zeichen der Zeit, jeder alberne Playboy ist ein Repräsentant. Was keine symbolische Bedeutung hat, hat überhaupt keine Bedeutung, der Kommentar kommt vor dem Ereignis, man verwechselt den Hund, der am Eckpfeiler seine Notdurft verrichtet, mit dem Eckpfeiler. Ist Vanetti ein Repräsentant? Wahrscheinlich – nur was er repräsentiert, ist nicht klar. Primitive Plauderer erklären alles an einem Beispiel; wir verstehen nur, was man uns an einem Beispiel erklärt. Es hat vor hundert Jahren keine Vanetti gegeben, aber es kümmerte sich auch niemand darum, daß ein Kind im Sterben lag, es sei denn, es wäre der Zarewitsch gewesen. Beides ist typisch. Wofür? Ich dachte zu viel an Vanetti. Yvette hatte längst bemerkt, daß ich mir sämtliche Boulevardzeitungen kaufte, im geheimen ging ich zweimal im Tag zum Zeitungsstand, fragte nach italienischen Zeitungen; die besseren Schweizer Zeitungen würden die Verhaftung Morellis erst nach Weihnachten melden, Call-Girls, tote oder lebende, passen nicht in die Weihnachtsstimmung einer heilen Welt. Ich kaufte *Quest’Ora*, früher habe ich die Zeitung nie gelesen, ich zerlegte sie in ihre Elemente. Nackte Mädchen. Na und? Ich blätterte manchmal in alten Jahrgängen von *Vie Parisienne*, da zeigten die Frauen ihre Knöchel, die Absicht war dieselbe. Aus dem alten Lustling ist ein junger Lustling geworden, man wird eben früher impotent. Geschmacklosigkeit wird mit Freiheit verwechselt, aber vielleicht ist es keine Verwechslung; da die Mehrheit keinen Geschmack hat, sollte Geschmacklosigkeit erlaubt sein. Ich blätterte weiter. Mehrere Seiten Gesellschaftsskandale, sehr beruhigend: Wenn die Gesellschaft skandalös wäre, wären es keine Skandale. Der Zusammenhang zwischen Französischer Revolution und Halsbandaffäre ist willkürlich. Ein sattes Volk hätte sich über die Halsbandaffäre amüsiert. Niemand betrachtet die Gräfin X. als Repräsentantin, nach dem Mord an ihrem Liebhaber wird sie erst zur Repräsentantin.

Drittes Element: Mord und Totschlag. Regt man sich darüber

auf, daß sie geschehen oder daß die Vanetti darüber berichten? Ärzte stellen Symptome fest, aber sie gehen schnell zur Therapie über; wir verlieren und verlieben uns in die Symptome, die Therapie kann warten. Daß sich *Quest’Ora* mit Politik beschäftigt, scheint neu zu sein, wahrscheinlich der Einfluß des jungen Vanetti. Ich war schon wieder bei Vanetti. Zweimal im Tag sagte ich zu Yvette: »Jetzt rufe ich Rom an.« Regelmäßig antwortete Yvette: »Wir haben uns vorgenommen, bis Weihnachten zu warten.« Regelmäßig fragte ich: »Und wenn der Mörder nicht bis Weihnachten wartet und einen neuen Mord begeht?«

Ich beschäftigte mich mit der Frage der Mitschuld, beim Skilaufen. Wer schweigt, ist mitschuldig, wer profitiert, ist mitschuldig, dafür sollten wir Spezialisten sein, in der Schweiz. Eigentlich sollte es Mitmachen heißen, es wäre aufrichtiger. Mitmachen ist Mitschuld. Aber gleich kamen Leute und fragten, ob wir wissen, wer den Abfahrtslauf gewonnen hat. Ich bestellte einen *Bourbon sour*. Es ist schwer, Gewissen nachzusitzen, besonders im Palace. Ich sagte zu Yvette: »Ich bin ein Komplize, zwar nicht des Mörders, aber seines Komplizen.« Ich glaube nicht, daß sich Vanetti mit dem Mörder verschworen hat, der Mörder ist nur, sozusagen, sein Mandant. Auch ich habe mich nicht mit Vanetti verschworen, die Komplizen kommen ohne Verschwörung aus. Ich kann zehn Leute finden, die mich beschützen, der ich Vanetti beschütze, der Morelli beschützt. Jeder hat einen Mandanten, jeder ist zugleich ein Mandant.

»Man muß das Schiff, das man verlassen hat, nicht unbedingt torpedieren«, sagte Yvette. »Man steigt aus, das ist alles.«

»Man läßt sich bequem an das Ufer rudern«, sagte ich. »Warum nicht?« sagte sie. »Es ist nicht dein Schiff.« Natürlich nicht. Wir lassen unseren Koffer auf dem Bahnhofsplatz stehen, am nächsten Tag holen wir ihn ab, niemand hat ihn ge-

stohlen. Hat ihn doch jemand gestohlen, war es ein Fremder, das zählt nicht. Wer da nicht seinen Skiurlaub genießen sollte! Morgen trifft man sich beim Kunstlaufen.

»Ich bin ein Muster der Redlichkeit«, sagte ich, »weil ich die Vertretung der *Edizioni Vanetti* niedergelegt habe. Es hat mich zwanzigtausend Franken gekostet, nicht zu sprechen von den Hunderttausenden, die ich hätte verdienen können.«

»Ungefähr«, sagte Yvette. »Es genügt, wenn man aussteigt.«

In der Hotelhalle stand ein Weihnachtsbaum; ich finde, Hotel-Weihnachtsbäume sind eine demokratische Einrichtung, die bemühen sich, um nichts weniger traurig auszusehen als die Weihnachtsbäume der Armen, auf den öffentlichen Plätzen. Es wäre interessant zu wissen, ob die frierenden Tannenbäume auf den verschneiten Hängen die behangene Edeltanne in der warmen Hotelhalle beneiden oder verachten oder beides.

Ich ging auf den Balkon hinaus, im Smoking. Schneidende Kälte, aber wenn man daran denkt, daß man sich erkältet, erkältet man sich nicht, ich muß einmal einen Arzt nach den Gründen fragen. Mondschein, die Corviglia violett, kein Hauch, es schneite nicht, die Bäume trugen ihre Last wie Köche die weiße Geburtstagstorte. Garantiert erstklassiges Skiwetter, morgen. Man sah die kleinen Häuser im Tal, sie blinzelten. Es wäre schön, hinter einem blinzelnden roten Fenster zu sitzen, ging es mir durch den Kopf; wenn ich hinter einem der roten Fenster säße, würde ich wahrscheinlich den Mann im Smoking beneiden, auf dem Balkon des beleuchteten Hotels; ich weiß nicht, warum es mit den Tannen anders sein

Ich ging ins Zimmer zurück, Yvette saß an ihrem Toilettentisch, meinem Exschreibtisch. Sie hatte ihr drittbestes Abendkleid angelegt – das zweitbeste ist für den Heiligen Abend bestimmt, das beste für die Silvesternacht im Palace. Ich fand, daß sie im drittbesten so schön aussieht wie im besten; es war dumm von ihr, mich zu heiraten. Ich ging zum Telefon, hob

den Hörer ab. Yvette sagte: »Gute Idee, trinken wir den *Martini* lieber im Zimmer.«

»Ich melde Rom an«, sagte ich. »Höchste Zeit«, sagte sie.

Ich fragte: »Wieso?« Ich wollte sagen: Ich liebe dich. »Du brauchst dich nicht mehr davonzuschleichen und die italienischen Zeitungen zu kaufen«, sagte sie. »Du betrügst mich seit Tagen mit dem *Corriere della Sera*.« »Aber es ist noch nicht Weihnachten«, sagte ich. »Was weiter?« sagte sie, wie jemand, der aufsteht, obwohl die Weckeruhr zu früh geläutet hat.

Die Telefonistin sagte, es werde ungefähr eine halbe Stunde dauern. Ich versuchte, sie zu überzeugen, daß es dringend sei, schließlich verlangte ich das Polizeipräsidium, aber das verstand sie nicht. Wenn man den Schmuck meiner Frau gestohlen hätte, was ohnehin unwahrscheinlich ist in unserer heilen Welt, hätte der Gast den Hausdetektiv gerufen – warum soll es jemand eilig haben, mit der Polizei eines fremden Landes zu sprechen? »Wieso höchste Zeit?« sagte ich zu Yvette.

»Es ist höchste Zeit, weil es für dich höchste Zeit ist«, sagte sie. »Wenn es gestern für dich höchste Zeit gewesen wäre, hättest du gestern angerufen.« »Wahrscheinlich ist es zu spät«, sagte ich. »Wenn etwas geschehen wäre, hätte es in den Zeitungen gestanden«, sagte Yvette.

»Es ist sicher nichts geschehen«, sagte ich. »Aber was ich weiß, weiß ich zu lange.«

»Du hast soeben Rom angemeldet«, sagte Yvette. Ich entdeckte zum erstenmal, wie hübsch das Zimmer ist, über den Betten hängt eine anständige Segantini-Kopie. Ich rief nicht nach dem Zimmerkellner, ich wollte nicht gestört werden.

»Du bist heute wie eine Göttin gelaufen«, sagte ich. Ich küßte Yvette. Wir blickten in den Spiegel und lachten, weil wir wie Clowns aussahen, wir hatten nicht an den Lippenstift gedacht.

Natürlich dauerte es beinahe eine Stunde; endlich meldete sich das Polizeipräsidium. Ich verlangte den Chef der Mordkommission. Der Mann am anderen Ende wollte mich absolut nicht verstehen, er machte Schwierigkeiten; offenbar ist das nicht die übliche Art, einen Mord zu melden oder einen Täter anzugeben. Schließlich imponierte ihm doch das Wort *avvocato*; ich rief aus der Schweiz an, wir haben den besten Ruf in der Welt, *Made in Switzerland*, einem Schweizer Advokaten würde noch der liebe Gott antworten, sogar aus Italien.

Ich wurde mit einem Mann namens Giannini verbunden, Chef der Mordkommission. Wie schlechte Advokaten hatte ich meine Rede auswendig gelernt, wie gute Advokaten vergaß ich sie. Ich drückte mich ziemlich unverständlich aus: Ich hätte vor kurzem *Quest’Ora* vertreten, *Quest’Ora* habe von dem Wiener Selchermeister Oskar Enzian das Leben seiner ermordeten Tochter Hertha gekauft, im Laufe meiner Ermittlungen hätte ich erfahren, daß ein römischer Schriftsteller, Aurelio Morelli, das Mädchen ermordet hat, Sie verstehen, Aurelio Morelli, ich hätte es als meine Pflicht erachtet ... – wer sollte das verstehen? Der Mann, Giannini, verstand es ausgezeichnet. »Ich danke Ihnen aufrichtig, *avvocato*«, sagte er, »leider« – warum leider; wahrscheinlich glaubte er, ich erhöbe Anspruch auf die Prämie –, »leider ist uns das alles bekannt, gegen Aurelio Morelli ist ein Steckbrief erlassen.« Yvette stand mir gegenüber, ich hielt die Muschel zu. »Sie wissen es schon«, sagte ich. »Was haben Sie gesagt?« fragte Giannini. »Ich sagte nur zu meiner Frau, daß Sie es schon wissen«, sagte ich.

»Wenn Sie glauben, irgendwelche Ansprüche stellen zu können«, begann Giannini, »wenden Sie sich bitte schriftlich ...«

Ich unterbrach ihn, ich hatte Angst, daß er aufhängen würde. »*Quest’Ora*«, stotterte ich, »hat den Mörder längst gekannt, er hat seine Memoiren für *Quest’Ora* geschrieben.« Ich fühlte

mich wie ein Denunziant. Giannini beruhigte mich: »Selbstverständlich, die Redaktion der Zeitschrift hat die Anzeige erstattet.« Jetzt hielt er inne; wahrscheinlich fürchtete er, ich könnte mit *Quest’Ora* zusammenspielen, wegen der Prämie. Er sagte schnell: »Im übrigen hat die Polizei den Namen des mutmaßlichen Mörders bereits vorher gekannt.« »Dann ist ja alles in Ordnung«, sagte ich. »Alles in Ordnung«, bestätigte Giannini. »Darf ich nochmals um Ihren Namen bitten?«

»Doktor Antonio Zempach«, sagte ich. »St. Moritz, Suvretta-Haus« – das war blödsinnig, typische Fehlleistung, Suvretta-Haus, ich hätte die Adresse der Kanzlei angeben müssen, ich schützte die Kanzlei Doktor von Helis.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Doktor«, sagte Giannini, »wie ist das Wetter im Engadin?«

Das Wetter im Engadin ist ausgezeichnet, Pulverschnee.

»Fröhliche Weihnachten«, sagte Giannini.

»Sie haben ihn angezeigt«, sagte ich nachher.

»Es ist zu spät für die *Martinis*«, sagte Yvette.

Christa Sonntag

Ein Sonnenanbeter bin ich noch nie gewesen, aber an Weihnachten ist der Sonnenschein direkt eine Beleidigung. Weil Weihnachten zur Sonne kommt wie die Jungfrau zum Kind. Wenn es keine weißen Weihnachten sind, sind es gar keine Weihnachten. An Weihnachten ergreift mich das Heimweh, trotzdem meine Kindheit in München eher ein schierches gewesen ist.

Aus welchem Grunde ich auch den Peter nach Rom eingeladen habe. Er sitzt nämlich nicht mehr. Ich bin gegen die Bestrafung von Homosexuellen, trotzdem die Homosexuellen eine Schmutzkonkurrenz sind.

Wie ich auf dem Bahnhof draußen gestanden bin, habe ich eigentlich Angst gehabt, weil mein mißratener Bruder einer von den warmen Brüdern ist, denen man es gleich anmerkt. Er fliegt herum wie ein damischer Schmetterling, ein damischer. Aber es war eine angenehme Überraschung. Die Haare hat er kurz geschnitten, und einen blauen Anzug hat er angehabt wie ein Minister. Das ist nämlich jetzt eine Protestbewegung unter den Warmen, weil alle anderen wie Warme ausschauen. Wir sind gleich nach *Pace* hinausgefahren. Das Geschäft habe ich nämlich schon geschlossen, um mich ganz den Weihnachtsvorbereitungen widmen zu können. Die Beschaffung vom Weihnachtsbaum ist allerdings auf Schwierigkeiten gestoßen, weil die Italiener zwar von einnehmendem Wesen sind, aber für eine deutsche Weihnacht, welche die einzige ist, haben sie kein Verständnis. In dieser Beziehung ist der Peter ein Glücksfall. Er schleppt den Weihnachtsbaum den ganzen Tag von einem Teil vom Garten in den anderen, wo eben Schatten ist. In der südlichen Sonne verdorrt ein Weihnachtsbaum, weil seine Blätter, wie es auch im Weihnachtslied heißt, auf die Winterszeit

eingestellt sind, wenn es schneit. Der Peter hat einen Wasserbehälter mitgebracht, eine neue Erfindung, in den kann man einen Weihnachtsbaum stellen, damit er nicht verdorrt. Nur hat der Peter nicht mit den Ausmaßen von meinem Weihnachtsbaum gerechnet. Diese sind kolossal, so daß er nicht in den Behälter hineinpaßt. Ein Weihnachtsbaum ist schließlich keine Topfpflanze. Außer dem Peter habe ich kein männliches Wesen zur Bescherung eingeladen. Von der Landplage habe ich das ganze Jahr genug. Die Francoise hätte ich gern eingeladen; aber was die Franzosen sind, die glauben, das Weihnachtsfest ist eine Gaudi, für eine Innigkeit haben die keinen Sinn. Die Rosa, die eine Kollegin aus München ist, kann nicht kommen, weil sie den Heiligen Abend mit ihrem Zuhälter verbringen muß; sie ist sentimental, das schlampige Luder, das schlampige. Aber die Rita, die aus Salzburg ist, und die Anneliese, die aus Passau an der Donau ist, die sind meine Gäste, und ebenfalls die Karin, trotzdem sie eine Berlinerin ist, also eine Sau-preußin. Was aber an Weihnachten keine Rolle spielt. Die Rita und die Anneliese sind schon eingetroffen. Sie haben sich in Anzio eingemietet; im zweiten Schlafzimmer wohnt nämlich der Peter. Perfekt ist das Haus noch nicht, zum Beispiel kann ich meine perfekte Küche in der Via Sicilia nicht entbehren. Aber prima ist es trotzdem. Am Heiligabend gibt es einen Karpfen, der war aber auch nicht mir nichts, dir nichts zu beschaffen. Am Weihnachtstag natürlich eine Gans mit Rotkraut und gebratenen Kartoffeln. Dieses Rezept habe ich mir allein nicht gegönnt. Dem Canonica habe ich sowieso ein Weihnachtsgeschenk schicken müssen, aber nichts Wertvolles, weil das eine Amtsbestechung ist. Es war nur als eine weibliche Aufmerksamkeit gedacht. Bitte, er ist ein armer Hund, auch wenn er bei der Polizei ist. Aus diesem kühlen Grunde habe ich die schönste Weihnachtskarte erworben, und in meiner intelligenten, aber trotzdem leserlichen Handschrift habe ich das Gansrezept daraufgeschrieben. Nämlich: »*Gans gut reinigen,*

auch das letzte Stückchen Federwerk entfernen. In kaltem Wasser waschen. Innen und außen salzen. In den Bauch zwei Äpfel und eine Zwiebel unterbringen. Die aufgeschnittene Gans wieder zusammenspießen. Man lege sie dann in nicht zuviel kaltem Wasser in die Bratpfanne. Ofen auf zweihundert stellen, braten! Wenn die eine Seite gebraten ist, selbstverständlich umdrehen.« Man kann nicht wissen, was man einem Mann alles sagen muß. »Sehr wichtig: ständig begießen! Wenn das Vieh viel Fett gelassen hat, gut abschöpfen, daß es nur in wenig Fett liegt.« Und dann habe ich meinen Geheimtip hinzugefügt, weil ich für den Canonica nun einmal eine Schätzung habe. Ich habe Francoise das gleiche Rezept gegeben, aber den Schluß habe ich weggelassen. »Wenn außen recht resch, die letzten fünf Minuten noch mit etwas Bier begießen.« Dieses mit drei Ausrufezeichen.

Und jetzt ziehen also weihnachtliche Gerüche durch meine wohlverdiente Friedensstätte. Ich stehe den ganzen Tag im weißen Kittel am Herd, so daß ich ausschau wie der Sauerbruch bei einer Operation. Während der Peter den Baum hin und her schleppt, fange ich an, das Weihnachtsgebäck vorzubereiten. Darin bin ich, ohne unbescheiden zu sein, eine Künstlerin. Zu Weihnachtsgebäck gehören nämlich nicht nur Mandeln und Rosinen, sondern ein Geschmack gehört auch dazu. Zum Beispiel sehen die Weihnachtsengel aus Lebzelter wie wirkliche Engel aus. Die Kometen sind meine Spezialität. Die Sterne von Bethlehem sind rosa, aber das ist eine künstlerische Freiheit. Peter muß an jedem Stück ein Silberbändchen befestigen, nachher schweben sie vom Baum.

Es ist kein Wunder, daß der Canonica gern kocht. Zum Kochen gehört eine Intelligenz, und außerdem kann man nirgends so gut nachdenken wie am häuslichen Herd. Die Hertha geht mir nicht aus dem Kopf, erstens überhaupt, und zweitens, weil sie vorige Weihnachten in die Via Sicilia eingezogen ist. Ich

erinnere mich noch, wie sie geheult hat, weil sie am Heiligabend allein war. Ich weiß nicht, was sie erwartet hat, da es an Weihnachten bekanntlich keinen Geschäftsgang gibt, das weiß jedes Kind. Die Freier beschließen, sich zu bessern und der Liebe am häuslichen Altar zu opfern. Das halten sie ungefähr bis zu den Heiligen Drei Königen durch, an welchem Tag auch der Weihnachtsbaum abgeräumt wird. Übrigens ist das auch gescheiter, daß man eine Pause einschaltet, weil die Freier um diese Jahreszeit finanziell erschöpft sind, wegen ihren Familien. Bitte, man soll sich deshalb nicht beklagen, schließlich gibt es nur wenige Geschäfte, die nicht saisonbedingt sind. Ein Winterkurort ist im Sommer auch ausgestorben. Weihnachten ist eben eine Familiensaison. Das hat die Hertha nicht begriffen, doch hat sie das mit den meisten sogenannten Kolleginnen gemeinsam. Diese glauben zum größten Teil, daß das Geschlechtsleben eine Freizeitbeschäftigung ist. Das ist aber so, wie wenn ein Hotelbesitzer glaubt, daß er in seinem Hotel Ferien machen kann. Wer glaubt, daß das Geschlechtsleben zum Privatleben gehört, ist nicht auf Rosen gebettet. Ein Mädchen wie die Hertha, die kümmert sich das ganze Jahr nicht um ihr Privatleben, sondern betreibt den Beruf wie ein Hobby, und wenn dann die Weihnachtszeit kommt, sind diese Unglückswürmer allein beziehungsweise so verloren wie ein Kind im Warenhaus, das seine Mutter sucht. Trotzdem werde ich der Hertha an Weihnachten ein liebevolles Andenken bewahren. Ich habe dem Canonica die Wahrheit gesagt, und mit dem Bossi habe ich es mir auch nicht ganz verdorben. Ich komme aufs Titelblatt, wofür aber der Bossi extra zahlen muß. Infolgedessen war es mir möglich, auf das Grundstück nebenan eine Anzahlung zu leisten. Dort werde ich im Sommer sitzen und dem Rauschen des Meeres lauschen. Momentan macht es mich allerdings nervös, weil das Rauschen nicht zur Weihnachtsstimung dazupaßt.

Am Nachmittag sitzen wir im Wohnzimmer, der Peter, die

Rita und die Anneliese, und sind mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt. Ich habe das Ganze organisiert wie ein General. Ich bemalte die Nüsse, teils in Silber, teils in Gold. Die Rita bemalt die Tannenzapfen, allerdings hat sie einen Klecks auf den Tisch gemacht. Der Peter schneidet die Seidenpapiere in vier Farben zurecht, in welche die Anneliese die Salonzuckerln wickelt. Der Peter benimmt sich tadellos, nur seine Kleidung läßt zu wünschen übrig. Er besteht nämlich darauf, in einem von meinen Nachthemden herumzusitzen. Aber die Mädchen finden das komisch. Es ist beschlossene Sache, daß uns der Peter morgen der Reihe nach eine Coiffure macht. Ich behauptete, daß eine Frau, welche sich nur für Männer schön macht, früh altert, denn Schönheit ist auch eine Gewohnheit, und man kann sich nicht daran gewöhnen, wenn man nicht immer tipptopp ist. Und einen Privatfrisör hat nur der Onassis, aber auch das ist nicht sicher.

Wie wir mitten dabei sind, Päckchen zu machen, was jeder für sich besorgt, wegen der Überraschung – die Rita schreit ganz hysterisch, wenn man ihr über die Schulter guckt —, kommt der kleine Luigi von der Nachbarvilla herüber und sagt, ich soll sofort zur Post hinuntergehen, es ist eine ex-preß-rekommendte Sendung für mich eingetroffen, aber wegen dem Weihnachtsbetrieb können die keinen entbehren, der sie austragen kann. Sie haben bei den Nachbarn angerufen, denn ich habe doch kein Telefon, beziehungsweise werde ich auch nie eins haben, weil ich in meinem Leben genug telefoniert habe. Ich rase zur Post hinunter. Ich glaube, es handelt sich um ein Weihnachtsgeschenk, und um ein solches handelt es sich wirklich, wenn es auch nicht so aussieht. Im Gegenteil. Es ist ein graues Kuvert, und es stammt von der Fremdenpolizei in Rom. Es ist mir von der Via Sicilia nachgeschickt worden. Ich überlege mir, ob ich es aufmachen soll. Unangenehme Überraschungen können bis nach Weihnachten warten. Aber es ist eine Feigheit, daß man einen Brief nicht aufmacht. Man soll

immer Mut haben. Im Kuvert befindet sich nämlich meine Aufenthaltsbewilligung, für ein ganzes Jahr verlängert! Da habe ich Tränen in den Augen, indem es nämlich sicher ist, daß es sich um ein Weihnachtsgeschenk vom Canonica handelt. Trotzdem nichts dabeisteht. Ich habe um eine Verlängerung angesucht, was im Dezember immer notwendig ist. Jedoch wird die Verlängerung nur für ein halbes Jahr erteilt, und es gibt auf der ganzen Via Veneto keine, die sich einer solchen Auszeichnung rühmen darf. Die Aufenthaltsbewilligung ist mir lieber wie ein Brillantring; den kann ich mir selber kaufen. Ich bin froh, daß ich dem Canonica das Ganslrezept geschickt habe. Meine Menschenkenntnis hat mich nicht getäuscht: Es gibt wenigstens einen Polizisten, der kein Vieh ist. Besonders an Weihnachten erfüllt es einen mit Genugtuung, daß die Anständigkeit belohnt wird.

Francesco Vanetti

Ich habe den Andruck der Weihnachtsnummer im Koffer, morgen beginnen wir mit der Auslieferung, *Madonna mit dem Vögelchen* auf dem Titelblatt, hundertzweiundachtzig Seiten, die dickste Nummer, die wir je gehabt haben, hundertundvier Seiten Inserate. Auf Seite neun beginnt die *Enzian-Story*, *Aurelio Morelli: Ich bin der Mörder der Hertha Enzian*, Untertitel: *Die Geständnisse des August-Mörders*, exklusiv für *Quest’Ora*, Copyright by *Edizioni Vanetti*. Die Maschinen laufen noch, Händlerplakate, ein Glück, daß wir unsere eigene Druckerei haben, eine halbe Million Plakate, Auflage eine Million sechs-hundertfünfzigtausend, am Mittwoch sind wir ausverkauft, lieber zuwenig gedruckt als Remittenden, *Lui e Lei* beginnt mit der Kennedy-Verschwörung, ein alter Hut, lächerlich. Bevor ich ins Schloß fahre, gehe ich durch das Gebäude, ich drücke allen die Hand, die ganze Redaktion trinkt Champagner, ich habe Champagner auffahren lassen, mein Vater hat nie Champagner auffahren lassen, er spart am falschen Platz, altmodisch. Alle beglückwünschen mich, keiner wagt es zu sagen, aber die meisten hoffen, daß mein Vater nicht zurückkehrt. »Endlich weht ein frischer Wind«, sagt Castellani, es ist ihm spät eingefallen. Ich gehe in die Verwaltung, ich gehe in die Buchhaltung, ich gehe in die Druckerei, ich gehe in den Vertrieb, alte Frauen bündeln die Zeitung, bei jeder alten Frau bleibe ich stehen, ich drücke allen die Hand, *Buona festa*, sage ich, *Auguri*, ich klettere auf die Rotationsmaschine, ich drücke dem Maschinenmeister die Hand, *Auguri*, mein Vater hat mit den Speisen gespart, mein Vater hat mit dem Händedruck gespart, er hat nie etwas von einem sozialen Betrieb gehört, er hat nichts von den Menschen verstanden, er war so altmodisch.

Ich verlasse das Haus, die Lichter brennen noch, der Glas-kasten sieht aus wie ein riesiges Aquarium, im Aquarium Va-

netti schwimmen die Fische, im Aquarium Morelli schwimmen keine Fische mehr.

Bossi begleitet mich an den Wagen, er ist mürrisch, weil er übermorgen abfliegen muß, nach Sydney, er hätte Weihnachten lieber mit seiner Mutter gefeiert, mit Fiorella. Ich habe Fiorella Blumen geschickt, natürlich nicht von der Sacchi, eigentlich verdanken wir alles Fiorella. »Grüß mir Fiorella«, sage ich, »-wieso wollte Morelli deine Schwester erwürgen?« Ich dachte schon längst daran, Bossi zu fragen, Morelli hat immer mit Vorbedacht gehandelt, immer am achten August. »Wahrscheinlich stand er unter dem Eindruck des *Happening*«, sagt Bossi, man kann sich auf die Mörder nicht verlassen, »Morelli ist unberechenbar«, sagt Bossi.

Beim Abschied lächelt er, er sagt: »Danke, übrigens«, es fällt ihm nicht leicht, aber er sagt danke, ich habe ihm zweihunderttausend Lire angewiesen, Weihnachtsgeschenk, es ist mir gleichgültig, wieviel Vorschuß er hat, wenn Bossi zu *Lui e Lei* geht, zahlen sie ihm das Doppelte, wir dürfen Bossi nicht verlieren.

Ich weiß nicht, ob Morelli unberechenbar ist, unzurechnungsfähig, wer ist zurechnungsfähig, wer ist berechenbar, warum sollten wir jemand berechnen, zwei mal zwei ist fünf, Morelli ist ein Betrüger, er ist verschwunden, er hat sich in ein Taxi gesetzt und ist verschwunden. Er hat uns um die *Enzian-Story* betrogen. Bossi hat die ersten fünf Folgen geschrieben, im Namen des Mörders, *Ich bin der Mörder der Hertha Enzian*, daran lässt sich nichts ändern, die *Chiesa-Story* oder die *Pisenti-Story* sind wertlos, die Enzian ist der Aufhänger; was Bossi geschrieben hat, ist so authentisch, als ob es Morelli geschrieben hätte, wir müßten Morelli ohnedies umschreiben. Wir wissen alles von der Enzian, die Familie hat alles erzählt, und das Mädchen nebenan, Christa Sonntag, wir kennen Morelli besser, als er sich selbst kennt, er hat Hertha Enzian nicht anders ermordet als Lucia Chiesa und Vera Pisenti; bei

anders ermordet als Lucia Chiesa und Vera Pisenti; bei Bossi stimmt jede Einzelheit, wir lassen uns von Morelli nicht betrügen. Bossi ist zu Giannini gegangen, er hat Morelli angezeigt. »Sie haben keinen Anspruch auf die Prämie«, hat Giannini gesagt, Canonica war ein paar Stunden früher aus Paris eingetroffen, sie haben einen Steckbrief gegen Morelli erlassen. Morelli hat gewußt, daß wir nicht seine Komplicen sind, daß wir ihn anzeigen werden. Morelli ist verschwunden. »Es wäre besser, wenn sie ihn nicht finden«, sagt Bossi, Morelli ist unberechenbar, er erzählt, daß wir die Memoiren in Raten bekommen haben, wir sagen, wir haben sie auf einmal bekommen, wir haben gleich die Anzeige erstattet. »Canonica kann sich ausrechnen, daß wir die Anzeige nicht gleich erstattet haben«, sagt Bossi, es ist unmöglich, die Maschinen liefen schon. Wir sagen, daß wir bis zum letzten Moment gezweifelt haben, wir haben das Risiko auf uns genommen, aber wir haben gezweifelt, niemand wird es glauben. »Es kommt nicht darauf an, daß sie es glauben«, sagt Bossi, »sie wollen es glauben, die Polizei will vorne dran sein, sie wollen sich nicht mit uns anlegen.« Sie werden aber doch fragen, warum wir uns für Aurelio Morelli interessiert haben, Canonica ist unser Feind, die Akten sind noch nicht geschlossen. Es kann uns niemand verbieten, uns für den Schriftsteller Morelli zu interessieren, sagt Bossi, wir haben ihn für einen Phantasten gehalten, wir mußten überprüfen, ob er ein Mörder ist. Es wäre besser, wenn sich Canonica zur Ruhe gesetzt hätte, es ist besser, daß Bossi in Sydney ist, wenn sie Fragen stellen. Giannini wird keine Fragen stellen, er kann Canonica nicht leiden, er ist ein Freund meines Vaters, wir verzichten auf die Prämie.

Die Party ist schon in vollem Gange, als ich ankomme, ich muß mich umziehen. Giulietta begleitet mich in mein Zimmer, sie sagt, die Party kann warten. Sie trägt ein langes Abendkleid, hellblau, die Haare hochgesteckt, sie hat Blumen in den Haaren, sie sieht aus wie eine der beiden Schwestern auf dem

Gemälde *Gabrielle d'Estrees und ihre Schwester im Bade*, die Brüste der Schwestern sind nackt, Giuliettas Kleid ist nur auf der einen Seite tief ausgeschnitten. Yves Saint-Laurent, sagt sie, die rechte Brust ist fast nackt, ich würde am liebsten mit ihr ins Bett gehen, die Party kann warten.

Ich stehe nackt im Badezimmer, ich rasiere mich, die Tür steht offen, ich habe noch nie mit einer Frau aus dem Badezimmer gesprochen, nackt, durch die Tür, von Zimmer zu Zimmer, es ist, als ob wir verheiratet wären, im Februar werden wir heiraten.

»In meinem Koffer ist die Weihnachtsnummer«, sage ich, ich seife mich ein, ich sage, sie soll sich die Weihnachtsnummer ansehen, es ist eine Überraschung. Ich will ihr sagen, daß wir den Mörder längst gekannt haben, ich suche nach Worten, ich will ihr die Wahrheit sagen, der Mörder hat die Morde der Reihe nach geliefert, wie er gemordet hat, so hat er geliefert, Bossi hat den Mörder gekannt, mein Vater hat den Mörder gekannt, ich habe den Mörder geerbt, ich suche nach Worten.

Und Wörter sind Lügner,

Blumen, Freiheit, Liebe, das Tor,

du teilst dich mit,

du zerteilst dich,

wenn du sprichst, versprichst du,

du hast dich versprochen,

du hast gelogen.

Sprich ohne Wörter!

Wörter sind vereinbart,

vereinbarte Lügen,

Wörter sind Soldaten,

Kommas sind Soldaten,

Punkte marschieren, sie töten, die Lüge ist der General,

*sei unverständlich,
du stirbst für den General,
du sprichst.*

Bruder, Hände, Zäune, der Tod.

*Aus Silben Wörter, aus Wörtern Sätze,
immer weiter,
du bist gefangen,
Uniform trägst du,
Uniform aus Wörtern,
Stahlhelme, Orden,
Schweig!*

Nur die Stummen sagen die Wahrheit.

Vor einem Jahr habe ich es geschrieben, *Opus VII*, ich weiß es auswendig, ich könnte es aufsagen, ich sage es nicht auf, alles, was ich geschrieben habe, weiß ich auswendig, ich werde es nicht aufsagen, ich werde es vergessen; Giulietta würde es nicht verstehen, ich verstehe es nicht; nichts ist schwerer zu verstehen, als daß man ein Kind war, derselbe, der man ist, nur ein Kind, andere Kinder kann man verstehen, andere Kinder waren wie ich.

»Warum hast du mir das nicht gesagt?« fragt Giulietta.

»Ich mußte es meinem Vater versprechen«, sage ich, »für mich ist es keine Überraschung, ich habe mit dem Mörder gesprochen, ich habe ihn fotografiert.« Giulietta fragt nicht, warum wir den Mörder laufenließen, wieso er für uns geschrieben hat, der Reihe nach; sie vertieft sich in die Zeitung, warum hätten wir den Mörder anzeigen sollen, ich brauche keine Worte zu finden. »Wo sind deine Bilder?« fragt Giulietta. »Wir bringen zuerst die Kinderbilder«, sage ich, ein einziges Bild des Mörders in der Weihnachtsnummer, mit seiner Mutter, die Opfer, Kinderbilder vom Mörder, Kinderbilder von den Op-

fern. »Habt ihr die Buchrechte vergeben?« fragt Giulietta, nein, sage ich, wir haben sie nicht vergeben, ich rasiere mir das Kinn, die Buchrechte sind nicht vergeben. Giulietta reicht mir den Smoking, er liegt unter den frischen Exemplaren, hoffentlich ist das Hemd rein geblieben, hoffentlich riecht der Smoking nicht nach Druckerschwärze, ich schlüpfe in mein Hemd, Giulietta bindet mir die Krawatte.

»Du sollst noch mit meinem Vater über die Buchrechte sprechen«, sagt sie.

Das Treppenhaus ist dunkel, die Diener zünden Kerzen an, Kerzen im großen Saal, Kronleuchter, Kerzen in allen Zimmern, warmes Licht, gespenstisches Licht, Allerheiligen-Weihnachten. Ferrari hat eine lange Kerze in der Hand, er blickt über die Köpfe hinweg, er sucht nach abgebrannten Kerzen, wie ein Kapitän nach dem Festland blickt er nach den Kerzen, sie werden ausgewechselt, er winkt dem Diener, er zündet neue Kerzen an. Ferrari trägt ein offenes Hemd, die meisten Männer tragen Smoking, Spitzenjabots, einige tragen offene Hemden oder Rollkragenpullover, Frauen in Abendkleidern oder in Blue jeans, Dekolletes, Seidenhosen, ein Mädchen ganz in Leder. Ich kenne niemanden, ich kenne zwei oder drei Männer, sie verschwinden, Gläser in der Hand, ich kenne niemanden, eine Frau geht auf den Kamin zu, die Kerzen flackern, sie verschwindet im Kamin, sie verbrennt. Alle sind jung, Ferrari ist alt, er stört niemanden, er zündet Kerzen an; nur die Diener sind alt, ich habe sie nie vorher gesehen, eine Zofe ist alt, ich kenne sie, es ist gut, daß ich die Zofe kenne, ich bin alt.

Fast alle Gäste sind Autoren von Ferrari, sagt Giulietta, ihr Vater sagt, daß ihnen die Zukunft gehört, niemand weiß, wann die Zukunft beginnt, aber es ist wichtig, daß einem die Zukunft gehört, man lebt von Vorschüssen, Zukunftsvorschuß; ich frage mich, ob mir die Zukunft gehört, meine Gedichte sind nicht veröffentlicht, ich weiß nicht, ob mir die Zukunft gehört, ich

bin der unbekannte Dichter, mein Gedicht heißt *Quest’Ora*. »Ganz schön«, sagt ein Dichter zu mir, er hat blonde Haare, gefärbt, »aber wozu die Kerzen, ist vielleicht Kurzschluß?« Zu seinem Glück hat es Ferrari nicht gehört, zwei Kerzen verlöschten auf einmal, Kerzenkurzschluß.

Ferrari ruft nach dem Diener, er zündet Kerzen an. Ich trinke Champagner, zwei Gläser, schnell hintereinander. Eine Frau mit dicker Hornbrille, sie hat kleine Brüste, man kann ihren Nabel sehen, die Frau sagt: »Schreiben Sie auch? Mein Mann ist Ennio Regazzi.« Ich habe nie von Ennio Regazzi gehört, ich schäme mich, weil ich nie von Ennio Regazzi gehört habe, nein, ich schreibe nicht, ich kann ihr nicht sagen, daß ich den Leitartikel in *Quest’Ora* geschrieben habe, Brief an den Leser, *Fröhliche Weihnachten*. Die gotischen Madonnen sind fortgeräumt. »Das letzte Mal hat man dem Jesuskind Champagner über den Kopf gegossen«, flüstert die Zofe, ich bin ihr Vertrauter, das Jesuskind mußte restauriert werden, Champagner schadet dem Jesuskind. »Der Krieg in Vietnam ist für den Aggressor nicht zu gewinnen, die Amerikaner werden verbluten«, sagt ein Mann im Smoking mit Sandalen. »Ferrari wird alt«, sagt das Mädchen im Lederkleid. »Ich habe mit Ihrem Vater gesprochen«, sagt mir Ferrari, aber er sieht mich nicht an, er hat winzige Kerzen in den Augen. »Ihr Vater«, sagt er mit zornigen Kerzenaugen, »will *Positivismo* nicht verkaufen, er verlangt einen Wucherpreis, er macht sich über mich lustig.« Er wendet sich ab, er wird mich enterben. Sie können meine Tochter nicht haben, Ihr Vater will *Positivismo* nicht verkaufen. Giuliettas Kleid ist über ihre Schulter geglitten, sie richtet ihr Kleid, im Februar wird das Kleid verbrannt, Yves Saint-Laurent kommt auf den Scheiterhaufen, meine Frau ist nicht Gabrielle d’Estrees oder ihre Schwester, Schule von Fontainebleau, ich gehe auf Giulietta zu, sie unterhält sich mit einem Waschbären. »Der Vatikan und die CIA arbeiten zusammen«, sagt er, »der Papst ist ein imperialistischer Kriegsverbrecher.«

Drei Frauen sitzen auf dem langen Tisch, dort wo die Madonnen gestanden haben, zwei sind hübsch, ich denke, Giulietta wird eifersüchtig sein, ich bringe ihnen Champagner, sie sagen nicht danke, ich höre ihnen zu, sie schauen mich nicht an, es ist komisch, daß sie Italienisch sprechen, ich verstehe sie nicht. Ich stolpere in ein Zimmer, man hat vergessen, das elektrische Licht auszulöschen. Ich blinze ins Licht, die Madonnen stehen auf dem Fußboden, aufgereiht wie Gartenzwerge zum Verkauf, ein Filmprojektor steht an der Wand, Filmrollen hinter den Madonnen, Wagenräder aus Aluminium. Ferrari will später einen Film zeigen, Vorführungsraum, im Keller, einen Film der jungen Garde, tschechisch. In Rom laufen noch die Maschinen, der Maschinensaal in Neon, die Maschinen speien die *Enzian-Story aus*, den Maschinen ist übel, der Maschinenmeister hat mir die Hand gedrückt, *Auguri*. Ich hätte in Rom bleiben sollen, ich habe die Telefonnummer angegeben, sie können mich erreichen; ich habe vergessen, meinen Vater anzurufen, ich werde meinen Vater anrufen.

»Wo warst du?« sagt Giulietta, »ich habe mit meinem Vater gesprochen, mein Vater sucht dich.« Wir gehen in den Salon, ein Mädchen in Blue jeans kommt aus dem Kamin, eine blaue Wachspuppe kommt aus dem Kamin, das Mädchen lacht, sie lachen im Chor, ich weiß nicht, warum sie lachen. Ferrari nimmt mich beim Arm, er ist nicht mehr zornig, er spricht nicht von *Positivismo*. »Ich kaufe die Buchrechte der *Morelli-Story*«, sagt er. »Sie können sie nicht publizieren«, sage ich, ich blicke ihm in die Augen, die Augen haben Kurzschluß. Ich sage, daß Bossi das Manuskript umgeschrieben hat, Reportage, Kolportage, primitiv, für Idioten geschrieben, realistischer Kitsch, Establishment-Kitsch, der Mörder ist altmodisch. »Bossi hat Literatur in Kolportage verwandelt«, sagt Ferrari, »mein Lektor kann Kolportage in Literatur verwandeln. Zanolini ist ein guter Mann«, sagt er, »sprechen Sie mit Zanolini, er sitzt da drüben, mit der Pfeife im Mund.« Ich sage, es ist eine

Mordgeschichte, ein Kriminalroman, mit wirklichen Namen. »Der Gegenstand ist nichts«, sagt Ferrari, »die Form ist alles«, er zündet eine Kerze an, »Opfer der Gesellschaft«, sagt er, »Sie könnten die Einleitung schreiben, es sind Opfer der Gesellschaft.« Er will mich bestechen, mein Vater hat mich bestochen, Ferrari glaubt, die Einleitung ist eine Kinderklapper oder eine Diphtheriespritze oder ein Alfa Romeo, ich sage: »Wir werden sehen, die italienischen Rechte, vielleicht, die Auslandsrechte behalten wir auf jeden Fall.« Ich werde *Positivismo* selber aufbauen, ich brauche Ferrari nicht, ich brauche meinen Vater nicht, die Idee ist von mir, es ist keine Zeit für Gedichte, es ist keine Zeit für Kerzen, es ist keine Zeit für Väter, ich werde *Positivismo* selber aufbauen. »Du hast dich tapfer geschlagen«, sagt Giulietta, sie streicht mir über die Haare, »mein Vater muß sich mit den italienischen Rechten begnügen, du wirst *Quest’Ora* nicht aus der Hand geben.« Ich denke nicht an *Quest’Ora*, ich sage: »Prinzessin Cokatschin, wie wäre es, wenn ich Sie nach Persien entführte, aber es kann auch Rom sein?« Drei Tage im Schloß, Weihnachten, unerträglich. Ich denke an Rom, die alten Frauen bündeln Zeitungen, Bossi fliegt nach Sydney, mein Vater darf sich nicht aufregen, Canonica wird Fragen stellen, die Akten sind nicht geschlossen. »Mein Vater fährt morgen nach Cortina«, sagt Giulietta, »er trifft seine Geliebte, wir bleiben allein.«

Die Diener löschen die Kerzen aus, es ist fast dunkel, niemand bemerkt, daß es dunkel ist. »Mein Stück über Vietnam ist fast beendet«, sagt ein dürrer Mensch auf französisch. »Mein Gedichtband erscheint jetzt russisch«, sagt eine Frau in einem gelben Abendkleid. »Schreiben Sie auch?« fragt mich die Frau des berühmten Dichters, er heißt Regazzi, ich kenne seinen Namen nicht, sie hat mich schon einmal gefragt, ob ich schreibe; es ist so dunkel, daß man die Dichter nicht erkennt, das elektrische Licht leuchtet auf, ich muß meinen Vater anrufen. »Realismus ist Betrug am Volk«, sagt Zanolini und klopft seine

Pfeife aus. »Selbstverständlich«, sagt das Mädchen im Lederkleid, »Sie werden gleich sehen, wohin der Weg führt«, sagt Zanolini, er zeigt uns den Weg in den Keller, die Diener schleppen die Aluminiumräder in den Keller hinunter, wir sehen den Film der jungen Garde.

Emilio Bossi

Die Begegnung mit Canonica war unvermeidlich: Es konnte ebensogut in Foce Verde geschehen. Ich habe Giannini gesagt: Der Mörder saß die ganze Zeit in Foce Verde, von dort ist er entflohen, nach Ablieferung des Manuskriptes. Ich mußte mich in Foce Verde zeigen. Der Flug nach Sydney hätte wie Flucht ausgesehen. Ich fuhr nicht am Meer entlang. Düsteres Wetter, die Sonne wie ein Bär im Winterschlaf. Links maurische Burgen, eine halbe Moschee, Tribünen eines Turnierplatzes.

Alles Papiermasche, man hat hier einen Film gedreht. *I figli dei Moschettieri*. Ich sollte es den Leuten von der *Kronos* sagen, vielleicht können sie etwas davon verwenden, nicht die Bauten natürlich, maurisch paßt nicht zur *Enzian-Story*. Die Erde ist rot, hoffentlich drehen sie in Farbe. Einer meiner Freunde, der Romane schreibt, pflegt zu sagen: Ein Buch beendet man nie, man läßt es im Stich. Mit einer Reportage ist es ähnlich. Ich habe mit Morelli gelebt, jetzt lasse ich ihn fallen. Er ist so weit fort, als ob ich ihn erfunden hätte. Kann sein, daß ich ihn erfunden habe. Man wird meine Geschichte verschlingen, ich werde sie nur durchblättern. Am Ende kümmern einen nur noch die Druckfehler. Ich hätte Morelli gern wenigstens *Bon voyage* gewünscht. Er war mir sympathischer als ich ihm, was bei einem dreifachen Mörder komisch ist. Hoffentlich finden sie die richtige Besetzung für ihn, im Film, nicht zu unsympathisch. Ich verzeihe ihm sogar, daß er mir den Mord an der Enzian angehängt hat.

An der Brücke über dem Fosso Mascarello: die ersten Polizisten. Sie hielten mich an, trotz dem Presse-Zeichen auf meinem Wagen. Prüften meine Papiere. Einer grinste: »Ach so, *Quest’Ora!*« *Big deal*, würde Christa Sonntag sagen.

Zu viel Polizeiaufgebot für einen Mörder, selbst für einen

dreifachen. Es wimmelte von Plattefußathleten. Funkstreifenwagen, zwei Autos von der Mordkommission, *Walkie-talkies*, Detektive in Zivil, die jeder Verbrecher auf Meilen als Detektive erkennen kann. Das Dorf in Weihnachtsstimmung, die Schaufenster geschmückt, eine einzige *Panefone*-Herrlichkeit. Es könnte in der sommerlichen Hochsaison nicht lebhafter zugehen. Fast alle Leute hatten Quest’Ora in der Hand; Vanetti würde gesund werden, wenn er es sehen könnte. Man wird beim Weihnachtsbraten vom Mörder sprechen. Foce Verde bekommt einen größeren Punkt auf der Landkarte, vielleicht einen Stern im Fremdenführer. Im Sommer werden die Hotels ausverkauft sein. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie die Kabinen neu streichen. Sehen aus wie müde Zirkuszebras. Vor dem Hotel kam Trentini auf mich zu; er ist mir der liebste von der ganzen Mordbrigade. In meinen ersten Jahren pflegten wir stundenlang in der Trattoria zu sitzen, gegenüber dem Präsidium. Ich muß ihm ein ganzes Faß Rum gekauft haben. Ausgefälliger Geschmack.

»Wir haben sie gefunden«, sagte er.

»Wen?« fragte ich.

»Die kleine Doninelli«, sagte er.

»Ach so«, sagte ich. Ich hatte keine Ahnung.

»Jetzt könnt ihr etwas Neues schreiben«, sagte er.

Langsam bin ich gerade nicht. »Hat er sie erwürgt?« fragte ich.

»Was denn?« sagte Trentini. Er rieb sich die Hände. Nicht vor Vergnügen, sondern weil ihm kalt war. Er sollte sich nach Palermo versetzen lassen, das halbe Jahr sieht er aus wie ein pessimistischer Barometer.

»Weiß man Näheres?« fragte ich vorsichtig.

»Neunzehn«, sagte er. »Der Vater Millionär. Man hat sie oft mit Morelli gesehen. Sie sollen zusammen gefischt haben.«

»Unwahrscheinlich«, sagte ich.

»Lustmord«, erklärte er.

»Woher weißt ihr das?« fragte ich. »Sie war nackt«, sagte er überzeugend.

Ich fragte: »Wo hat man sie gefunden?«

»Die Kommission ist draußen beim Atomwerk«, sagte er. »Ihr Vater hat erst heute früh die Anzeige erstattet. War gerade angekommen, für die Feiertage. Er hat geglaubt, daß sie im Schloß auf ihn wartet. Die Dienerschaft hat geglaubt, daß sie nach Rom gefahren ist.« Er wies mit den roten Händen in die Richtung des Schlosses. »Das Schloß gehört ihrem Vater«, sagte er. Man konnte es nicht sehen, hinter den Nebelschleiern. »Die Bestie«, spuckte er. »Lauter blühende junge Geschöpfe.« »Natürlich«, nickte ich. »Ist Canonica hier?« »Die Himmelfahrt vom *professore*«, sagte er. Vermißtenanzeige aus Foce Verde: Fünf Minuten später wußte Canonica, daß es nur Morelli gewesen sein kann. »Sie sehen schlecht aus«, sagte Trentini. »Trinken wir einen Rum«, schlug ich vor. Wir tranken einen Rum. Der Speisesaal war voll, ein Mordgeschäft, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Fransenvorhänge waren zugezogen, elektrisches Licht, viel zu früh. Wachsblumen auf den Tischen; ich erinnerte mich, daß sich Morelli darüber beklagt hatte. Mir war übel, ich brauchte den Rum mehr, als Trentini ihn brauchte. Ich hätte Morelli achtundvierzig Stunden früher anzeigen sollen; Vanetti hatte drauf gedrängt. Ich hatte eben immer noch auf die echte *Enzian-Story* gehofft; ich erfinde eine Geschichte nur, wenn ich muß. Ausführlichkeit ersetzt Vollständigkeit, das Detail die Wahrheit: Es ist nicht das Richtige. Auf den Gedanken, er könnte noch jemand umbringen, war ich nicht gekommen. Ich dachte, er habe sich zurückgezogen. Die Mörder gehen nicht in Pension. »Kann ich sein Zimmer sehen?« fragte ich. »Es ist versperrt«, sagte Trentini. Aber er machte eine Ausnahme, aus alter Rum-Kameradschaft. Das Zimmer war

unverändert, nur der Fußboden wies Flecken auf, von Nässe, Scherben, Glassplitter, man hatte sie nicht aufgeräumt.

»Er hat sein Aquarium zerstört«, sagte Trentini. »Er hat verrückt gespielt.«

»Vielleicht nicht gespielt«, sagte ich. »Er muß sich in die Hand geschnitten haben«, sagte Trentini scharfsinnig. »Das Handtuch war voller Blut.« Er überlegte: »Sie können mir vielleicht helfen.« Er ließ mich allein, kam gleich darauf wieder zurück. Er hielt einen merkwürdigen Gegenstand in der Hand. Aus Zigarrenkisten gebastelt, ein winziger Sarg, sechseckig, erstklassige Arbeit. Darauf ein Kreuz ausgeschnitten aus schwarzem Glanzpapier. *Requiescat in pace.* »Können Sie sich das erklären?« fragte Trentini. Im Sarg lagen tote Fische. Schwarze Skalare, Makropoden, Schwertträger – er hatte sie mir im Aquarium gezeigt, ich kenne mich nicht aus. Dicht übereinandergelegt, wie Papierblättchen. Es stank jämmerlich. »Er konnte das Aquarium nicht mitnehmen«, sagte ich. Trentini verstand es nicht.

Ich dachte daran, nach Rom zu fahren, bis zum Abflug meiner Maschine zu verschwinden. Ich verwarf den Gedanken gleich wieder. Von zwei Möglichkeiten soll man die mutigere wählen: Der Rest gibt sich von selber. Vanetti ist krank, und Francesco ist bei seiner Herzkönigin. Ich stehe da, mit den toten Fischen. Das Aquarium ist nun einmal zerschlagen. An der Portierloge rannte ich Canonica beinahe über den Haufen. Von seinem Generalstab umgeben, Feldherr nach gewonnener Schlacht. Gerötete Wangen. Modernes Gemälde: Gurke in Rot. Er tat, als wäre ich Luft. Mindestens zwanzig Reporter, sämtliche *paparazzi* von Rom. Ein kleiner Trost, daß ich Canonica die halbe Schau stehlen konnte. Einige Kollegen brachten es fertig, mir zu gratulieren. Mir drehte sich der Magen, der Rum kam hoch. Ich fragte nach Einzelheiten, ohne zu verraten, wie wenig ich wußte. Sie hatte Agnese geheißen. Plötzlich sagte

Canonica: »Sie will ich sprechen, Bossi.« Ohne Signor.

Wir gingen hinaus, über die Straße. »Sie haben einen Mord auf dem Gewissen«, sagte er.

»Und wieso das?« sagte ich.

»Sie haben den Mörder wochenlang gedeckt«, sagte er. »Sie unterschätzen Ihre eigenen Fähigkeiten«, sagte ich. »Wie sollte ich wissen, was Sie nicht wußten?« Er sagte: »Sie haben ihm Geld gegeben. Sie waren viermal bei ihm in Foce Verde.« »Er schrieb für uns«, sagte ich. »Wie haben Sie ihn kennengelernt?« fragte er. »Er hat sich angeboten, für uns seine Erinnerungen zu schreiben«, sagte ich.

»Seit wann ist *Quest’Ora* eine literarische Zeitschrift?« fragte er sarkastisch.

»Er hat erklärt, daß er ein mehrfacher Mörder ist«, sagte ich.

Damit hatte Canonica nicht gerechnet. Er blieb am Gitter des Korballplatzes stehen.

»Das haben Sie natürlich nicht geglaubt«, sagte er. Ich sagte: »Ich habe gehofft, daß es wahr ist. Aber ich hielt ihn für einen Hochstapler.« Ich konnte es mir nicht verkneifen: »Bei Ihnen leugnen die Leute, daß sie Mörder sind, bei uns versuchen sie, Morde zu verkaufen. Nach jedem unaufgeklärten Mordfall melden sich drei Mörder. Die Hochstapler schreiben die Morde aus den Zeitungen ab.«

»Sie sind der Sache Pisenti nachgegangen«, sagte er. »Eben«, sagte ich. »Alle Indizien sprachen gegen ihn – oder für ihn, wenn Sie wollen. Sie wissen es am besten. Sie haben auch nichts herausgefunden.« »Mir hatte der Mörder nicht gestanden«, sagte er. Wenn man von den Behörden nicht gefragt wird, soll man ihnen nichts erzählen. Aber ich sagte trotzdem: »Die einzige Story, die man leicht hätte überprüfen können, hat er nicht geliefert.« Bei der Enzian war ich auf festem Boden. »Sie haben in Lubriano von einem Mitarbeiter gesprochen«,

sagte Canonica. »Hatten Sie einen Vertrag mit ihm?«

»Natürlich«, sagte ich. »Sie können ihn sehen.« Er ging zum Hotel hinüber, um mit seinen Leuten zu sprechen. Auf dem Korbballplatz hatte ein Wettspiel begonnen. Ich tat, als sähe ich interessiert zu.

Als Canonica zurückkam, sagte ich: »Warum haben Sie den Steckbrief so spät erlassen? Vielleicht hätten Sie den Mord verhindern können.«

Sein Gesicht wurde naturalistischer: eine grüne Gurke. Er sagte: »Sie wissen weder, wann ich den Steckbrief erlassen habe noch wann Agnese di Doninelli ermordet wurde. Es würde mich nicht überraschen, wenn Sie ihm zur Flucht verholfen hätten.«

»Mit solchen Verleumdungen bringen Sie sich unnütz in Schwierigkeiten«, sagte ich.

»Sie scheinen sich darauf zu verlassen, daß er über alle Berge ist«, sagte er. »Seine Verhaftung kann eine Frage von Stunden sein.«

»Ich gebe Ihnen einen Tip«, sagte ich. »Lassen Sie die Küste absuchen.«

Er wollte wissen, wie ich darauf komme. Ich sagte ihm, daß sich Morelli von seinen Fischen nicht so leicht trennen würde: »Er schreibt, daß nur das Wasser die Erde erträglich mache. Ein langes Kapitel. Ich habe es gekürzt. Sie können das Originalmanuskript lesen.«

Er tat, als würde ihm der Tip nichts bedeuten. »Sie waren bei seiner Mutter«, sagte er.

Ich wiederholte, daß ich nach Indizien gesucht habe: »Seine Mutter sagte, daß er ein Genie ist. Sie können es in der achten Folge lesen.«

Wir überquerten die Straße. Die Reporter betrachteten uns mit hungrigen Augen, sie fürchteten, ich würde Canonicas In-

formationen restlos auffressen. Der Neid fragt nicht nach seinem Gegenstand. Canonica ließ sich nicht stören; wir gingen auf und ab.

»Sie haben die Serie gedruckt, bevor Sie ihn angezeigt haben«, sagte Canonica.

»Auf eigene Gefahr«, sagte ich. »Es ist interessant genug, wenn einer drei Morde auf sich nimmt. Auch wenn er nicht der Mörder ist. Sie werden zugeben, daß ich Gründe hatte, ihn für verrückt zu halten.«

»Sie hätten seine Fotografie in der Via Sicilia zeigen können«, sagte Canonica.

»Je früher Sie Morelli finden«, sagte ich, »desto lieber ist es mir. Er ist mein bester Kronzeuge. Er hat mich mehr gehaßt, als er sie fürchtete.« Die lautere Wahrheit. »Den Enzian-Mord hat er nie gestanden.« Mein fester Boden. »Warum hätte ich sein Bild in der Via Sicilia zeigen sollen? Für den nächsten Mord sind Sie verantwortlich«, fuhr ich fort. »Jetzt kennen Sie den Mörder so gut wie ich. Wissen Sie, Canonica« – ich ließ den Signor weg, meinerseits –, »Sie sind ein großer Kriminalist, darüber sind die Bücher geschlossen. Wenn Sie Ihre Memoiren schreiben – geben Sie sie ja nicht *Lui e Lei*. Aber von der Presse verstehen Sie nichts, Sie haben einen Komplex. Jeder zweite Mörder schreibt seine Erinnerungen. Der eine, bevor er eingesperrt wird, der andere nachher.« »Das Gesetz kennt kein Gewohnheitsrecht«, sagte er. Ich hatte keine Lust, ihm zu erklären, daß es auch im Gesetz ein Gewohnheitsrecht gibt. Canonica wird sich an das Gewohnheitsgesetz gewöhnen müssen. Oder er wird bei seinen Grundsätzen bleiben, im Ruhestand. Die Moral ist für Rentner bestimmt.

»Unter uns«, sagte ich, »- wo kämen Sie hin ohne die Presse? Ich habe Ihnen die halbe Arbeit abgenommen. Was Sie in drei Monaten immer noch nicht wissen würden, finden Sie in *Quest’Ora*. Geständnis, frei Haus. Die Polizei kann Geständ-

nisse erpressen, aber nicht kaufen. Es sind veraltete Methoden. Ich habe Giannini das ganze Manuskript versprochen, vor dem Abdruck.« Giannini erwähnte ich nicht ohne Absicht.

»Verlassen Sie sich nicht auf das Gewohnheitsrecht«, sagte er mit der Hartnäckigkeit der alten Männer. »Sie haben Christa Sonntag gesagt, daß Sie den Mörder kennen. Sie haben gesagt, er arbeitet für Sie in Madrid.« »Sie widerlegen sich selbst«, sagte ich. »Wie wäre ich auf Madrid verfallen? Vergessen Sie nicht: Den ersten Hinweis, daß es sich um einen Schriftsteller handeln könnte, haben Sie von mir bekommen. Wir waren beide zu langsam. Vor ein paar Tagen habe ich der *Contessa* gesagt, daß ich im dunkeln tappe.« »Das war Ihr Alibi«, sagte er.

Ich sagte: »Woher hätte ich wissen sollen, daß Sie ein ausländisches Call-Girl als Spitzel verwenden?« Ein Polizeioffizier in Uniform kam von einem Streifenwagen auf uns zu. Er flüsterte mit Canonica. Der schien es auf einmal eilig zu haben. Er sagte nur: »Wie heißt es am Ende Ihrer Sensationsserien? *Fortsetzung folgt*. Glauben Sie ja nicht, daß die Sache keine Fortsetzung hat.«

»Sie machen es spannend«, sagte ich. Die Drohung Canonicas war aber nur noch ein Rückzugsgefecht. Ich setzte mich in den Wagen, ich hatte genug, ich wollte den Abend in Rom verbringen. Den Fall Doninelli überlasse ich den Tageszeitungen. Wir haben Zeit, die Doninelli kommt am Schluß. Ich werde den kleinen Maspoli zu meinem Nachfolger erziehen. Canonica ist zu alt für einen Kommissar, ich bin zu alt für einen Polizeireporter. Es ist an der Zeit, etwas anderes anzufangen. Vanetti sagt, daß ich den sicheren Instinkt habe. Es gibt keinen sicheren Instinkt und kein sicheres Urteil. Man soll einmal die Vernunft sprechen lassen, einmal den Instinkt, je nachdem. Maspoli wird sich die Zähne am Fall Doninelli ausbeißen. Wenn es notwendig ist, schreibe ich um, was er recherchiert hat. Die Leser würden sonst den Stilbruch bemerken. Sie wis-

sen nichts und bemerken alles. Kein Urteil, aber Instinkt.

Der vierte Mord war überflüssig. Es wäre gescheiter gewesen, Morelli zur Flucht zu verhelfen, er hätte ihn nicht begangen. Canonica versteht nicht, daß ich auch ein Gewissen habe, nur eben kein Polizeigewissen. Vielleicht entdeckt auch er ein neues Gewissen, sobald er seine goldene Uhr bekommt. Hoffentlich hört er auf, seine Sätze mit »Früher ...« zu beginnen. Es gab auch früher Vereinbarungen, es waren nur nicht dieselben. Jetzt ist es eben vereinbart, daß man die Mörder erst ausliefert, wenn sie ihre Manuskripte abgeliefert haben. Canonica bekommt ein Gratisabonnement auf *Quest’Ora*. Vor Rom begann es zu regnen. Meine Mutter und Fiorella müssen die Weihnachtsgans ohne mich essen, aber ich bin froh, daß ich am Weihnachtstag im Flugzeug sitzen werde. Ich werde mich ganz gut als Operationsschwester machen. Es ist höchste Zeit, daß die Leute ein neues Herz bekommen. Mit dem alten ist ohnedies nichts anzufangen.

Italo Canonica

Samstag, 23. Dezember, Dreizehn Uhr dreißig die erste Meldung, daß Morelli in der Nähe von Salerno gesehen wurde. Der Entfernung wegen war sie vorerst unglaublich. Aus allen Teilen des Landes die üblichen Falschmeldungen. Eindeutig war nur die Fluchtrichtung Süden. Beim Carabinieri-Posten Foce Verde die wahrscheinlichen von den unwahrscheinlichen Nachrichten gesondert. Wachsende Überzeugung, daß Salerno richtig sein könnte. Fluchtweg (?) auf der Karte eingezeichnet Anzio-Labina-Gaeta, dann ein Zickzackkurs, teils der Küste entlang, teils landeinwärts bis Caserta. Bauern. Taxichauffeure, Gasthofbesitzer. Ein Arzt hat ihm (?) die Hand verbunden. In Torre del Greco (?) übernachtet beziehungsweise mitten in der Nacht weitergefahren. Wir spekulierten: Er besitzt Flugkarte nach La Paz, strebt nach Neapel, will von dort nach Rom fliegen, sozusagen über die Köpfe der in entgegengesetzter Richtung vorstoßenden Verfolger hinweg. Methodischer Irrsinn. Polizei in Neapel und Umgebung alarmiert. Kehrte auf schnellstem Weg nach Rom zurück, ließ per Funk Straße nach Fiumicino freihalten, Polizeimaschine im Aeroporto Leonardo da Vinci bereitstellen. Landete um sechzehn Uhr vierzig in Capodichino, dem Flughafen von Neapel. Polizeipräfekt meldete, daß Täter aller Wahrscheinlichkeit nach Salerno verlassen hat. Soll auf einem Bauernwagen bei Battipaglia gesehen worden sein. Verwirrend, da er sich damit von Neapel entfernt hätte. Instinktive Entscheidung. Ließ Instruktionen in Neapel zurück, fuhr im Wagen nach Salerno. Um achtzehn Uhr in Salerno eingetroffen. Meldung aus Battipaglia bestätigt, fuhr weiter. Wurde fünf Kilometer vor Battipaglia von Polizeiwagen angehalten. Carabinieri meldeten, daß ein Mann, auf den die Beschreibung Morellis zutrifft, in Paestum Selbstmord verübt hat. Keine Einzelheiten. Wurde an der Stadtgrenze von Paestum

erwartet. Morelli ist tot. Es war neunzehn Uhr zweiundzwanzig. ... Bericht der Gendarmerie von Paestum: »*Vermeintlicher Täter hatte sich von dem Bauern Renzo Icardi, 61, in Battipaglia in dessen Wagen mitnehmen lassen. Forderte diesen auf, vor einem Gasthof, dreieinhalb Kilometer südöstlich von Battipaglia, auf dem Weg nach Paestum, anzuhalten. Sprach im Gasthof den Mechanikerlehrling Mario Rodoni, 19, an. Wollte ›dringend‹ auf dessen Motorrad mitgenommen werden. Fiel Rodoni durch sein ›verwüstetes Aussehen‹, zerlumpte Kleidung und wirre Reden auf. Wies größere Geldscheine vor. Rodoni erklärte, den Koffer nicht transportieren zu können. Vermeintlicher Täter ersuchte die Wirtin, Luigina Calabriga, 58, sein Gepäck aufzubewahren, entnahm diesem jedoch Papiere und einen Gegenstand, den die Wirtin für weibliche Unterwäsche hielt. Vermeintlicher Täter setzte sich auf den Rücksitz des Motorrades. Drei jüngere Gäste beobachteten Vorgang durch offenes Fenster. Lachten, weil sich der ›alte Mann‹ auf dem Rücksitz ›komisch‹ ausnahm. Vermeintlicher Täter wandte sich um und drohte mit der Faust. Motorrad fuhr mit fünfundvierzig Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit auf der Straße Nr. 18 gegen Süden. Um fünfzehn Uhr sechs verlangte der vermeintliche Täter, bei der Einfahrt in die Ortschaft Paestum abgesetzt zu werden. Gab Rodoni einen Zehntausend-Lire-Schein. Unmittelbar an der Straße befindet sich Kasse zu abgetrenntem Gelände, auf dem die römischen Ruinen stehen. Vermeintlicher Täter ging zur Kasse und erwarb Eintrittskarte. Dies wurde von Rodoni beobachtet. Um fünfzehn Uhr sechzehn meldete uns die Gendarmerie in Battipaglia telefonisch, daß die Wirtin Luigina Calabriga Verdacht geschöpft und die Nummer des Motorrades angegeben hatte. Das Motorrad wurde daraufhin acht Kilometer südöstlich von Paestum gestoppt. Der Fahrer erklärte, seinen Gast bei den Ruinen abgesetzt zu haben. Korporal Riccardo Rezzonico, 29, und Carabinieri Eligio Malfanti, 24, fuhren sofort zu den Ruinen. Wegen des*

Wochenendes befanden sich mehrere Touristen auf dem Gelände, darunter eine Reisegesellschaft von elf amerikanischen Touristen. Es handelte sich um Kriegsveteranen, die bei der Invasion 1943 hier gelandet waren. Malfanti und Rezzonico entdeckten den vermeintlichen Täter zwischen den Ruinen des Neptun-Tempels. Er hatte sich niederkniet und küßte eine Säule, was bei den Touristen Heiterkeit hervorrief. Sie gaben später an, geglaubt zu haben, daß eine Filmaufnahme geprobt wurde. Der vermeintliche Täter verließ den Neptun-Tempel und ging schnell, aber nicht laufend auf das niedrige Gitter zu, das den Strand von den Sehenswürdigkeiten trennt. Rezzonico und Malfanti eilten ihm nach, riefen ihn aber nicht an, weil es (a) im Steckbrief hieß, daß er möglicherweise bewaffnet und gemeingefährlich sei, und weil sie (b) annahmen, daß ihn das Gitter ohnedies aufhalten würde. Sie versuchten, sich unbemerkt dem vermeintlichen Täter zu nähern. Sie verbargen sich hinter den sechsunddreißig Säulen des Tempels, bewegten sich beziehungsweise unbemerkt von einer Säule zur anderen vorwärts. Beide hatten ihre Schußwaffen entsichert. Der vermeintliche Täter scheint sie trotzdem bemerkt zu haben, denn er begann zu laufen, wobei er (a) seinen Vorsprung benützte, (b) immer versuchte, sich hinter den amerikanischen Touristen in Deckungzubringen. Auf Anruf reagierte er nicht. Rezzonico schoß zweimal in die Luft, konnte jedoch seine Waffe nicht auf den vermeintlichen Täter richten, da er eventuell die Touristen getroffen hätte. Dagegen beschrieb der vermeintliche Täter Bewegungen mit beiden Armen. Wurden von Rezzonico und Malfanti so aufgefaßt, als ob er sich ergeben wollte. Wie später festgestellt wurde, verstreute er aber nur Papiere, die insoweit sichergestellt wurden, als sie der vermeintliche Täter nicht im Wasser verstreuete. Die Touristen hörten nicht auf die Rufe der behördlichen Organe, sondern lachten und versuchten sowohl den vermeintlichen Täter wie die Verfolger zu fotografieren. Hierdurch wurde wertvolle Zeit verloren. Beziehungsweise

setzte der vermeintliche Täter, wie Malfanti erklärt, mit erstaunlicher Behendigkeit über den Zaun und lief von dort, voll bekleidet, direkt ins Wasser. Den Sandstrand hatte er in weniger als einer Minute überquert. Rezzonico gab nach neuerlichem Anruf zwei Schüsse ab, die jedoch ihr Ziel verfehlten. Nach übereinstimmenden Aussagen von Rezzonico, Malfanti und den Touristen sah sich der vermeintliche Täter kein einziges Mal um. Er blieb, sobald das Wasser Kniehöhe erreicht hatte, stehen, breitete die Arme aus und ging dann mit langsamem Schritten ins Meer hinaus. Da der Wellengang ziemlich hoch war, verschwand er sofort im Wasser. Er hat anscheinend keinen Versuch unternommen, sich schwimmend zu retten, oder er konnte nicht schwimmen. Nach Angaben des amerikanischen Touristen Lowell T. Whittaker, 54, soll der Selbstmörder im letzten Moment etwas ins Wasser hinausgerufen haben, was der Amerikaner wegen der Entfernung jedoch nicht verstand. Der Kopf des Selbstmörders tauchte nur noch einmal auf. Trotz sofort eingeleiteter Nachforschungen konnte die Leiche bisher nicht geborgen werden.«

... Wie die meisten Polizeiberichte bemüht sich auch dieser ebenso plump wie umständlich die Ungeschicklichkeit der »behördlichen Organe« zu entschuldigen. Einer der Kriegsschauplatz-Touristen – was tätte der Fremdenverkehr ohne Kriegsschauplätze und Heldenfriedhöfe? – bestätigte mir allerdings, daß er nicht an den Ernst der Angelegenheit geglaubt habe, denn »nur im Film marschiert ein Verbrecher aufrecht und mit Würde ins Wasser«. Ein anderer Tourist erzählte mir, er habe einen Augenblick lang gemeint, der »vermeintliche Täter« zaubere weiße Tauben aus seinen Taschen. Es waren keine weißen Tauben, sondern Seiten der Morelli-Memoiren. ... Die auf dem Sandstrand aufgefundenen Papiere schlagen mir die Waffe gegen *Quest' Ora* aus der Hand. Es sind, unter anderem, Seiten, auf denen der Mord an Hertha Enzian beschrieben wird. Was nützte es, der Öffentlichkeit zu beweisen, daß die

Enzian-Story, die *Quest’Ora* veröffentlichen wird, der pure Betrug ist! Die Ironie, daß Vanetti just die Geschichte erfinden mußte, die er gekauft hat, würde niemand verstehen. Die Leser würden sich nur um so mehr auf die Zeitschrift stürzen – ein schlechter Ruf ist heute besser als keiner. Denn nicht der Betrüger, sondern der Betrogene ist schuldig. Bossi aber würde sich wohl darauf beziehen, daß »in der einzigen Sache, um die es ging«, Morellis Täterschaft für ihn bis zum Ende tatsächlich unbewiesen geblieben ist.

Sonntag, 24. Dezember. Obwohl es Sonntag war und der Tag vor Weihnachten, habe ich den ganzen Tag im Präsidium verbracht. Giannini bestand auf einer Pressekonferenz, bei der er mich unter Lorbeeren begrub. Ich hätte das »letzte ruhmreiche Kapitel« meiner Karriere geschrieben. Die Eitelkeit der Menschen geht über das Grab der anderen hinaus – nichts Schlechtes über die Toten, weil sie nämlich aufgehört haben, gefährlich zu sein. Die Zeitungen feiern mich, als hätte ich das Radium erfunden. Mein Foto auf der ersten Seite, die sonst für Mörder und Staatsmänner reserviert ist. Das Telefon stand nicht still – wenn ich bloß wüßte, wozu man mich beglückwünscht! Ich war zu langsam, ich habe den Mord an Agnese di Doninelli nicht verhindern können. Ich habe nicht einmal diesen Narren der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert, ihm höchstens zur überirdischen verholzen: Ein Stellvertreter blieb ich bis zum Schluß. Die Todesstrafe ist bei uns abgeschafft, Morelli hat sie, über meinen Kopf hinweg, wieder eingeführt. »Also, Doktor Canonica, Verbrechen macht sich doch nicht bezahlt?« Was soll ein Kriminalist auf einen solchen Unsinn antworten? Wer will schon wissen, daß auf ein aufgeklärtes Verbrechen zehn kommen, die nie bekanntwerden? Oder daß man definieren müßte, für wen sich das Verbrechen nicht bezahlt macht – vielleicht bestraft sich der Verbrecher selber, aber wie steht es mit allen anderen, die davon profitieren? Die Journalisten wollten hören, was ich von der *Morelli-Story* in *Quest’Ora* halte.

Giannini antwortete, die Redaktion habe »in dankenswerter Weise« zur Aufklärung der Mädchenmorde beigetragen. Ich sagte nichts: Alibi des Schweigens. Die Jungen in der Schule nehmen sich vor, nach dem Abitur ihre Lehrer zu verprügeln: Wenn man die Lehrer nicht vor dem Abitur verprügelt, tut man es nie. Ich hätte die Untersuchung gegen Vanetti, nicht gegen Morelli führen sollen – statt ruhmlos zu siegen, wäre ich ruhreich gescheitert. Offenbar entdeckt man die Achillesferse der Gesellschaft nur, damit man ja genau weiß, wo man Achilles nicht verletzen darf.

... Am späten Nachmittag fand ich endlich Zeit, mit dem Aufräumen meines Schreibtisches zu beginnen. Es war der richtige Tag dafür; keine Gefahr, sentimental zu werden. Wenn man seine Karriere mit einem Erfolg beendet, wird man weniger bemitleidet, daher bemitleidet man sich selbst etwas weniger. Schreibtischladen sind faszinierende Mementos der Unwichtigkeit. Ich fand das Ehrendiplom eines Klubs von Weinkennern – als man es mir verlieh, war ich sehr stolz; an der Einweihungszeremonie teilzunehmen, hatte ich vergessen. Da lag die Fahrkarte des Raubmörders Lorenzetti, sie muß aus dem Dossier gefallen sein. Ich hatte mich dem Fall sechs Monate ebenso leidenschaftlich gewidmet wie dem Fall Morelli – es ist drei Jahre her; wahrscheinlich wird mir in drei Jahren Morelli auch nicht mehr bedeuten. Eine Ansichtskarte aus der Schweiz, von der einzigen Frau, die ich, einige Jahre nach Adeles Tod, vielleicht geheiratet hätte – ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Ganz rückwärts sogar eine Zigarette, das Papier halb leer – ich habe vor sechs Jahren zu rauchen aufgehört. Ziemlich beschämende Unordnung für einen notorischen Pedanten. Morelli hat sein Aquarium zerschlagen, weil er seine Fische nicht fremden Menschen anvertrauen wollte. Ich bin überzeugt, daß sogar die Verbrecher ohne mich auskommen werden.

... Ich fuhr nach Hause, die Straßen waren ausgestorben. Ich kochte mir Hühnerleber in Armagnac, nach einem Rezept des Kochbuches *Aus der Pariser Hofküche der Caterina de' Medici*. Natürlich kenne ich das Rezept auswendig. Dann machte ich mich daran, die Weihnachtsgeschenke zu verpacken. Ich hatte sie seit Wochen parat, aber ich war nie dazu gekommen. Ich wollte zur Weihnachtsmette gehen, aber ich war zu müde. Von der Piazza Navona läuteten die Glocken. Ich dachte an Adele. Sie freut sich sicher, daß ich mich zurückziehe; es ist, als beträte ich das Vorzimmer einer Wohnung, die sie längst eingerichtet hat.

Montag, 25. Dezember. Wir hatten uns darauf geeinigt, Weihnachten bei Flaminio und Elisa zu feiern – richtiger: Ich hatte es mit taktvoller Erpressung so weit gebracht. Einmal, weil nur Flaminio und Elisa noch keine Kinderhaben: Hätten wir bei Pia gefeiert, wären die Kinder von Alfredo benachteiligt gewesen, hätten wir bei Alfredo gefeiert, die Kinder von Pia. Außerdem hat Flaminio die bescheidenste Wohnung – deshalb tut ihm die Auszeichnung wohl. Um Elisa eine Trumpfkarte in die Hand zu spielen, habe ich ihr, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Gansrezept *a la Christa Sonntag* anvertraut; es ist nicht mein Fehler, daß sie, vom Erfolg überwältigt, das Geheimnis preisgab. Im übrigen hatte das auch sein Gutes: Die Erwachsenen amüsierten sich köstlich über die Erzählung meiner Herzensfreundschaft mit dem Call-Girl. Allerdings fiel ein Schatten auf das Fest: Den älteren Kindern waren die Lobeshymnen der Zeitungen auf ihren Großvater nicht entgangen – selbstverständlich spielen mich die Zeitungen gegen *Quest'Ora* aus –; dabei erfuhren sie von meiner Pensionierung. Gerade am Weihnachtstag mußte ich unverschämt lügen: Ich erzählte ihnen, daß ich mich als Privatdetektiv betätigen werde; diese seien, wie die Beispiele Sherlock Holmes und Hercule Poirot lehren, ohnedies viel tüchtiger.

Wenn es nicht anders geht, werde ich die nächsten Verbrecherjagden schlankweg erfinden.

Die Kinder hatten einen großen *presepio* gebastelt, den ich gebührend bewunderte.

Die Krippe war schon am frühen Morgen aufgestellt worden, mit der Heiligen Familie, den Hirten und den drei Königen, rührenden alten Figuren, die Pia aus ihrer Kindheit aufbewahrt hat. Die Bescherung dauerte fast bis zum Mittagessen, dieses wieder bis in die Nachmittagsstunden. Alfredo brachte mich nach Hause und half mir, meine Geschenke in die Wohnung zu schleppen. Wenn ich meinte, auch nur einen geringen Teil der Liebe verdient zu haben, mit der mich meine Kinder und Enkelkinder überhäufen, wäre es um meine christliche Demut schlimm bestellt. Ich hatte Mühe, so zu tun, als freute ich mich mit allen Geschenken in gleicher Weise. Pia hat sich mit einer Originalausgabe des *Kochbuches der Isabella Gonzaga von Mantua* aus dem Jahr 1494 selbst übertröffen. ... Bei meiner Rückkehr habe ich vor meiner Tür das seltsamste Weihnachtsgeschenk gefunden. Mit den besten Grüßen von *Edizioni Vanetti*. Eine Bestechung, dachte ich, und so war es wohl auch gemeint, aber solche Bestechungen lasse ich mir gefallen. Die Xerox-Kopie des Morelli-Manuskriptes, so wie er es *Quest’Ora* übergeben hat - wahrscheinlich nur ein Teil seiner gesamten Aufzeichnungen, fragmentarisch, aber welche Lektüre! Rechtfertigung. Alle wollen sich rechtfertigen, auch die Narren. Der eine rechtfertigt sich für das, was er tut, der andere für das, was er lässt, der eine öffentlich, der andere vor sich selbst. Die Gerichtspsychiater würden die sexuellen Motive klären. Haß gegen die Frauen, weil er bei seinem ersten »Liebeserlebnis« (?) mit einer Geschlechtskrankheit infiziert wurde? Man kann nicht genug Fragezeichen setzen. Feinmechanik mit grobem Werkzeug. Morelli hat um seine sexualpathologischen Anlagen einen Festungswall von Rechtfertigungen ge-

baut. Komplizierte Motive für ein in Wahrheit einfaches (?) Motiv. Es wäre möglich, daß Morellis Haß gegen die Jugend die latente Geisteskrankheit ausgelöst hat. Aber natürlich auch, daß er nur, ein Alibi suchend, seinen Wahnsinn rationalisiert hat. Ich schäme mich, wie wenig ich gewußt habe. Ein Mörder geht um, vielleicht ein Lustmörder, vielleicht unzurechnungsfähig; das Handwerk muß ihm gelegt werden; man jagt ihn, man erlegt ihn – das ist alles. Man denkt an etwas anderes, an die Krippe, die Kinder, Kochrezepte, Familienglück, Glockenspiel. Und dann fand ich in den Aufzeichnungen des Mörders Aurelio Morelli Zeilen, Seiten, ganze Passagen, die ich selber hätte schreiben können. Doktor Italo Canonica, stellvertretender Chef der Mordkommission, Witwer, Familienvater, Großvater, Hüter der Sittlichkeit, Hüter des Staates, Hüter der Ordnung. Beruhige dich, sagte ich mir, du hast niemand ermordet. Kommt es auf die vollzogene Tat an? Vielleicht hatte Aurelio Morelli einen syphilitischen Vater, und mein Vater war gesund – sollte das der ganze Unterschied sein? Es lief mir kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß ich als Zeuge im Mordprozeß Morelli hätte auftreten müssen. Ein Lustmörder? Gewiß, Herr Vorsitzender. Wie aber, wenn mich der Mörder ins Kreuzverhör genommen hätte? Wie aber, wenn er mich gefragt hätte, was ein alternder Mann empfindet, den man, gesund an Leib und Herz und Gehirn, zum alten Eisen wirft? Wie aber, wenn er mich gefragt hätte, ob es gerecht ist, alle an den Pranger zu stellen, in deren Miene sich die ersten Runzeln zeigen? Wie aber, wenn er mich gefragt hätte, ob das Unbehagen, mit dem die Sünden der Jugend entschuldigt werden, nicht auch die Alten befällt; ob es denn schwerer ist, die Erbschaft einer elenden Welt anzutreten oder eine Welt zu verlassen ohne die Hoffnung, ihre Besserung zu erleben? Wie aber, wenn er mich gefragt hätte, ob nur der Jugend die Rebellion ansteht, während man den alten Rebellen auslacht? Wie aber, wenn er mich gefragt hätte, ob es, neben dem Mitleid mit der Jugend,

nicht auch Mitleid mit dem Alter geben sollte? Sie sind ein Sexualmörder, hätte ich erwidert, was gehen Sie meine Gefühle an. Sie haben vier junge Menschen ermordet. Das habe ich längst gestanden, hätte er erwidert, aber warum stellt man mich nicht vor ein Altersgericht; da es Jugendgerichte gibt, sollte es Altersgerichte geben; den Jungen billigt man Jugend als mildernden Umstand zu, warum gilt die große Krankheit des Alters nicht als mildernder Umstand? Die Glocken läuteten, ich las bis in die frühen Morgenstunden. Wir werden uns keine Fragen stellen, Morelli und ich, dem Hüter des Gesetzes wird es erspart bleiben, Ähnlichkeiten mit dem Mörder zu entdecken. Schon morgen werde ich nichts von diesen Ähnlichkeiten wissen. Aber daß ich ein »letztes, ruhmreiches Kapitel« geschrieben hätte, werde ich auch morgen oder übermorgen und in aller Ewigkeit nicht glauben. Morelli ist tot, ich räume meinen Schreibtisch auf. Die Journalisten sagten, Vanetti sei wieder gesund, er habe große Pläne, *Quest’Ora* sei nicht mehr zu schlagen, er werde Millionen in *Positivismo* investieren, erdenke an die Gründung einer Tageszeitung. Wenn ich jünger wäre, würde ich vielleicht glauben, daß es an der Gesellschaft liegt, in der wir leben, aber ich täusche mich nicht: Jedes Gesetz ist einem anderen Gesetz Untertan, jede Gesellschaft einer anderen Gesellschaft, Gesetze sind Pyramiden aus Menschen, Gesellschaften sind Pyramiden aus Menschen, und ganz oben, auf der Spitze der Pyramide, steht dann schwankend, triumphierend, zitternd und unveränderlich die menschliche Natur. Oben stehen immer die Vanetti.

Carlo Vanetti

Um Maria eine Freude zu bereiten, bin ich am Weihnachtsmorgen früh aufgestanden, wie in der Vergangenheit, als Beatrice und Francesco noch Kinder waren. Maria hatte mit dem Personal die Krippe aufgestellt und die Geschenke um sie gruppiert. Mein Weihnachtsgeschenk für Maria, einen Solitär von sieben Karat, habe ich zum Glück schon von meiner Spanienreise mitgebracht. Man soll Schmuck in Spanien kaufen, der Ring ist eine ausgezeichnete Investition. *Die Juwelenpreise steigen beständig, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, weil die Leute in unsicheren Zeiten gern Werte kaufen, die man »in der Tasche mitnehmen« kann. Allerdings weiß ich nicht, wohin man sie, wenn man sie »mitnehmen« müßte, mitnehmen sollte.* Aber mir kommt es ohnedies auf den sentimental Wert an, und Marias Jubel zeigte mir, daß ich das Richtige getroffen habe. *Übrigens bleiben Juwelen so beliebt, weil die Männer bei ihrem Ankauf einen vernünftigen Vorwand für ihren Leichtsinn finden, die Frauen aber ihre Trophäen zeigen wie die Weiber der Kopfjäger die zu ihren Ehren abgeschnittenen Häupter der Feinde. Sowohl Juwelen wie Köpfe sind Sexsymbole.*

Selbstverständlich habe ich auch Claretta ein hübsches Präsent geschickt, sozusagen als Prolog zum Abschied. Kein so billiges, daß es kleinlich wirken, und kein so teures, daß es zu neuen Hoffnungen berechtigen könnte. Es zeigt sich wieder einmal, daß die Geliebten immer den kürzeren ziehen, was aber nur gerecht ist, wenn sie sich mit verheirateten Männern einlassen. Die romanischen Völker – aber nicht nur diese – lieben es, über die männlichen und weiblichen cocues zu spotten; es wäre viel realistischer und auch amüsanter, die gehörnten Betrüger und betrogenen Betrügerinnen zu verhöhnen. Wie oft habe ich die unglückliche Claretta enttäuscht, weil ich im

letzten Moment Maria auf eine Geschäftsreise mitnehmen mußte. Als Maria Lungenentzündung hatte, konnte ich Clareta drei Wochen lang nicht besuchen; das Umgekehrte wäre nicht geschehen. Wer ist lächerlicher – der Mann, der seine Frau mit ihrem Geliebten im Bett ertappt, oder der nackte Kerl, der auf den kalten Balkon flüchten muß? Die Geliebten sind von einer Frau abhängig, die sie meistens gar nicht kennen. Und die trügerischen Hoffnungen! Ein Mann verläßt seine Frau entweder in den ersten sechs Monaten einer neuen Beziehung oder gar nicht. Die gehörnte Geliebte erhält zu Weihnachten eine Nerzstola statt eines Solitärs. Man will einer Geliebten Freude bereiten, aber für Kapitalanlagen kommen sie nicht in Frage. Es war also ein strahlender Morgen, die Dezembersonne streute goldene Dukaten über den Spannteppich. Leider setzte Maria, gleich nachdem sie sich mit dem Ring kindisch gefreut hatte, eine Trauermiene auf. *Es ist nicht hübsch, aber Männer können nun einmal kranke und traurige Frauen nicht ertragen.* Es fiel mir nicht schwer, ihre Gedanken zu erraten: ein altes Ehepaar, das allein geblieben ist. Dennoch fand ich Marias Bemerkung beim Frühstück – »Wir sind zum erstenmal allein, Carlo, ist dir das klar?« – vollkommen unangebracht, einmal, weil sie weiß, daß ich mich nicht aufregen darf, zum anderen, weil es eben die Natur so will, daß die Vöglein, sind sie flügge, ihr Nest verlassen.

Weil ich immer aufrichtig mit mir bin, muß ich allerdings gestehen, daß mich die Abwesenheit Beatrices schmerzlich berührte. Sie mußte mit ihrem Eiszapfen-Romeo nach St. Moritz fahren, weil er dort reiche Amerikanerinnen in der lächerlichen Kunst unterweist, unsicher auf zwei Brettern zu stehen, wo sie sicher auf zwei Füßen stehen könnten. Daß die Schweizer jetzt auch mondäne Fremdarbeiter importieren, geht zu weit. Maria behauptet natürlich, die moderne Erziehung sei an allem schuld; früher wäre es undenkbar gewesen, daß ein Mädchen aus gutem Haus seine Ferien allein mit einem fremden

Mann verbringt. Mag sein, aber es ist zu spät. *Wir haben mehr Angst vor der Heuchelei als vor der Unmoral, obwohl Heuchelei nicht unmoralisch, sondern eher eine ungeschickte Verbeugung vor der Moral ist. Meine Generation hat den Kindern alle Freiheiten gewährt und nicht daran gedacht, daß Kinder keine Experimentierobjekte sind: So sind sie zu einer lugend herangewachsen, die so mißlungen ist wie die meisten Experimente. Die Kinder bestrafen uns für die Freiheiten, die wir ihnen gewährten, was sich unter anderem darin äußert, daß sie früh heiraten. Einst war der junge Ehemann ein Narr, der finanziell für die Tochter eines fremden Mannes aufkam, jetzt ist der Vater ein alter Narr, der, neben seinem eigenen, auch noch für ein fremdes Kind sorgt. Wahrscheinlich ist es aber egal: Ob man Löwenbabys bei sich zu Hause mit der Milchflasche ernährt oder ob man sie gleich hinter die Gitter des Zoologischen Gartens sperrt, früher oder später kommt ihre Raubtiernatur doch zum Vorschein. Heranwachsende Löwen gehören nicht ins Haus, sondern in die Wüste oder in den Zoo. Es hat noch keinen Löwen gegeben, der sich dankbar seiner Kindheit erinnert hätte.*

Es zeigt sich wieder einmal, wie wenig wir von unseren Kindern wissen. Ich war sicher, daß Beatrice einen Prinzen oder einen Millionär heiraten würde – ein reicher Prinz wäre mir am liebsten gewesen –, Francesco dagegen irgendein ungewaschenes Blumenmädchen. Und nun hat mir Francesco am Telefon anvertraut, daß er schon im Februar die Tochter von Ferrari heiraten wird. Sie spielt in der *jeunesse doree* eine so große Rolle, daß wir einmal ihr ganzseitiges Bild veröffentlicht haben. Das war allerdings zu einer Zeit, als man die Gesellschaft noch für amüsant hielt.

Nicht etwa, daß mich der Verlag Ferrari interessieren würde. Ich weiß genau, was ich an den Druckaufträgen Ferraris verdienen – es kann für ihn nicht rentabel sein. Er ist ein hochmüti-

ger Intellektueller, der mit seinem Erfolg nichts anzufangen weiß. Es gibt Menschen wie mich, die der Erfolg veredelt, und andere, die er entstellt. Unberührt vom Erfolg bleibt niemand. Ferrari ist sehr stolz darauf, daß sein Verlag ein »Profil« hat, was das sicherste Zeichen der künftigen Pleite ist. Dieser Stolz auf das »Profil«! Profil ist das halbe Gesicht, und wer glaubt, daß er mit dem halben Gesicht auskommt, weiß nichts von der Härte des Konkurrenzkampfes. Nur ein En-face-Verleger hat heute eine Chance, schwere Zeiten zu überleben.

Ich habe Francescos Vertrauen mit Vertrauen vergolten und ihm gesagt, daß ich die Gründung eines eigenen Buchverlages plane. Ich könnte das wirklich tun, weil es mir nicht schwerfiele, die eventuellen Verluste eines Buchverlages von der Steuer abzusetzen – man sollte nur Verluste erleiden, die man sich leisten kann. Dennoch ist die Idee mit dem Buchverlag nicht allzu ernst gemeint. Ich will nur ein Tauschobjekt in der Hand haben – wenn Ferrari darauf verzichtet, in das Zeitschriftengeschäft einzubrechen, verzichte ich auf den Buchverlag, den ich gar nicht gründen wollte. Die Nachricht, daß ich *Positivismo* nicht zu verkaufen gedenke, hat Francesco überraschend gut aufgenommen. Ich habe meine Ablehnung mit einem Weihnachtsgeschenk verbunden. Ich will Francesco nicht nur zum Chefredakteur von *Positivismo* machen, sondern ihn auch beteiligen – vorerst, sagen wir, mit fünfundzwanzig Prozent. Eine Zeitung mit Linkstendenz hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn der Mann, der sie redigiert, am Gewinn beteiligt ist. Schlechtbezahlte Angestellte werden von kapitalistischem Ehrgeiz übermannnt, was dem Publikum auf die Dauer nicht entgehen kann. Sozialismus wird nur durch Wohlstand glaubwürdig. Ich muß ohnedies befürchten, daß Francesco, wenn er die Ferrari heiratet, den Kontakt mit der fortschrittlichen Jugend verliert. Wenn ich nicht etwas Revolutionäres machen wollte, hätte ich Beroglio behalten können. Eine Zeitlang werde ich freilich meine Hände noch unauffällig über Francesco halten. Neue

Ideen können nur von alten Männern kommen – heute mehr denn je. Die Jugend wirft uns vor, alles falsch gemacht zu haben, aber sie ist zu faul, es besser zu machen oder auch nur zu präzisieren, was sie für falsch hält. Schmutz wird nicht fortgeräumt, indem man sich darauf niederläßt. Passive Resistenz ist nicht revolutionär, sondern ein Vorwand zum Nichtstun. Die Jugend von heute verhält sich zum Alter wie die Kritiker zum schaffenden Künstler.

Nun ja, das Haus ist leer, und die Krippe steht im Salon, als wäre sie dort an einem Weihnachtsmorgen, als die Kinder noch Kinder waren, vergessen worden. Francesco hat gestern abend und heute früh angerufen – *man kommt seinen Eltern nahe, wenn man glaubt, auf sie nicht angewiesen zu sein*. Beatrice sagte am Morgen, daß sie noch einmal anrufen werde, aber offenbar hat sie es vergessen. Meine Beziehungen zu Beatrice waren beinahe die eines Liebhabers., daher konnte mich ein Skilehrer aus dem Sattel heben. Francesco hat mich nie geliebt, deshalb lernt er mich schätzen.

Nach meinem Mittagsschlaf zog ich mich an, zum erstenmal seit meiner Krankheit. Es war wie eine Neugeburt, denn in Schlafrock und Pantoffeln fühlt sich selbst der männlichste Mann alt. Ich trank Kaffee mit Maria, aber die ungeduldige Langweile wollte nicht weichen. *Nicht die schlechten Ehen sprechen gegen die Institution der Ehe, die sind nur unglückliche Zufälle. Gegen die Institution der Ehe sprechen die guten Ehen: Sie sind wie chronische Krankheiten, die man auszuheilen versäumt, weil sie einen nicht erschrecken.* Ich wanderte durch das Haus, das mir zum erstenmal zu groß erschien. Ich fragte mich, ob ein kinderloses Ehepaar ein so großes Haus braucht – alle alternden Ehepaare sind kinderlos. Je größer ein Haus ist, desto weniger achtet der eine das Privatleben des anderen; ich fürchte, daß ich im leeren Haus immer wieder auf die arme Maria stoßen werde. Draußen wurde es dunkel, und

Beatrice hatte noch immer nicht angerufen. Vor allem machte es mich aber nervös, daß ich nichts von Bossi gehört hatte. Er hätte daran denken müssen, daß Nervosität meinem Herzen schadet.

Ich setzte mich an den Kamin und blätterte zum hundertenmal in der Weihnachtsnummer. Statt *Ich bin der Mörder der Hertha Enzian* sollte es jetzt *Ich war der Mörder der Hertha Enzian* heißen, aber die Plakate sind gedruckt; Morelli hat darauf keine Rücksicht genommen. Ein alter Fischer in Portofino hat mir einmal gesagt: »Ich hatte viele Schwierigkeiten im Leben, aber die meisten sind nie geschehen.« Ich weiß, was er meinte. Ohne den Fall Morelli hätte ich nie einen Herzinfarkt erlitten, und dabei bestand kein Grund zur Aufregung.

Vom Standpunkt der Behörden ist es viel nützlicher, daß die Mörder ihre Memoiren vor ihrer Verhaftung als nachher zu Papier bringen. Manche Mörder werden nie verhaftet: Wenn man schon den Mörder nicht erwischt, sollte man wenigstens aus seinen Erinnerungen lernen. Die Erinnerungen von Mördern aber, die gestanden haben, sind ganz uninteressant. Solche Leute verfügen nicht über die gebührende Objektivität. Der ideale Zustand wäre freilich, wenn die Übeltäter ihre Übelaten verkauften, bevor sie sie begehen. Ein Raubmörder, der seine Memoiren verkauft, käme vielleicht gar nicht auf den Gedanken, sich auf gewaltsame Weise zu bereichern. Gäbe man Staatsmännern, Revolutionären und Generälen die Möglichkeit, ihre diplomatischen Aktionen beziehungsweise ihre umstürzlerischen Absichten und ihre blutigen Schlachten zu beschreiben, bevor sie geplant beziehungsweise ausgeführt oder geschlagen werden, könnten Fehlkalkulationen, Störungen der Ordnung, ja sogar Kriege vermieden werden. Der Gedanke ist gar nicht absurd. Jeder weiß, daß angesagte Revolutionen nicht stattfinden – um wieviel weniger würden beschriebene Revolutionen stattfinden! Was die Mörder betrifft, so ist

die Veröffentlichung ihrer Memoiren der größte Dienst, den man der Öffentlichkeit erweisen kann. Im Gerichtssaal werden ihre schändlichen Handlungen ohnedies in allen Einzelheiten ausgebreitet, von einer Diskretion kann also keine Rede sein. Im Gegenteil: Die Gerichtssaalberichte unterliegen keiner Zensur, während es der Presse freisteht, Aussagen, die sie exklusiv bestellt und für die sie gezahlt hat, durch das Sieb der Moral zu filtern. Morelli, zum Beispiel. So wie seine Taten in Quest’Ora dargestellt sind, handelt es sich um die Morde eines Sexualverbrechers, die jeden normalen Leser abstoßen. Dagegen könnten seine Motive auf labile Gemüter anziehend wirken. Wir haben sie gestrichen.

Nur weil ich von übertriebener Korrektheit bin, konnte ich also annehmen, daß man unsere redlichen Absichten anzweifeln und uns aus den Morelli-Papieren einen Strick drehen würde. Der Mord an Agnese di Donanelli ist natürlich sehr bedauerlich. Ihr Vater ist ein hochangesehener Mann. Aber das Verbrechen ist wenigstens aufgeklärt: Ohne unsere Mitarbeit hätte es als unaufgeklärtes Verbrechen die staatliche Autorität untergraben und Verbrecher zu neuen Taten ermutigt. Die Polizei weiß genau, was sie uns verdankt, wenn wir auch auf öffentliche Anerkennung verzichten. *Sogenannte Moralisten sind altmodische Leute, die nicht begreifen wollen, daß sich die größeren Freiheiten auch auf eine liberale Interpretation der Sittlichkeit beziehen. Sie schmeicheln sich der Spießermoral mit der hämischen Bemerkung an, daß man die Großen laufenläßt und die Kleinen henkt: Diese hetzerische Spekulation auf die Gefühle des Durchschnittsbürgers stammt aus einer unszialen Zeit, da der Satz noch zutraf. Sie ist, zum Glück, überwunden. Heute herrscht eine demokratische Gerechtigkeit. Man henkt niemand mehr.*

Trotz solcher beruhigender Gedanken versteh ich es immer noch nicht, Aufregungen von mir fernzuhalten. Ich ging im

Haus auf und ab; ich begann zu fürchten, daß Bossi, unter dem Eindruck der Ereignisse, wie man sagt, kalte Füße bekommen habe. Was ihm abgeht, das ist die revolutionäre Vergangenheit Francescos; ich habe schon bemerkt, daß er seine Hemmungen nachholen will. Ich bin eben noch nervlich mitgenommen. Ich werde im Januar für drei Wochen an die Riviera fahren. Daß es mir gelungen ist, Schwester Birgitte als Privatpflegerin zu verpflichten, sollte einerseits meine Familie beruhigen, andererseits wird es mir die Rückkehr zu einem normalen Dasein erleichtern. Es ist, wer weiß, leichter, sich an das Ungewöhnliche als an die Normalisierung zu gewöhnen. Selbstverständlich habe ich Schwester Birgitte zu Weihnachten eine Krokodilhandtasche geschickt. Ein Mann in meiner Stellung bahnt eine Beziehung am besten mit einer Krokodilhandtasche an, denn die ist teuer genug, um als großzügiges Geschenk zu gelten, aber sie ist doch noch -gegebenenfalls – mit einem kostspieligerem zu überbieten. Rauchen darf ich ohnedies nicht mehr. Es war gegen sechs, und ich wollte mich gerade beunruhigt zur Ruhe begeben, als der etwas enttäuschende Weihnachtstag durch den Anruf Bossis doch noch in erfreulicher Weise abgeschlossen wurde.

Bossi weiß, wie ich sehe, die Aufgabe zu schätzen, die ich ihm anvertraut habe. Allerdings kann er diesmal nicht mit Prozenten rechnen – weil es ungesund ist, Angestellte mit Beteiligungen zu verwöhnen und in der Illusion der Unabhängigkeit zu wiegen; weil er an der *Enzian-Story* ohnedies über Gebühr verdient hat; vor allem, weil die australische Reportage ganz allein meine Idee ist und ich sie, trotz meiner Krankheit, mit gewohnter Umsicht organisiert habe. Eine herrliche Sache, was dieser australische Chirurg, Professor Stephen K. Conning, plant, und es ist eine Befriedigung, an einem solchen fortschrittlichen Unternehmen, wenigstens indirekt, beteiligt zu sein. Der Professor wird ein menschliches Herz verpflanzen, das heißt, das müde Herz eines hoffnungslos kranken Patienten

mit dem Herzen eines Toten ersetzen. Das ist nicht nur eine Heldentat der Wissenschaft, die vollkommen neue Perspektiven eröffnet, sondern auch ein Experiment, das, wie alle Experimente – und die meisten Heldentaten – bedeutender finanzieller Mittel bedarf. Professor Conning, ein moderner junger Mann, der den Wert der Publicity zu schätzen weiß, hat die Absicht, eine eigene Klinik mit einer regelrechten Herzbank zu gründen. Es ist nur natürlich, daß er den Antrag mehrerer internationaler Magazine akzeptiert hat, seine Memoiren zu veröffentlichen. Vor ein paar Wochen hätte man die italienischen Rechte noch *Lui e Lei* angeboten, aber mit der *Morelli-Story* haben wir die Stümper endgültig aus dem Feld geschlagen. Die Zeiten, da ich mich mit einer guten Story begnügte, die ein amerikanisches Copyright trägt, sind vorbei. Meinen jungen Leuten habe ich wieder einmal bewiesen, daß es auf die Exklusivität ankommt. Ich habe die Erlaubnis erwirkt, daß unser Mann – der bewährte Bossi – bei der Operation als einziger Journalist anwesend sein darf. Damit keine überflüssige Aufregung entsteht, die dem Patienten schaden und die Konkurrenz auf den Plan rufen könnte, wird Bossi dem sensationellen Eingriff in der Verkleidung einer Krankenschwester beiwohnen. Das war schwierig, denn ich mußte mir die Einwilligung des Patienten sichern. Ich habe seine Memoiren gekauft. Wenn er stirbt, schreibt sie seine Frau. Schade, daß Francesco, der wirklich vorzügliche Bilder von Morelli angefertigt hat – in der Neujahrssummer weiche ich von meinem Prinzip ab, nur noch schöne Frauen aufs Titelblatt zu setzen; wir bringen Morelli an dem Fiume Astura –, es tut mir leid, daß Francesco nicht nach Sydney fahren kann; am liebsten hätte ich ihn auch mit dieser großen Aufgabe betraut. Aber der junge Spagnoli soll sich seine Sporen verdienen. Ich habe ihn angewiesen, neben der Operation auch Bossi zu fotografieren, denn für das Publikum ist ein vierschrötiger kleiner Reporter in Schwesterntracht mindestens ebenso amüsant wie die Operation selbst. Die Amerikaner

haben uns gelehrt, daß es immer auf die *human interest story* ankommt, und Bilder von Bossi werden am besten zeigen, daß *Quest’Ora* dabei war. Seit dem Siegeszug des Fernsehens gibt es kaum ein Ereignis, bei dem das Publikum nicht dabei ist – mit der Story des Herzpatienten schlagen wir das Fernsehen, die Konkurrenz und das Publikum.

Daß ich auf den guten Bossi eine Zeitlang werde verzichten müssen, ist ein gewisser Nachteil, aber ich muß ihn in Kauf nehmen. Niemand weiß nämlich, wann sich ein zur Verpflanzung geeignetes Herz findet. Geburten kann man berechnen; aufs Sterben kann man sich noch immer nicht verlassen. Wenn jedoch – nicht zuletzt dank meiner Hilfe – die Wissenschaft weitere Fortschritte macht und Herzen aufbewahrt werden wie heute Blutplasmen, wird man nicht mehr auf den Zufall angewiesen sein. Bossi rief so spät an, weil seine Maschine nach Sydney mit fünfeinhalb Stunden Verspätung abfliegt. Der gute Junge hat den ganzen Weihnachtstag im Flughafen verbracht. Er war sehr aufgeregt, aber ich habe ihm versichert, daß man mit der Operation nicht vor seiner Ankunft beginnen wird.

Bei einer Tat, auf die die Menschheit seit Adam und Eva gewartet hat, kann es auf ein paar Stunden mehr oder weniger nicht ankommen.

Ich ging beruhigt schlafen. Die Angst wich, die mich seit den ersten Tagen der Morelli-Affäre gelähmt hatte. Ich sehe der Zukunft mit gutem Gewissen und lauterer Hoffnung entgegen. Man kann einen zweiten Herzinfarkt erleiden. Aber man muß nicht.